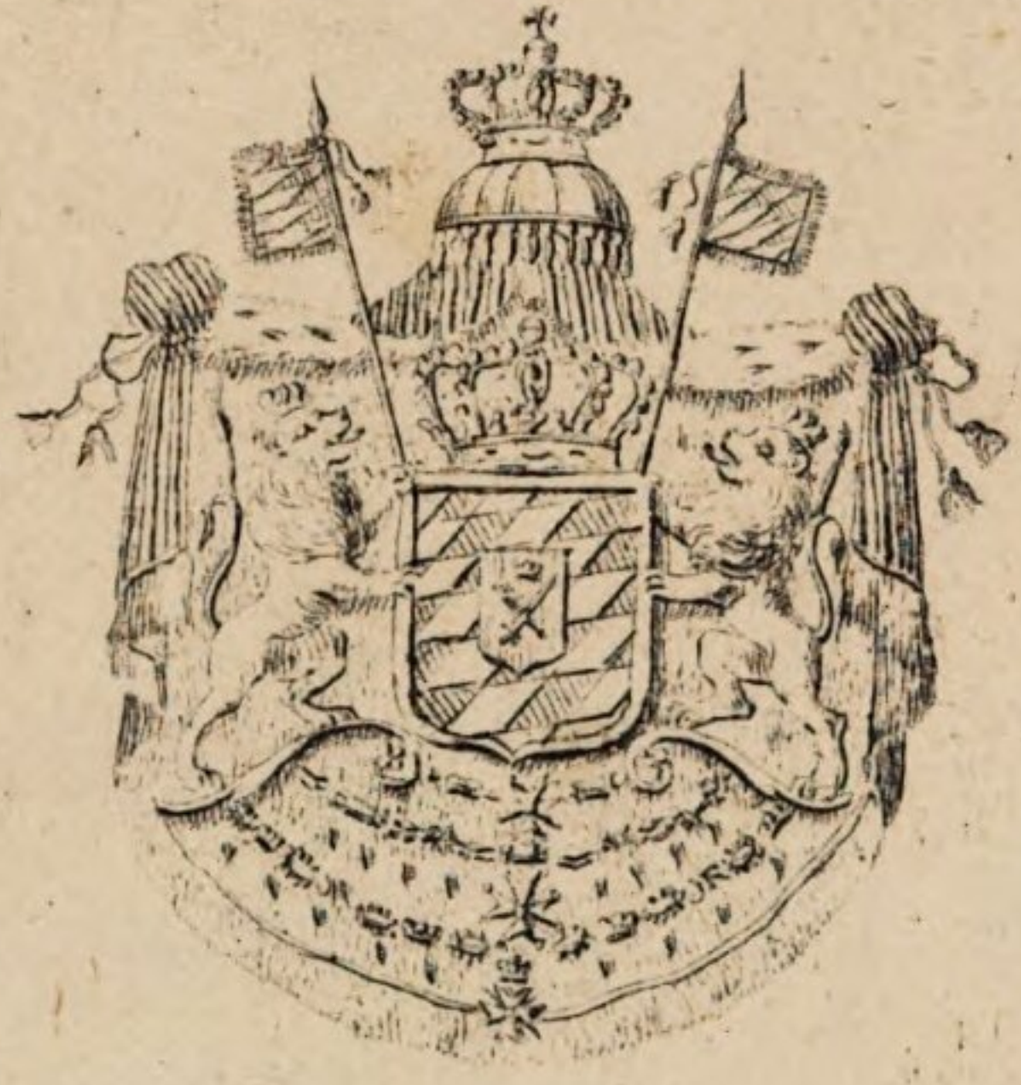
2. eleg. 9.
122 m — 1,2.



BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Polymnia,

oder

theoretisch-praktische Sammlung

über

das Gesammt-Gebiet

teutscher Prosa und Dichtkunst

in

systematischer Ordnung

entworfen

von

L. M. Eisenschmid,

Professor.

I. Abtheilung.

Das Gebiet der Prosa.

Zweiter Band. Erstes Heft.

Bamberg und Aschaffenburg,

bei Joh. Cas. Dresch,

1827.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

2) Der Münster in Straßburg.

Je mehr ich die Façade des Münsters betrachtete, desto mehr bestärkte und entwickelte sich jener erste Eindruck, daß hier das Erhabene mit dem Gefälligen in Bund getreten sey. Soll das Ungeheuere, wenn es uns als Masse entgegentritt, nicht erschrecken, soll es nicht verwirren, wenn wir sein Einzelnes zu erforschen suchen: so muß es eine unnatürliche, scheinbar unmögliche Verbindung eingehen, es muß sich das Angenehme zugesellen. Da uns nun aber allein möglich wird den Eindruck des Münsters auszusprechen, wenn wir uns jene beiden unverträglichen Eigenschaften vereinigt denken; so sehen wir schon hieraus, in welchem hohen Werth wir dieses alte Denkmal zu halten haben, und beginnen mit Ernst eine Darstellung, wie so widersprechende Elemente sich friedlich durchdringen und verbinden konnten.

Vor allem widmen wir unsere Betrachtungen, ohne noch an die Thürme zu denken, allein der Façade, die als ein aufrecht gestelltes längliches Viereck unsern Augen mächtig entgegnet. Nähern wir uns derselben in der Dämmerung, bei Mondschein, bei sternheller Nacht, wo die Theile mehr oder weniger undeutlich werden und zuletzt verschwinden; so sehen wir nur eine colossale Wand, deren Höhe zur Breite ein wohlthätiges Verhält-

niß hat. Betrachten wir sie bei Tage und abstrahiren durch Kraft unseres Geistes vom Einzelnen; so erkennen wir die Vorderseite eines Gebäudes, welche dessen innere Räume nicht allein zuschließt, sondern auch manches Danebenliegende verdeckt. Die Öffnungen dieser ungeheueren Fläche deuten auf innere Bedürfnisse, und nach diesen können wir sie sogleich in neun Felder abtheilen. Die große Mittelthüre, die auf das Schiff der Kirche gerichtet ist, fällt uns zuerst in die Augen. Zu beiden Seiten derselben liegen zwei kleinere, den Kreuzgängen angehörig. über der Hauptthüre trifft unser Blick auf das radförmige Fenster, das in die Kirche und deren Gewölbe, ein ahnungsvolles Licht verbreiten soll. An den Seiten zeigen sich zwei große senkrechte, länglichviereckte Öffnungen, welche mit der mittelsten bedeutend contrastiren und darauf hindeuten, daß sie zu der Base emporstrebender Thürme gehören. In dem dritten Stockwerke reihen sich drei Öffnungen an einander, welche zu Glockenstühlen und sonstigen kirchlichen Bedürfnissen bestimmt sind. Zu oberst sieht man das Ganze durch die Ballustrade der Gallerie, anstatt eines Gesimses, horizontal abgeschlossen. Jene beschriebenen neun Räume werden durch vier vom Boden aufstrebende Pfeiler gestützt, eingefaßt und in drei große perpendiculäre Abtheilungen getrennt.

Wie man nun der ganzen Masse ein schönes Verhältniß der Höhe zur Breite nicht absprechen

kann, so erhält sie auch durch diese Pfeiler, durch die schlanken Eintheilungen dazwischen, im Einzelnen etwas gleichmäßig Leichtes.

Verharren wir aber bei unserer Abstraktion und denken uns diese ungeheuere Wand ohne Zierathen mit festen Strebepfeilern, in derselben die nöthigen Öffnungen, aber auch nur in sofern sie das Bedürfniß fordert; gestehn wir auch diesen Haupt-Abtheilungen gute Verhältnisse zu: so wird das Ganze zwar ernst und würdig, aber doch immer noch lästig unerfreulich und als zierdelos unkünstlich erscheinen. Denn ein Kunstwerk, dessen Ganzes in großen, einfachen, harmonischen Theilen begriffen wird, macht wohl einen edlen und würdigen Eindruck, aber der eigentliche Genuß, den das Gefallen erzeugt, kann nur bei übereinstimmung aller entwickelten Einzelheiten statt finden.

Hierin aber gerade befriedigt uns das Gebäude, das wir betrachten, im höchsten Grade; denn wir sehen alle und jede Zierathen jedem Theil, den sie schmücken, völlig angemessen, sie sind ihm untergeordnet, sie scheinen aus ihm entsprungen. Eine solche Mannigfaltigkeit gibt immer ein großes Behagen, indem sie sich aus dem Gehörigen herleitet und deßhalb zugleich das Gefühl der Einheit erregt, und nur in solchem Falle wird die Ausführung als Gipfel der Kunst gepriesen.

Durch solche Mittel sollte nun eine feste Mauer, eine undurchdringliche Wand, die sich noch dazu als Base zweier himmelhohen Thürme anzukündi-

gen hatte, dem Auge zwar als auf sich selbst ruhend, in sich selbst bestehend, aber auch dabei leicht und zierlich erscheinen, und, obgleich tausendfach durchbrochen, den Begriff von unerschütterlicher Festigkeit geben.

Dieses Räthsel ist auf das glücklichste gelöst. Die Öffnungen der Mauer, die soliden Stellen derselben, die Pfeiler, jedes hat seinen besonderen Charakter, der aus der eigenen Bestimmung hervortritt, dieser kommunicirt sich stufenweis den Unterabtheilungen, daher alles im gemäßen Sinne verziert ist, das Große wie das Kleine, sich an der rechten Stelle befindet, leicht gefaßt werden kann, und so das Angenehme im Ungeheueren sich darstellt. Ich erinnere nur an die perspektivisch in die Mauerdicke sich einsenkenden, bis ins Unendliche an ihren Pfeilern und Spitzbogen verzierten Thüren, an das Fenster und dessen aus der runden Form entspringende Kunstrose, an das Profil ihrer Stäbe, so wie an die schlanken Rohrsäulen der perpendikulären Abtheilungen. Man vergegenwärtige sich die stufenweis zurücktretenden Pfeiler, von schlanken, gleichfalls in die Höhe strebenden, zum Schutz der Heiligenbilder baldachinartig bestimmten, leichtsäuligen Spitzgebäudchen begleitet, und wie zuletzt jede Rippe, jeder Knopf als Blumenknauf und Blattreihe, oder als irgend ein anderes im Reinsinn ungeformtes Naturgebilde erscheint. Man vergleiche das Gebäude, wo nicht selbst, doch Abbildungen des Ganzen und des Einzelnen, zu

Beurtheilung und Belebung meiner Aussage. Sie könnte Manchem übertrieben scheinen: denn ich selbst, zwar im ersten Anblicke zur Neigung gegen dieses Werk hingerissen, brauchte doch lange Zeit, mich mit seinem Werth innig bekannt zu machen.

Unter Tadlern der gothischen Baukunst aufgewachsen, nährte ich meine Abneigung gegen die vielfach überladenen, verworrenen Zierathen, die durch ihre Willkührlichkeit einen religiös düsteren Charakter höchst widerwärtig machten; ich bestärkte mich in diesem Unwillen, da mir nur geistlose Werke dieser Art, an denen man weder gute Verhältnisse, noch eine reine Konsequenz gewahr wird, vors Gesicht gekommen waren. Hier aber glaubte ich eine neue Offenbarung zu erblicken, indem mir jenes Tadelnswerthe keineswegs erschien, sondern vielmehr das Gegentheil davon sich aufdrang.

Wie ich nun aber immer länger sah und überlegte, glaubte ich über das Gesagte noch größere Verdienste zu entdecken. Herausgefunden war das richtige Verhältniß der größern Abtheilungen, die so sinnige als reiche Verzierung bis ins Kleinste; nun aber erkannte ich noch die Verknüpfungen dieser mannigfaltigen Zierathen unter einander, die Hinleitung von einem Haupttheile zum andern, die Verschränkung zwar gleichartiger, aber doch an Gestalt höchst abwechselnder Einzelnheiten, vom Heiligen bis zum Ungeheuer, vom Blatt bis zum Zacken. Je mehr ich untersuchte, desto mehr gerieth ich in Erstaunen; je mehr ich mich mit

Messen und Zeichnen unterhielt und abmüdete, desto mehr wuchs meine Anhänglichkeit, so daß ich viele Zeit darauf verwendete, theils das Vorhandene zu studiren, theils das Fehlende, Unvollendete, besonders der Thürme, in Gedanken, und auf dem Blatte wieder herzustellen.

v. Göthe.

3) Gruppe der Niobe mit ihrer jüngsten Tochter.

Niobe ist als Frau in reifen Jahren vorgestellt, in welchen die Natur alle ihre Würde, Größe und Kraft erreicht hat, und noch nicht abnimmt, sondern in ihrer vollkommensten Fülle und Pracht erscheinet.

Sie stehet, nicht als wenn sie eilends vorwärts schreiten wollte, sondern als wenn sie eben zur Seite auswiche, um durch ihre Wendung das Kind zu bergen, welches im mütterlichen Schooße Zuflucht sucht, erschrocken, jammernd, abwehrend sich windet, und die kommenden Pfeile schon in dem zarten Körper zu fühlen glaubt. Die Mutter bückt sich über, und drückt das Kind, mit der rechten Hand, zärtlich und schützend, in den Schooß, hält es zwischen ihren sich schließenden Knieen. Sie ist etwas nach der linken zugewendet, indem sie, vorwärts und nach der rechten hin, über sich schaut, wo die Gefahr herkommt, welcher sie ausweichen will. Im hohen schmerzhaften Gefühl der Mutterliebe, ernst und klagend, nicht stolz, wie einige zu sehen geglaubt haben, auch nicht verzweifelnd, welches gegen den Adel ihrer hohen Natur wäre, sondern besorgt und in Ängsten, doch weniger für sich, als für das Kind, ihres Herzens Liebling. Die linke faßt und zieht

den Mantel über die Schulter, als wollte sie auch diesen zum Schutz anwenden, sich und das Mädchen mit demselben bedecken.

Dieses hängt an der Mutter, es faßt sie mit der Linken um die Hüfte, die Rechte ist über das Haupt gebogen, kommende Pfeile aufzufangen, abzuwenden; es kniet, aber nicht auf der Erde, sondern schwebt gleichsam in ängstlicher Bewegung, nur etwa auf der Spitze des rechten Fußes ruhend, der, mit Gewand bedeckt nicht sichtbar ist, das linke Knie steht weiter zurück, als das rechte, und berührt samt dem Fuß, die Erde nicht. Die Haare der Niobe, einfach von einem Bande gefaßt, verbreiten sich reichlich im Nacken und auf dem Rücken, einzelne Locken fallen über die Schultern gegen den Busen herab. Das Untergewand hat keine Ärmel, sondern läßt ihre Arme frei; weit und lang bedeckt es die Füße zum Theil, und ist unter der Brust, einfach mit einem Gürtel gebunden. Der Mantel schlägt sich, vielgefaltet, um den Schooß zusammen, und geht, von der rechten Seite, über den Rücken hinauf, bis nach der linken Schulter, über welche er gezogen ist, und von da er wieder in den Schooß niederfällt. Die Schuhe sind mit beinahe zollhohen Sohlen versehen.

Das Mädchen hat die Haare gleich der Mutter gebunden, sie fallen unter der Hand derselben reichlich über den Nacken herab. Sein Untergewand, ebenfalls ohne Ärmel, wird unter der

Brust, mit einer Schnur oder einem schmalen Bändchen, an den Leib gehalten, es hat nur wenig flache, wellenförmige Falten, und liegt nahe an, als habe sich der Künstler das Gewand feucht, und genau anliegend gedacht, daher zeigen sich die Formen des Körpers in aller ihrer Schönheit und jugendlichem Reiz, der Mantel oder das Übergewand ist zierlich um die Schenkel gewunden, es bedeckt dieselben, nebst dem linken Bein, bis an die Knöchel des Fußes, und fällt noch, in einem Haufen Falten, zur Seite auf die Erde.

In Rücksicht der Erfindung betrachtet, dürfte es schwer seyn, an diesem Werke einen einzigen Flecken auszuspüren, der Gedanke ist groß, edel, und ausgebildet, alle Kunstforderungen, welche man an ein Kunstwerk machen kann, sind erfüllt, und dabei gesteht man gern, daß es zugleich zart, innig, tief, geistreich, empfunden, zärtlich und rührend sei. Wir interessiren uns für die Figuren, ihre Würde erfüllt uns mit Achtung, ihre Huld und Schönheit zieht uns unwiderstehlich an, ihr Zustand, ihre Gefahr macht uns besorgt, dringt uns Seufzer ab. Diese Sinneseinheit herrscht und wirkt durchaus, in Stellung und Bewegung, durch Glieder und Gliedesglieder, überall zum großen Ausdruck des Ganzen.

Niobe mit ihrer Tochter gehört nicht zu den elegantesten Gruppen der alten Kunst, die Anordnung hat zwar große Verdienste, doch sind einige Werke vom spätern griechischen Style in dieser

Hinsicht ohne Zweifel vollkommnere Muster. Die Wendung beider Figuren ist vortrefflich, an der Mutter voll Würde, an dem Mädchen voll Zärtlichkeit, in beiden von unvergleichlichem Ausdruck. Wahrscheinlich hatte der Künstler die Absicht, aus dem Kopf des Mädchens und dessen Armen, mit dem Arm und der Hand der Mutter, den Mittelpunkt der Gruppe, die größte anziehende Masse, den Kern des Ganzen zu machen, welche Intention jedoch nicht ganz gelungen ist; denn der Blick des Beschauers bleibt immer zuletzt auf dem Kopf der Niobe haften, der mit doppelter Gewalt, der Schönheit und des Affekts, die Aufmerksamkeit fest hält. Die Anordnung der übrigen Glieder ist regelmäßig und künstlich, wenn gleich noch nicht völlig so vollendet, gewandt und unübertrefflich, wie wir sie am Laokoon, den Ringern und andern Gruppen vom spätern Styl bewundern müssen, über welche hinaus weder Gedanke noch Wunsch reichen kann.

Das Große und Schöne war der Zweck des Künstlers, und er hat denselben herrlich erreicht. Dem Mädchen gab er den Zauber des Reizes und der Huld. Schlank und fließend, eben so wohl verstanden als fließend, sind die Formen desselben. Der Rücken, die Hüfte, die Seiten, unter dem dünnen anliegenden Gewand, nichts kann schöner, reiner, anziehender seyn, so wie das reine Contour des Haupts, die freie Stirne. Es ist unmöglich

eine anmuthigere, lieblichere, holdseligere, zartere Gestalt hervor zu bringen.

Die Mutter besticht uns nicht durch die Grazien der Jugend, sie ist die reife, ausgebildete Schönheit. Juno ist nicht erhabener, sondern nur stolzer, gewaltiger; Pallas nicht schöner, nicht reiner von Zügen, sondern nur kälter, gleichgültiger, selbstgenügsamer in ihrer göttlichen Natur. Hier sehen wir eine Frau vor uns, eine Königin, eine Mutter; ihr leiht die Menschheit, die Noth selbst, unter welcher sie nicht erliegt, welche sie nur duldet, Reize und bringt sie uns näher. Wir fühlen erwartend und biegen selbst aus vor den Pfeilen, welche das Kind in ihrem Schooße treffen sollen, möchten ihr helfen, dasselbe bergen und schützen, der drohenden Gefahr abwehren. Wir sind bekümmert, wir seufzen und ängstigen uns mit ihr, der liebenden Mutter! Vielleicht kann die Kunst mehr erschüttern, inniger kann sie das Herz nicht rühren.

Das wissentschaftliche der Zeichnung scheint vollkommen gut, wir sagen absichtlich nur es scheint, denn der wägende, forschende Verstand wird von der Untersuchung dieses Werks, durch die Macht, welche dasselbe über unsere Empfindungen ausübt, immer abgezogen, es läßt uns nie Zeit, den Maaßstab der Regeln anzulegen, unser Herz ist gewonnen, kein Argwohn findet statt, wir sind immer nur zur Bewunderung, und niemals zum Tadel geneigt.

Die Behandlung ist überhaupt sehr fleißig und sorgfältig, alle Theile, besonders die Gesichter, sind mit Vorsicht, mit Liebe ausgeführt, gerundet, fein und zärtlich, sehr bestimmt, doch ohne Härte. In den Haaren nimmt man ein breites, kühn geführtes Eisen wahr. Die Arbeit an denselben kömmt mit der Arbeit an den Haaren der großen ludovisischen Juno ziemlich überein, sie ist weder so steif und drahtartig, als an den beiden albanischen Minerven, oder andern frühern Bildern des hohen Styls; entfernt sich aber doch, so wie der Geist und die Behandlung des Ganzen überhaupt, noch weit mehr von dem Weichlichen und Sanften, welches wir z. B. an der Venus im Capitolium und an der von Bupalus im klementinischen Museum bemerken. Die Künstler dieser Figuren bemühten sich alle Ecken und Winkel sorgfältig zu vermeiden, der Meister der Niobe hingegen wollte nichts schwebend und unbestimmt lassen, sondern alles ausbilden, und mit der größten Genauigkeit und Sorgfalt vollenden. Die Ausführung der Falten ist ebenfalls glatt und fleißig, nur an wenigen Stellen wird der Meisel sichtbar, die Zeichnung ist vortrefflich schön, abwechselnd, nach der Natur des Zeuges sanft eingebogen und gebrochen. Die Massen hingegen sind nicht nach der Regel beobachtet, es kommen viele kleine, mit dem Bohrer getriebene, tiefe Falten und Brüche vor, laufen zuweilen über hohe Stellen der Glieder weg, und lassen das Auge nir-

gends Ruhe finden. — Diejenigen haben indessen schwache Gründe, welche bezweifeln wollen, daß die Niobe ein Orginalwerk sei. Kein Nachahmer hat jemals, oder wird jemals mit so viel Liebe, Geist und Sorgfalt arbeiten, seiner Copie diesen lebendigen Odem, diese Seele einhauchen können.

v. Göthe.

4) Die erhabene Grazie.

Die Grazie, welche, wie die Musen nur in zween Namen bei den ältesten Griechen verehrt wurde, scheinet, wie die Venus, deren Gespielen jene sind, von verschiedener Natur zu seyn. Die eine ist, wie die himmlische Venus, von höherer Geburt, und von der Harmonie gebildet, und ist beständig und unveränderlich, wie die ewigen Gesetze von dieser sind, und in dieser Betrachtung scheinet Horatius nur eine Grazie zu nennen, die zwo andern aber Schwestern derselben. Die zwote Grazie ist, wie die Venus von der Dione geboren, mehr der Materie unterworfen; sie ist eine Tochter der Zeit, und nur eine Gefolginn der ersten, welche sie ankündigt für diejenigen, die der himmlischen Grazie nicht geweihet sind. Diese läßt sich herunter von ihrer Hoheit, und macht sich mit Mildigkeit, ohne Erniedrigung, denen, die ein Auge auf dieselbe werfen, theilhaftig; sie ist nicht begierig zu gefallen, sondern nicht unerkannt zu bleiben. Jene Grazie aber, eine Gesellinn aller Götter scheinet sich selbst genugsam, und bietet sich nicht an, sondern will gesucht werden; sie ist zu erhaben, um sich sehr sinnlich zu machen: denn „das Höchste hat," wie Plato sagt „kein Bild." Mit den Weisen allein unterhält sie sich, und dem Pöbel erscheinet sie störrisch und un-

freundlich; sie verschließet in sich die Bewegungen der Seele, und nähert sich der seligen Stille der göttlichen Natur, von welcher sich die großen Künstler, wie die Alten schreiben, ein Bild zu entwerfen suchten. Was auch hier unfreundlich scheinen möchte, kann mit den Früchten verglichen werden, die, je süßer sie sind, nach der Bemerkung des Theophrastus, weniger Geruch haben, als die herben; denn was rühren und reizen soll, muß scharf und empfindlich seyn. Die Griechen würden jene Grazie mit der jonischen, und diese mit der dorischen Harmonie, verglichen haben, und wir können diese Vergleichung von der dorischen zu der jonischen Bauordnung machen, als welche hier völlig statt findet.

Diese Grazie in Werken der Kunst scheinet schon der göttliche Dichter gekannt zu haben, und er hat dieselbe in dem Bilde der mit dem Vulkanus vermählten schönen und leicht bekleideten Aglaia, oder Thalia, vorgestellet, die daher anderswo dessen Mitgehülfinn genennet wird, und arbeitete mit demselben an der Schöpfung der göttlichen Pandora. Dieses war die Grazie, welche Pallas über den Ulysses ausgoß, und von welcher der hohe Pindarus singet; dieser Grazie opferten die Künstler des hohen Styls. Mit dem Phidias wirkete sie in Bildung des olympischen Jupiters, auf dessen Fußschemmel dieselbe neben dem Jupiter auf dem Wagen der Sonne stand: sie wölbete, wie in dem Urbilde des Künstlers, den stolzen Bogen seiner

Augenbraunen mit Liebe, und goß Huld und Gnade aus über den Blick seiner Majestät. Sie krönete mit ihren Geschwistern, und den Göttinnen der Jahreszeiten, und der Schönheiten, das Haupt der Juno zu Argos, die von jenen erzogen war, als ihr Werk, woran sie sich erkannte, und an welchem sie dem Polykletus die Hand führte. In der Sosandra des Calamis lächelte sie mit Unschuld und Verborgenheit; sie verhüllte sich mit züchtiger Schaam in Stirn und Augen, und spielete mit ungesuchter Zierde in dem Wurfe ihrer Kleidung.

Durch dieselbe wagete sich der Meister der Niobe in das Reich unkörperlicher Ideen, und erreichte das Geheimniß, die Todesangst mit der höchsten Schönheit zu vereinigen: er wurde ein Schöpfer reiner Geister und himmlischer Seelen, die keine Begierden der Sinne erwecken, sondern eine anschauliche Betrachtung aller Schönheit wirken: denn sie scheinen nicht zur Leidenschaft gebildet zu seyn, sondern dieselbe nur angenommen zu haben.

Winkelmann.

5) Laokoon.

Laokoon ist eine Statue im höchsten Schmerze, nach dem Bilde eines Mannes gemacht, der die bewußte Stärke des Geistes gegen denselben zu sammeln suchet; und indem sein Leiden die Muskeln aufschwellet, und die Nerven anziehet, tritt der mit Stärke bewaffnete Geist in der aufgetriebenen Stirne hervor, und die Brust erhebet sich durch den beklemmten Othem, und durch Zurückhaltung des Ausbruchs der Empfindung, um den Schmerz in sich zu fassen und zu verschließen. Das bange Seufzen, welches er in sich, und den Othem an sich zieht, erschöpfet den Unterleib, und machet die Seiten hohl, welches uns gleichsam von der Bewegung seiner Eingeweide urtheilen läßt. Sein eigenes Leiden aber scheint ihn weniger zu beängstigen, als die Pein seiner Kinder, die ihr Angesicht zu ihrem Vater wenden, und um Hülfe schreien: denn das väterliche Herz offenbaret sich in den wehmüthigen Augen, und das Mitleiden scheint in einem trüben Dufte auf denselben zu schwimmen. Sein Gesicht ist klagend, aber nicht schreiend, seine Augen sind nach der höhern Hülfe gewandt. Der Mund ist voll von Wehmuth, und die gesenkte Unterlippe schwer von derselben; in der überwärts gezogenen Oberlippe aber ist dieselbe mit Schmerz vermischt, welcher mit einer Regung von Unmuth,

wie über ein unverdientes unwürdiges Leiden, in die Nase hinauf tritt, dieselbe schwülstig macht, und sich in den erweiterten und aufwärts gezogenen Nüstern offenbaret. Unter der Stirn ist der Streit zwischen Schmerz und Widerstand, wie in einem Punkte vereinigt, mit großer Weisheit gebildet; denn indem der Schmerz die Augenbraunen in die Höhe treibet, so drücket das Sträuben über denselben das obere Augenfleisch niederwärts, und gegen das obere Augenlied zu, so daß dasselbe durch das übergetretene Fleisch beinahe ganz bedeckt wird. Die Natur, welche der Künstler nicht verschönern konnte, hat er ausgewickelter, angestrengter und mächtiger zu zeigen gesucht: da, wohin der größte Schmerz geleget ist, zeiget sich auch die größte Schönheit. Die linke Seite, in welche die Schlange mit dem wüthenden Bisse ihren Gift ausgießet, ist diejenige, welche durch die nächste Empfindung zum Herzen am heftigsten zu leiden scheint, und dieser Theil des Körpers kann ein Wunder der Kunst genennet werden. Seine Beine wollen sich erheben, um seinem Übel zu entrinnen; kein Theil ist in Ruhe; ja die Meißelstreiche selbst helfen zur Bedeutung einer erstarreten Haut. —

Winkelmann.

6) Die Bildsäule des vatikanischen Apollo.

Die Statue des Apollo ist das höchste Ideal der Kunst unter allen Werken des Alterthums, welche der Zerstörung derselben entgangen sind. Er übertrifft alle andere Bilder desselben, so weit Homers Apollo den, welchen die folgenden Dichter malen. über die Menschheit erhaben ist sein Gewächs, und sein Stand zeuget von der ihn erfüllenden Größe. Ein ewiger Frühling, wie in dem glücklichen Elysien, bekleidet die reizende Männlichkeit vollkommener Jahre, und spielet mit sanfter Zärtlichkeit auf dem stolzen Gebäude seiner Glieder.

Geh mit deinem Geiste in das Reich unkörperlicher Schönheiten, und versuche ein Schöpfer einer himmlischen Natur zu werden, und den Geist mit Bildern, die sich über die Materie erheben, zu erfüllen. Denn hier ist nichts Sterbliches, noch was die menschliche Dürftigkeit erfordert. Keine Adern und Sehnen erhitzen und regen diesen Körper, sondern ein himmlischer Geist, der sich wie ein sanfter Strom ergossen, hat gleichsam die ganze Umschreibung dieser Figur erfüllet. Er hat den Python, wider welchen er erst seinen Bogen gebraucht, verfolgt, und sein mächtiger Schritt hat ihn erreicht und erlegt. Von der Höhe seiner Ge-

nügsamkeit geht sein erhabener Blick, wie ins Unendliche, weit über seinen Sieg hinaus. Verachtung sitzt auf seinen Lippen, und der Unmuth, welchen er in sich zieht, blähet sich in den Nüstern seiner Nase, und tritt bis in die stolze Stirne hinauf. Aber der Friede, welcher in einer seligen Stille auf derselben schwebet, bleibt ungestört, und sein Auge ist voll Süßigkeit, und wie unter den Musen, die ihn zu umarmen wünschen. In allen uns übriggebliebenen Bildern des Vaters der Götter, welche die Kunst verehrt, nähert er sich nicht der Größe, in welcher er sich dem Verstande des göttlichen Dichters offenbarete, wie hier in dem Gesichte des Sohnes, und die einzelnen Schönheiten der übrigen Götter treten hier, wie bei der Pandora, in Gemeinschaft zusammen.

Eine Stirn Jupiters, die mit der Göttin der Weisheit schwanger ist, und Augenbraunen, die durch ihr Winken seinen Willen erklären: Augen der Königin der Göttinnen mit Großheit gewölbet, und ein Mund, welcher denjenigen bildet, der dem geliebten Branchus die Wollust einflößet. Sein reiches Haar spielet wie die zarten und flüssigen Schlingen edler Weinreben, gleichsam von einer sanften Luft bewegt, um dieses göttliche Haupt. Es scheinet gesalbet mit dem Öle der Götter, und von den Grazien mit holder Pracht auf seinen Scheitel gebunden.

Ich vergesse alles andere über den Anblick dieses Wunderwerks der Kunst, und ich nehme selbst

einen erhabenen Stand an, um mit Würdigkeit anzuschauen. Mit Verehrung scheinet sich meine Brust zu erweitern und zu erheben, wie diejenige, die ich vom Geiste der Weissagung aufgeschwellt sehe, und ich fühle mich im Geiste weggerückt nach Delos und in die lycischen Haine, Orte, die Apollo mit seiner Gegenwart beehrte: denn mein Bild scheinet Leben und Bewegung zu bekommen, wie des Pygmalion Schönheit: wie ist es möglich, es zu malen und zu beschreiben? Die Kunst selbst müßte mir rathen und die Hand führen, die ersten Züge, die ich hier entworfen, künftig auszuführen. Ich lege den Begriff, welchen ich von diesem Bilde gegeben, zu dessen Füßen, wie die Kränze derjenigen, welche das Haupt der Gottheiten, die sie krönen wollten, nicht erreichen konnten.

Winkelmann.

7) Beschreibung des Torso.

Ich führe dich itzo zu dem so viel gerühmten, und niemals genug gepriesenen Trunk eines Herkules, zu einem Werke, welches das schönste in seiner Art, und unter die höchsten Hervorbringungen der Kunst zu zählen ist, von denen, welche bis auf unsere Zeiten gekommen sind. Wie werde ich dir denselben beschreiben, da er der schönsten und der bedeutendsten Theile der Natur beraubet ist! So wie von einer prächtigen Eiche, welche umgehauen und von Zweigen und Ästen entblößt worden, nur der Stamm allein übrig geblieben ist, so gemißhandelt und verstümmelt sitzet das Bild des Helden; Kopf, Arme und Beine und das oberste der Brust fehlen.

Der erste Anblick wird dir vielleicht nichts, als einen verunstalteten Stein entdecken: vermagst du aber in die Geheimnisse der Kunst einzudringen, so wirst du ein Wunder derselben erblicken, wenn du dieses Werk mit einem ruhigen Auge betrachtest. Alsdenn wird dir Herkules wie mitten in allen seinen Unternehmungen erscheinen, und der Held und der Gott werden in diesem Stücke zugleich sichtbar werden.

Da, wo die Dichter aufgehört haben, hat der Künstler angefangen; jene schwiegen, sobald der Held unter die Götter aufgenommen, und mit

der

der Göttin der ewigen Jugend, ist vermählt worden; dieser aber zeiget uns denselben in einer vergötterten Gestalt, und mit einem gleichsam unsterblichen Leibe, welcher dennoch Stärke und Leichtigkeit, zu den großen Unternehmungen, die er vollbracht, behalten hat.

Ich sehe in den mächtigen Umrissen dieses Leibes die unüberwundene Kraft des Besiegers der gewaltigen Riesen, die sich wider die Götter empörten, und in den phlegräischen Feldern von ihm erleget wurden; und zu gleicher Zeit stellen mir die sanften Umrisse, die das Gebäude des Leibes leicht und gelenksam machen, die geschwinden Wendungen desselben in dem Kampfe mit dem Achelous vor, der mit allen vielförmigen Verwandlungen seinen Händen nicht entgehen konnte.

In jedem Theile dieses Körpers offenbaret sich, wie in einem Gemälde, der ganze Held in einer besonderen That, und man sieht, so wie die richtigen Absichten in dem vernünftigen Baue eines Pallastes, hier den Gebrauch, zu welcher That ein jeder Theil gedient hat.

Ich kann das Wenige, was von der Schulter noch zu sehen ist, nicht betrachten, ohne mich zu erinnern, daß auf ihrer ausgebreiteten Stärke, wie auf zwei Gebirgen, die ganze Last der himmlischen Kreise geruhet hat. Mit was für einer Großheit wächset die Brust an, und wie prächtig ist die anhebende Ründung ihres Gewölbes! Eine solche Brust muß diejenige gewesen seyn, auf welcher

der Riese Antäus und der dreileibige Geryon erdrücket worden. Keine Brust eines drei- und viermal gekrönten olympischen Siegers, keine Brust eines spartanischen Kriegers, von Helden geboren, muß sich so prächtig und erhöhet gezeigt haben.

Fraget diejenigen, die das Schönste in der Natur der Sterblichen kennen, ob sie eine Seite gesehen haben, die mit der linken Seite zu vergleichen ist? Die Wirkung und Gegenwirkung ihrer Muskeln ist mit einem weislichen Maaße von abwechselnder Regung und schneller Kraft wunderwürdig abgewogen, und der Leib mußte durch dieselbe zu allem, was er vollbringen wollen, tüchtig gemacht werden. Sowie in einer anhebenden Bewegung des Meeres die zuvor stille Fläche in einer neblichen Unruhe mit spielenden Wellen anwächset, wo eine von der andern verschlungen, und aus derselben wiederum hervorgewälzet wird: eben so sanft aufgeschwellet und schwebend gezogen fließet hier eine Muskel in die andere, und eine dritte, die sich zwischen ihnen erhebet, und ihre Bewegung zu verstärken scheinet, verlieret sich in jene, und unser Blick wird gleichsam mit verschlungen.

Hier möchte ich stille stehen, um unseren Betrachtungen Raum zu geben, der Vorstellung ein immerwährendes Bild von dieser Seite einzudrükken; allein die hohen Schönheiten sind hier in einer unzertrennlichen Mittheilung. Was für ein Begriff erwächset zugleich hieher aus den Hüften,

deren Feistigkeit andeuten kann, daß der Held niemals gewanket, und nie sich beugen müssen!

In diesem Augenblicke durchfährt mein Geist die entlegensten Gegenden der Welt, durch welche Herkules gezogen ist, und ich werde bis an die Grenzen seiner Mühseligkeiten, und bis an die Denkmale und Säulen, wo sein Fuß ruhete, geführet durch den Anblick der Schenkel von unerschöpflicher Kraft, und von einer der Gottheiten eigenen Länge, die den Held durch hundert Länder und Völker bis zur Unsterblichkeit getragen haben. Ich fing an, diese entfernten Züge zu überdenken, da mein Geist zurückgerufen wird durch einen Blick auf seinen Rücken. Ich wurde entzückt, da ich diesen Körper von hinten ansahe, so wie ein Mensch, der, nach Bewunderung des prächtigen Portals an einem Tempel, auf die Höhe desselben geführet würde, wo ihn das Gewölbe desselben, welches er nicht übersehen kann, von Neuem in Erstaunen setzet.

Ich sehe hier den vornehmsten Bau der Gebeine dieses Leibes, und den Ursprung der Muskeln, und den Grund ihrer Lage und Bewegung, und dieses alles zeiget sich wie eine von der Höhe der Berge entdeckete Landschaft, über welche die Natur den mannigfaltigen Reichthum ihrer Schönheit ausgegossen. Sowie die lustigen Höhen derselben sich mit einem sanften Abhange in gesenkte Thäler verlieren, die hier sich schmälern und dort erweitern: so mannigfaltig, prächtig und schön erheben sich

hier schwellende Hügel von Muskeln, um welche sich oft unmerkliche Tiefen, gleich dem Strome das Mäanders, krümmen, die weniger dem Gesichte, als dem Gefühle, offenbar werden.

Scheinet es unbegreiflich, außer dem Haupte, in einem andern Theile des Körpers eine denkende Kraft zu zeigen, so lernet hier, wie die Hand eines schöpferischen Meisters die Materie geistig zu machen vermögend ist. Mich deucht, es bilde mir der Rücken, welcher durch hohe Betrachtungen gekrümmt scheinet, ein Haupt, das mit einer frohen Erinnerung seiner erstaunenden Thaten beschäftiget ist; und indem sich so ein Haupt voll von Majestät und Weisheit vor meinen Augen erhebet, so fangen sich an in meine Gedanken die übrigen mangelhaften Glieder zu bilden: es sammelt sich ein Ausfluß aus dem Gegenwärtigen, und wirket gleichsam eine plötzliche Ergötzung.

Die Macht der Schulter deutet mir an, wie stark die Arme gewesen, die den Löwen auf dem Gebirge Cithäron erwürget, und meine Augen suchen sich diejenigen zu bilden, die den Cerberus gebunden und weggeführt haben. Seine Schenkel und das erhaltene Knie geben mir einen Begriff von den Beinen, die niemals ermüdet sind, und den Hirsch mit Füßen von Erze verfolget und erreicht haben.

Durch eine geheime Kunst aber wird der Geist durch alle Thaten seiner Stärke bis zur Vollkommenheit seiner Seele geführt, und in diesem Sturze ist ein Denkmal desselben, welches ihm

keine Dichter, die nur die Stärke seiner Arme besingen, errichtet: der Künstler hat sie übertroffen. Sein Bild des Helden giebt keinen Gedanken von Gewaltthätigkeit und ausgelassener Liebe Platz. In der Ruhe und Stille des Körpers offenbaret sich der gesetzte große Geist; der Mann, welcher sich aus Liebe zur Gerechtigkeit den größesten Gefährlichkeiten ausgesetzet, der den Ländern Sicherheit, und den Einwohnern Ruhe geschaffet.

In diese vorzügliche und edle Form einer so vollkommenen Natur ist gleichsam die Unsterblichkeit eingehüllet, und die Gestalt ist blos wie ein Gefäß derselben; ein höherer Geist scheinet den Raum der sterblichen Theile eingenommen, und sich an die Stelle derselben ausgebreitet zu haben. Es ist nicht mehr der Körper, welcher annoch wider Ungeheuer und Friedensstörer zu streiten hat; es ist derjenige, der auf dem Berge Öta von den Schlacken der Menschheit gereinigt worden, die sich von dem Ursprunge der Ähnlichkeit des Vaters der Götter abgesondert.

So vollkommen hat weder der geliebte Hyllus, noch die zärtliche Jole den Herkules gesehen; so lag er in den Armen der Hebe, der ewigen Jugend, und zog in sich einen unaufhörlichen Einfluß derselben. Von keiner sterblichen Speise und groben Theilen ist sein Leib ernähret: ihn erhält die Speise der Götter, und er scheinet nur zu genießen, nicht zu nehmen; und völlig, ohne angefüllet zu seyn.

O möchte ich dieses Bild in der Größe und Schönheit sehen, in welcher es sich dem Verstande des Künstlers geoffenbaret hat, um nur allein von dem überreste sagen zu können, was er gedacht hat, und wie ich denken sollte! Mein grosses Glück nach dem seinigen würde seyn, dieses Werk würdig zu beschreiben. Voller Betrübniß aber bleibe ich stehen, und so wie Psyche anfing die Liebe zu beweinen, nachdem sie dieselben kennen gelernet; so bejammere ich den unersetzlichen Schaden dieses Herkules, nachdem ich zur Einsicht der Schönheit desselben gelangt bin.

Die Kunst weinet zugleich mit mir: denn das Werk, welches sie den größten Erfindungen des Witzes und Nachdenkens entgegensetzen, und durch welches sie noch itzo ihr Haupt wie in ihren goldenen Zeiten zu der größten Höhe menschlicher Achtung erheben könnte; dieses Werk, welches vielleicht das letzte ist, in welches sie ihre äußersten Kräfte gewandt hat, muß sie halb vernichtet und grausam gemißhandelt sehen. Wem wird hier nicht der Verlust so vieler hundert anderer Meisterstücke derselben zu Gemüthe geführet! Aber die Kunst, welche uns weiter unterrichten will, rufet uns von diesen traurigen Überlegungen zurück, und zeiget uns, wieviel noch aus dem übriggebliebenen zu lernen ist, und mit was für einem Auge es der Künstler ansehen müsse.

Winkelmann.

8) Die heilige Cäcilia, von Ludwig Schnorr 1823.

Dieses für eine Kirche bestimmte Altargemälde, ist acht Schuh neun Zoll hoch, und fünf Schuh breit. Es enthält nur zwei Figuren, die Heilige selbst und den Engel daneben, beide in den Wolken schwebend; die Gestalt der Heiligen ist sechs Schuh hoch, der Engel nach Verhältniß. Es ist eine große Composition, in der Ausführung unter allen Werken dieses Künstlers eine der gelungensten.

Die Kritik pflegt in einem solchen Falle, bloß bei Allgemeinheiten stehen zu bleiben, oder auch ganz in das Einzelne zu gehen. Man lobt die richtige Zeichnung, die edle Form, den lebhaften Ausdruck; oder auch, man findet hier einen Arm zu voll, eine Hand zu mager, ein Licht zu grell, einen zarten Reflex besonders glücklich, und wie die üblichen Formen sonst weiter heißen, durch welche man eigentlich dem Gegenstande selbst, und dem rechten Begriff und eigenthümlichen Werth einer wahrhaft künstlerischen Darstellung um nichts näher gebracht wird. Das lebendig umfassende Kunsturtheil dagegen geht vor allem darauf aus, die Idee des Werkes in seiner ganzen, vollen Eigenthümlichkeit richtig zu verstehen; denn ist diese einmal klar ins Licht gestellt, so findet sich noch

rentheils von selbst, in wie fern der Künstler jene Idee vollkommen glücklich erreicht hat, oder ihr nur ungenügend entsprach, und alle jene Bemerkungen über einzelne Mängel oder besondere Vorzüge finden dann leicht ihre richtige Anwendung, und erhalten auch erst in diesem Zusammenhange ihre rechte Bedeutung.

Was aber die Idee in dem vorliegenden Gemälde betrifft, so sind es vorzüglich zwei Dinge, welche dieses Bild in der Auffassung und Behandlung des Gegenstandes eigenthümlich auszeichnen; einmal, daß der Heiligen ein Engel zum Begleiter gegeben worden, welches aus der Legende zu verstehen ist, an welche sich dieses Gemälde auf das genaueste anschließt. Die zweite eigenthümliche Eigenschaft ist, daß die Heilige hier nicht bloß, wie sonst gewöhnlich mit dem verklärten Ausdruck der Anbetung oder der Seligkeit dargestellt erscheinet, sondern wie sie mit rührender Theilnahme und liebevollem Blick aus dem umgebenden Himmelsglanze auf den irdischen Wohnort der Sterblichen herniederschaut.

Der Engel mit seinem Lilienstengel, welcher die Heilige so hold umschwebt und anlächelt, ist auch in den Sphären des Himmels ihr beständiger Begleiter, so wie er schon nach der Legende an der Geschichte ihres irdischen Kampfs einen wesentlichen Antheil hatte. „Cäcilia, so lautet die Erzählung, welche ganz das Gepräge der geschichtlichen Wahrheit an sich trägt, eine Römerin von

vornehmer Abkunft, war von ihrer frühesten Kindheit an in den Grundsätzen des christlichen Glaubens unterrichtet, und hatte sich als Jungfrau Gott verlobt. Als sie aber nachher dem Valerianus gegen ihren Willen vermählt ward, so sprach sie zu ihm in der Hochzeitsnacht folgende Worte: Valerianus! ich stehe in dem Schutz eines Engels, welcher meine Reinheit bewacht, hüte dich daher, etwas zu thun, wodurch der göttliche Zorn gegen dich erregt werden könnte. — Der Jüngling, von dieser Rede betroffen, wagte es nicht, sie zu berühren, ja er fügte sogar noch hinzu, daß er selbst an Christus glauben wolle, wenn er auch den Engel sehen könnte. Als ihm Cäcilia darauf sagte, daß dieses nicht möglich sei, wenn er nicht getauft würde; zeigte er sich, aus Verlangen, den Engel zu sehen, auch dazu bereit. So ging er dann, von der Jungfrau beredet, zu dem Papst Urbanus, welcher während der damaligen Verfolgung in den Katakomben verborgen lebte, und wurde getauft. Diesem Beispiele folgte auch sein Bruder Tiburtius, welcher auch den Engel sah, und beide empfingen dann die Siegerkrone des christlichen Heldentodes, noch früher als jene heilige Römerjungfrau selbst, welche der Richter zuerst nach dem Erbe und Vermögen jener Beiden befragte, welches aber schon unter die Armen vertheilt war."

Der Märtertod der Heiligen wird um das Jahr 230 angesetzt; von den ältesten Zeiten ward ihr Fest in Rom feierlich begangen, und schon im

vierten Jahrhundert lgab es eine ihr gewidmete Kirche daselbst. Wie allgemein und hoch sie verehrt worden, erhellt vorzüglich auch daraus, daß ihr Name, unter denen der sieben heiligen Frauen und Jungfrauen, welche im Kanon der Messe angerufen werden, mit befindlich ist. Noch wird von ihr erwähnt, daß ihr Herz von besonderer Liebe gegen Gott und sein Wort entbrannt war, indem sie auch das Büchlein des Evangeliums im Busen zu tragen pflegte; so wie, daß sie dem Herrn gern und häufig im Gesange mit Psalmen und Lobliedern verehrte. Daher ist denn wohl die überlieferung entstanden, daß sie als Schutzheilige der Musik verehrt, und ihr auch die Erfindung der Orgel beigelegt, oder wenigstens dieses Werkzeug und Organon der Verherrlichung Gottes und des kirchlichen Gesanges, als ihr besonders gewidmet betrachtet wird; obwohl geschichtlich genommen, die Anwendung der Orgel zur gottesdienstlichen Feier einer viel spätern Epoche angehört, als jenem christlichen Heldenalter der Katakomben und der ersten Märtyrer.

Unser Künstler hat daher auch, der geschichtlichen Idee durchaus treu, die auf den Bildern der heiligen Cäcilia schon herkömmliche Orgel, nur in den Vorgrund zur linken Seite, als Symbol zur Erinnerung angebracht, ohne ihr weiter eine Hauptstelle in der Bedeutung des Ganzen einzuräumen. Die Heilige ist, nach der Wahrheit, wie eine Fürstin, mit dem Diadem geziert, in Römer-

tracht. Die Siegerpalme in der Rechten träufelt von den rothen Lichttropfen ihres verklärten Blutes, wie von den Thautropfen der ewigen Morgenröthe. Die Kleidung und alle übrigen Zeichen sind an einem solchen Bilde als bedeutende Attribute zu betrachten, welche aus dem besondern Charakter und Ausdruck des Ganzen verstanden und erklärt werden müssen.

Dieser eigenthümliche Charakter aber liegt hier, wie schon oben bemerkt wurde, in dem Ausdruck des liebevollen Mitleidens, mit welchem die Heilige aus den hohen, aber sanften und gefühlvollen, himmelblauen Augen zur irdischen Sphäre niederblickt. Wenn die katholische Kirche lehrt, daß wir nächst Gott auch die Heiligen um ihre Fürbitte anrufen sollen, und dieser Fürbitte eine vielfältig fruchtbare Wirksamkeit beilegt; so dürfen wir uns jene verklärten Wesen auch nicht so denken, als seyen sie ganz unthätig, bloß in dem Genuß der eigenen Seligkeit versunken; sondern müssen sie uns vielmehr vorstellen, als durchdrungen von heiligen Liebesflammen und himmlischem Mitleiden; theilnehmend also, so wie es einem jeden unter ihnen bestimmt aufgegeben seyn mag, an allem, was im irdischen Leben vorgeht; an demjenigen nämlich, was zur Verherrlichung Gottes und zur Verbreitung der göttlichen Gnade dienen kann. Diese liebevolle Theilnahme der Heiligen an dem irdischen Streben nach dem Göttlichen, ist die eigenthümliche Grundidee dieser

Abbildung der heiligen Cäcilia, und darauf zielt auch alles Einzelne in der Umgebung, wenn wir es nach der geistlichen Bildersprache der Schrift und der kirchlichen Bezeichnungsweise deuten wollen.

Mit einem reich gefalteten, grünen Gewande ist die Heilige umkleidet, und mit goldenem Gürtel und zwiefacher goldenen Armspange am rechten Arme angethan. Das Gewand bedeutet die Sphäre, die grüne Farbe bezeichnet die irdische; der Gürtel geht auf das Geschäft, Gold ist das Sinnbild der geläuterten Vollkommenheit, oder der Reinigung und Heiligung der Seelen. Jene Seelen aber, welche ihrem Herzen empfohlen sind, wünscht die Heilige zur reinsten Vollkommenheit geläutert zu sehen. Und wie nun ihre Gedanken und Sinne, in so liebevollem Geschäft, zur irdischen Sphäre herniederschweben, so sind auch die Füße also gebildet, und die römischen Sandalen an denselben mit einem schmalen, schwarzen Bande festgebunden; zum Zeichen, daß sie herabgesenkt sind in die dunkle Welt der Trübsal und Trauer. Die lichtbraunen Haare, welche die lebendige Fülle jener geistigen Kraft und liebevollen Theilnahme bezeichnen, strömen in reichen Locken, wie in zarten Wellen, zu beiden Seiten lang über die Schulter hernieder. Der rechte Arm bedeutet die Handlungen und Werke, der linke die Begierden und Wünsche. Darum ist die linke Hand auf die Brust gelegt, in welcher der Name des Ewigen einge-

prägt, und welche ganz mit dem Feuer der göttlichen Liebe erfüllt ist.

Solche Attribute, welche ganz über die Natur hinausgehen, wie hier der geheimnißvolle Name in zartem Glanze auf der Brust der Heiligen durchschimmert, geben einem Bilde recht eigentlich das Gepräge einer symbolischen Darstellung; wie dergleichen Attribute, in anderer Art, auch in der antiken Kunst genugsam vorkommen. Der rechte Arm der Heiligen ist mit einer zwiefachen goldenen Armspange gezieret, die eine auf dem Vorderarm selbst, die andere am Oberarm über dem Gewande; welches, nach der schon oben gegebenen Erklärung, auf die zwiefache Läuterung und Heiligung des innern Lebens und des äußern Wandels deutet. Den schon vollendeten Sieg ihrer eigenen reinsten Vollkommenheit, bedeutet das goldene Diadem, auf grünem Myrthenkranze ruhend. Wenn aber gleich ihr eigenes Haupt und Wesen mit einem lichten Feuerglanze der nie verlöschenden Liebesflammen umgeben ist; so umstrahlt dasselbe in einem zweiten, entfernteren Kreise, nicht mehr das reine, weiße Himmelslicht, sondern das gebrochene Licht des mannigfaltigen irdischen Daseyns, zu welchem ihr liebevolles Mitleid sich herniederneigt: der farbige Glanz des Regenbogens, als Sinnbild der Versöhnung und des verklärten Leidens, oder des aus Schmerz und Wonne gemischten Lebens. Ein zwiefacher ähnlicher Regenbogenschein, aber weiter geöffnet und ferner, um-

glänzt aus dem gleichen Grunde, auch wieder die ganze Gestalt in der Mitte, bis unten zu den schwebenden Füßen. Und wie nun jene ursprünglichen Farbenstrahlen, in denen das Licht, oder vielmehr die Thräne, der Tropfen des irdischen Daseyns in dem Meere der Ewigkeit, gebrochen wird, wenn sie im Lichte spielt, den sieben ewigen Klagetönen, welche den Grundaccord der Musik im Leben wie in der Kunst bilden, entsprechen; so hat der Künstler auch aus der sinnbildlichen Regel im Vorgrunde, noch wie im Wiederscheine, jene Regenbogenstrahlen hervorschimmern lassen, um den unsichtbaren Gedanken in künstlerischer Andeutung bis an die äußerste Grenze des noch Darstellbaren zu verfolgen.

Wenn nun die Betrachter dieses Bildes, statt der gewöhnlichen am Clavier sitzenden Cäcilia, welche man unter diesem Namen schon zu erwarten und zu verlangen pflegt, von dieser Grundidee des liebevollen Mitleidens jener Heiligen, welche nicht bloß die Kunst der Töne, sondern auch die Musik der Gefühle und alle Harmonie des Lebens unter ihrem Schutze umfaßt, ausgehen wollten, und davon durchdrungen seyn möchten; so würden sie die künstlerische Ausführung und hohe Gestalt der heiligen Cäcilia, wohl jener Idee ganz entsprechend, und in einem hohen Grade vortrefflich und gelungen finden. Die himmlische Lieblichkeit des Engels wird ohnehin leicht jedes Gefühl ansprechen. Farbe und Carnation sind überhaupt

auf diesem Gemälde lobenswerth, und vorzüglicher als auf andern Bildern desselben Künstlers; das Ganze bildet Eine untheilbare hohe Lichterscheinung. Und somit überlassen wir denn andern, mit dem künstlerischen Urtheil, zu welchem wir hier nur die nothwendige, erste Grundlage haben geben wollen, auch nach technischen Rücksichten in das Einzelne zu gehen. Auf dem Altar, in der bestimmten Kirche, wird das Bild an seiner rechten Stelle seyn, und der lebendigen Wirkung nicht verfehlen.

Fr. Schlegel.

9) Die heilige Cäcilia, von Raphael.

Das herrschende Motiv in diesem Bilde ist das hinreißende Gefühl der innigsten Andacht, die im irdischen Herzen nicht mehr Raum findend, in Gesänge ausbricht; so wie man auch wohl auf großen Anbetungsbildern des Perugino alles in eine fromme Begeisterung hinschmelzen sieht. Aber da ist es eine stille Andacht, wie die feierlichen lang gezognen Töne alter Kirchenhymnen; in Raphaels Bilde ist die Beziehung auf Musik noch bestimmter, und es ist die ganze geheimnißvolle Tiefe und Wunderfülle dieser magischen Kunst andeutend hier entfaltet. Der tiefsinnig in sich versunkne Paulus, mit dem gewaltigen Schwert zur Linken, erinnert uns an jene alte Kraft der Melodien, welche Thiere bezähmen und Felsen bewegen konnte, aber den Menschensinn zerreißen, den Geist und die Seele durchschneidend; die harmonische Hoheit der gegenüberstehenden Magdalena, deren vollendete Schönheit in den nach dem Beschauer gewendeten Gesichtszügen der Dresdner Madonna auffallend ähnlich ist, erinnert uns an den holden Einklang der in ewigem Frieden beseligten Geister, welcher in den Zaubertönen der irdischen Musik zwar schwächer, doch aber noch vernehmlich wiederklingt. Die Seele der in der Mitte stehenden, lobpreisenden Cäcilia, ergießt sich in einen

Strahl gerade aufwärts, der verklärte Ton dem himmlischen Lichte entgegen; durch die beiden andern Nebenfiguren, welche den Raum zwischen jenen drei Hauptfiguren ausfüllen, rundet sich das Ganze zum vollen ununterbrochenen Chor. Der kindliche Kreis der kleinen, ganz oben in Wolken schwebenden Englein, ist gleichsam der himmlische Wiederschein und Nachhall des großen Chors. Der klare Vorgrund und die verschiedenen zerstreut umherliegenden Instrumente stellen uns die ganze mannigfaltige wunderbare Welt der Klänge und Töne vor, auf deren Boden das kunstreiche Gebäude des heiligen Gesanges ruht und sich aus ihm erhebt. Der Sinn, die Seele des Gemäldes ist durchaus gefühlvoll, ganz begeistert und musikalisch; die Ausführung im höchsten Grade objektiv und gründlich.

Ungeachtet aber hier der Gegenstand selbst eine Veranlassung dazu enthalten konnte, so herrscht doch in diesem wunderherrlichen Gemälde nicht bloß jene schwebende Anmuth und seelenvolle Begeisterung, welche bei den musikalischen Gefühlsmalern das vornehmste ist; sondern es tritt vielmehr die hohe Poesie, welche diesen gebornen Dichter und Ersten unter den Malern, vor allen andern, welche bloß Maler sind, auszeichnet, grade in diesem Gemälde am hellsten und in voller Herrlichkeit hervor. Es ist die klare Begeisterung, welche den Verstand zugleich mit der Fantasie durchstrahlt; zwar hoch beflügelt, mit dem

glänzenden Sternenbande geziert und von hohen Lorbeern umkrönt, so wie Raphael dieselbe Poesie im Saale der Disputa abgebildet hat, ganz „im Anhauche der Gottheit;" zugleich aber nahe befreundet mit jenen andern umgebenden Gestalten, mit der Erkenntniß der Natur, oder der Philosophie in ihrem Sternenmantel, dem bunten Gewande voll Thiergestalten und der übrigen Fülle lebendiger Symbolik; so wie auch der Theologie oder Wissenschaft der göttlichen Dinge, und dem rechten Gleichmaß in der Wagschale der einsichtsvollen Gerechtigkeit. Aber nicht bloß der göttliche Anhauch des Parnaß, oder einer heidnischen Muse und bloß spielend in Bildern dichtender Fantasie war die Quelle, welche den Raphael begeisterte und der die Poesie seiner Gemälde entquoll; sondern das Licht der Wahrheit war über ihn ausgegossen, und alle Seligkeiten und Geheimnisse des Himmels standen offen vor ihm, daß er sie nachbilden sollte in Farben und Bildern, zur Verherrlichung der Kirche und des göttlichen Glaubens. Verschwenderisch ausgeschüttet, obwohl in klarster Gestaltung geordnet, steht diese malerische Poesie, in der Krone seiner Werke, in der Disputa, den ganzen Himmel umfassend, vor uns; und deutet uns erst recht die hohe Bestimmung des Raphael selbst und der katholischen Kunst überhaupt, welche er zu vollenden und auf den Gipfel der Vollkommenheit zu bringen, berufen und gesendet war. Dazu war ihm die Fülle der Gaben

und Gnaden verliehen; alles gelang dem Beglückten wie von selbst, der schon als Jüngling die erfahrensten Meister, wie ein Wunder der Natur, überflügelte. Es ist nicht bloß, daß er den frommen Sinn der älteren Maler, wie eines Angelico oder Perugino, mit aller Blüthe der Kunst und dem Gipfel der Bildung zu vereinigen wußte; sondern wenn je ein Maler nicht bloß himmlisch begeistert, sondern göttlich erleuchtet genannt werden darf; so war es Raphael. Was wäre diesem Sterblichen, möchte man wohl fragen, der in so kurzem Leben so Unerreichbares vollendet hat, nicht noch alles zu erreichen möglich gewesen, auf welche kaum noch denkbare Stufe der Vollkommenheit würde er die Kunst nicht geführt haben, wenn ihm die Natur zu ihren übrigen Gaben ein Greisenalter zugemessen hätte, wie so manchem andern seiner Zeitgenossen unter den Meistern der Kunst! Erwägen wir aber nun genauer das traurige Geschick seines frühen Todes, so ergreift uns die innigste Rührung, und ein ernster Gedanke löst uns das beklagenswerthe Räthsel seiner unterbrochenen Laufbahn. Denn eben weil er das himmlische Feuer in dem anvertrauten Krystall, auch im Leben nicht sorgsam genug bewahrte, und damit er nicht etwa in der Kunst selbst die zarte Grenze der himmlischen Schönheit verlieren und verletzen möchte, ward das Gefäß zurückgenommen und der Faden abgerissen, und mit ihm, der sie hatte vollenden sollen, blieb die Blume der christlichen Kunst mitten in ihrer vollsten Entfaltung, unvollkommen und halb entblättert stehen. —

Fr. Schlegel.

10) Der Dom zu Kölln.

Wir gingen in den Dom, und blieben darin bis wir im tiefen Dunkel nichts mehr unterscheiden konnten. Vor der Kühnheit der Meisterwerke stürzt der Geist voll Erstaunen und Bewunderung zur Erde; dann hebt er sich wieder mit stolzem Flug über das Vollbringen hinweg, das nur Eine Idee eines verwandten Geistes war. Je riesenmäßiger die Wirkungen menschlicher Kräfte uns erscheinen, desto höher schwingt sich das Bewußtseyn des wirkenden Wesens in uns über sie hinaus. Wer ist der hohe Fremdling in dieser Hülle, daß er so in mannigfaltigen Formen sich offenbaren, diese redenden Denkmäler von seiner Art die äusseren Gegenstände zu ergreifen und sich anzueignen, hinterlassen kann? Wir fühlen, Jahrhunderte später, dem Künstler nach, und ahnden die Bilder seiner Phantasie, indem wir diesen Bau durchwandern.

Die Pracht des himmelan sich wölbenden Chors hat eine majestätische Einfalt, die alle Vorstellung übertrifft. In ungeheurer Länge stehen die Gruppen schlanker Säulen da, wie die Bäume eines uralten Forstes: nur am höchsten Gipfel sind sie in eine Krone von Ästen gespalten, die sich mit ihren Nachbarn in spitzen Bogen wölbt, und dem Auge, das ihnen folgen will, fast unerreichbar ist.

läßt sich auch schon das Unermeßliche des Weltalls nicht im beschränkten Raume versinnlichen, so liegt gleichwohl in diesem kühnen Emporstreben der Pfeiler und Mauern das Unaufhaltsame, welches die Einbildungskraft so leicht in das Grenzenlose verlängert. Die griechische Baukunst ist unstreitig der Inbegriff des Vollendeten, übereinstimmenden, Beziehungsvollen, Erlesenen, mit einem Worte: des Schönen. Hier indessen an den gothischen Säulen, die, einzeln genommen, wie Rohrhalme schwanken würden, und nur in großer Anzahl zu einem Schafte vereinigt, Masse machen und ihren geraden Wuchs behalten können, unter ihren Bogen, die gleichsam auf nichts ruhen, luftig schweben, wie die schattenreichen Wipfelgewölbe des Waldes — hier schwelgt der Sinn im Übermuth des künstlerischen Beginnens. Jene griechischen Gestalten scheinen sich an alles anzuschließen, was da ist, an alles, was menschlich ist; diese stehen wie Erscheinungen aus einer andern Welt, wie Feenpaläste da, um Zeugniß zu geben von der schöpferischen Kraft im Menschen, die einen isolirten Gedanken bis auf das Äusserste verfolgen und das Erhabene selbst auf einem exzentrischen Wege zu erreichen weiß. Es ist sehr zu bedauern, daß ein so prächtiges Gebäude unvollendet bleiben muß. Wenn schon der Entwurf, in Gedanken ergänzt, so mächtig erschüttern kann, wie hätte nicht die Wirklichkeit uns hingerissen!

Ich erzähle Dir nichts von den heiligen drei Königen, und dem sogenannten Schatz in ihrer Kapelle; nichts von den Hauteliſſe-Tapeten und der Glasmalerei auf den Fenſtern im Chor; nichts von der unſäglich reichen Kiſte von Gold und Silber, worin die Gebeine des heiligen Engelberts ruhen, und ihrer wunderſchönen ciſelirten Arbeit, die man heutiges Tages ſchwerlich nachzuahmen im Stande wäre. Meine Aufmerkſamkeit hatte einen wichtigeren Gegenſtand: einen Mann von der beweglichſten Phantaſie und vom zarteſten Sinne, der zum erſten Male in dieſen Kreuzgängen den Eindruck des Großen in der gothiſchen Bauart empfand und bei dem Anblick des mehr als hundert Fuß hohen Chors vor Entzücken wie verſteinert war. O, es war köſtlich, in dieſem klaren Anſchauen die Größe des Tempels noch einmal, gleichſam im Wiederſchein, zu erblicken! Gegen das Ende unſeres Aufenthalts weckte die Dunkelheit in den leeren, einſamen, von unſeren Tritten wiederhallenden Gewölben, zwiſchen den Gräbern der Kurfürſten, Biſchöfe und Ritter, die da in Stein gehauen liegen, manches ſchaurige Bild der Vorzeit in der Seele.

Forſter.

11) Johannes der Täufer in der Düsseldorfer Gallerie.

Die Zeit hat diesem göttlichem Werke gegeben und genommen: gegeben — eine Wahrheit des Kolorits, die es vielleicht bei seiner Verfertigung nicht hatte; genommen aber — an einigen wenigen Stellen den bestimmten Umriß, dessen dunkle Schatten sich in den noch dunkleren Hintergrund verlieren. Auf seinen linken Arm gestützt, den linken Fuß an sich hinaufgezogen in eine Ruhe, die doch nicht unthätig ist, den rechten vor sich hinausgestreckt, des Körpers andere Stütze, so sitzt Johannes ruhend da in jugendlicher Kraft und Blüthe, sein sinnendes Haupt der rechten Schulter zugewandt. Unter seiner Linken liegt auf dem Felsensitze das Kreuz, und in der Rechten, deren Arm, links hingehalten, seinen Schooß beschattet, hält er das andere Emblem des Täufers; die, mit dem Quell, der unter seinem Sitze hervorströmt, angefüllte Schale. Diese Zeichen geben ihm für den Christen ein eigenthümliches Interesse; sie versetzen uns in den bestimmten Gesichtspunkt, aus welchem der Künstler beurtheilt werden muß, den nämlich, in dessen ekstatischem Helldunkel er das Urbild seiner Schöpfung erscheinen sah. Doch dieser Künstler war nicht nur Christ, er war zugleich ein Mensch; und, mit

Menschen menschlich zu reden, ersann er dieses unübertreffliche Denkmal seiner Kunst und seines leise ahnenden, in die Tiefen der Seele göttlich herabsteigenden Geistes. Wenn im Strome wechselbringender Jahrtausende die jetzigen Einkleidungen des Wahren längst verschwunden und vergessen sind, und es eben so unmöglich seyn wird, unsere Hieroglyphen, als es uns itzt ist, die ägyptischen, zu entziffern; dann bliebe dieses Gemälde, falls ein glücklicher Zufall es bis dahin erhielte, jener späten Nachwelt ein Vereinigungspunkt mit der Blüthezeit unserer heutigen Kunst; ein Spiegel, in welchem man die Bildungsstufe und den Geist des vergangenen Geschlechts deutlich erkennen, und ein lebendiges, so lang' es Menschen giebt, verständliches Wort, wodurch man vernehmen würde, wie einst der Sterbliche empfand und dachte, der dieses Zeugniß seiner Schöpferkraft hinterließ.

Kraft in Ruhe, nicht Abspannung, sondern Gleichgewicht; dies ist das aufgelöste Problem. Wir sehen einen Mann in Jünglingsschönheit sitzen; der Körper ruht, doch nur vermittelst wirkender Muskeln, und der rechte Arm schwebt frei mit der gefüllten Schale. Indem er sie zum Munde führen will, verliert sich sein Geist in seiner inneren Gedankenwelt und seine Hand bleibt, ihm unbewußt, schweben. Schön und rein sind die Lippen von unentweihter Reinheit. Mildelächelnd belohnen sie, wer ihrer Stimme horcht; jetzt aber folgen sie dem Zuge eines weicheren Gefühles.

Ist es vielleicht die stille Freude der Hoffnung? Wenigstens umschweben frohe Gedanken den geschloßenen Mund, und scheinen gleichsam zu buhlen um die Hülle des Lautes. Niedergesenkt ist der Blick; theilnehmende Bewunderung einer geahndeten Größe drückt die Augenlieder; unter ihrer großen schwärmerischen Wölbung, die so himmlisch-rein hervortritt aus dem Schatten der Augenbraun, steht ein Göttergesicht vor der innersten Sehe, wogegen ihm die mit Reiz geschmückte Erde nur Staub ist. Ein Ozean von Begriffen liegt klar auf seiner Stirn entfaltet. Wie heiter ist diese Stirn! Keine Begierde, keine stürmische Leidenschaft stört den heiligen Frieden dieser Seele, deren Kräfte doch im gegenwärtigen Augenblick so rege sind! Vom runden, festen Kinne bis zur braungelockten Scheitel, wie wunderschön ist jeder Zug! und wie versinkt dennoch die Sinnenschönheit in hervorstrahlender, erhabener Seelenstärke!

Die Deutung dieser Umrisse, dieser Züge bleibt durch alle künftige Äonen unverändert dieselbe; je zarter der Sinn, je reicher der Verstand, je heiliger glühend die Phantasie: desto tiefer nur greifen sie in den unergründlichen Reichthum, den der Künstler seinem Werke schuf. Uns indessen kann es individueller in Anspruch nehmen; uns erinnert es an Geschichte und an tausendfache Beziehungen, deren ununterbrochene Kette uns selbst mit unseren Zeitgenossen umschlingt und mit dem dargestellten Gegenstande verbindet.

O du mit der Engelsseele, aus deren Abgrund du diese entzückende Erscheinung heraufzaubertest, und sie zugleich als Bild des Edlen dachtest, der sich noch nicht werth hielt, seines höheren Freundes Füße zu berühren — wer bist du, daß ich bei deinem Namen dich nennen mag, nicht bloß dich denken muß, als den ernsten Schöpfer dieses Johannes? Doch wer du auch seist, hier lebt ein Abdruck deiner Kräfte, indem wir dich bewundern und lieben. Wie heilig ist der, in dessen Seele dieses vollendete Wesen aufstieg!

Forster.

VII. Länder- und Völkerkunde.

1) Die Lazaroni.

„Es giebt in Neapel zwischen dreißig- und vierzigtausend müßige Leute, welche keine bestimmten Geschäfte haben, und auch nicht verlangen. Sie brauchen einige Ellen Leinwand zu ihrer Kleidung, und etwa sechs Pfennige zu ihrem Unterhalte. In Ermangelung der Betten liegen sie auf Bänken, und heißen daher spottweise Banchieri oder Lazaroni. Sie verachten alle Bequemlichkeiten des Lebens mit stoischer Gleichgültigkeit. So viel Müssiggänger sind allerdings ein großes Übel in einem Staate; allein es hält auch schwer den Geschmack einer Nation zu ändern, und sie arbeitsam zu machen, wenn der Hang zur Faulheit so groß ist. Es gehöret Zeit und unermüdete Sorgfalt dazu, um erst eine Art von Nacheiferung bei ihnen zu erregen, und ein König, der im Lande wohnt, der bei seinen Unterthanen geliebt und gefürchtet wird, und der fähig ist einen klug und behutsam entworfenen Plan mit Muth durchzusetzen. Neapel könnte alsdann ein viel mächtigeres Reich werden. Die See bietet die schönste Gelegenheit dar, um so viele tausend Hände durch Fabriken, Handlung und Schiffswesen zu beschäf-

tigen. Unter einer solchen Menge von Müssiggänger muß es nothwendig gottloses Volk geben; sie bringen die Nation in bösen Ruf, welche im Grunde nicht schlimmer ist, als die übrigen Italiener."

Ich konnte zu Neapel zwar sehr viele übel gekleidete Menschen bemerken, aber keine die unbeschäftigt waren. Ich fragte deßwegen einige Freunde nach den 40,000 Müssiggängern, welche ich doch wollte kennen lernen; sie konnten mir solche eben so wenig zeigen, und so ging ich, weil diese Untersuchung mit der Betrachtung der Stadt genau zusammenhing, selbst auf die Jagd aus.

Ich fing an mich in dem ungeheuren Gewirre mit den verschiedenen Figuren bekannt zu machen, sie nach ihrer Kleidung, Gestalt, Beschäftigung, ihrem Betragen, zu beurtheilen, und zu klassificiren. Ich fand diese Operation hier leichter als irgendwo, weil der Mensch sich hier mehr selbst gelassen ist, und sich seinem Stande auch äußerlich gemäß bezeigt.

Ich fieng meine Beobachtung bei früher Tageszeit an, und alle die Menschen, die ich hie und da stille stehen oder ruhen fand, waren Leute, deren Beruf es in dem Augenblick mit sich brachte.

Die Lastträger, die an verschiedenen Plätzen ihre privilegirten Stände haben, und nur erwarten, bis sich jemand ihrer bedienen will; die Calessaren, ihre Knechte und Jungen, die bei den

einspännigen Caleschen, auf den großen Plätzen stehen, ihre Pferde besorgen, und einem jeden der sie verlangt zu Diensten sind; Schiffer, die auf dem Molo ihre Pfeife rauchen; Fischer, die an der Sonne liegen, weil vielleicht ein ungünstiger Wind ihnen auf das Meer auszufahren verbietet. Ich sah auch wohl noch manche hin und wiedergehen, doch trug meist ein jeder ein Zeichen seiner Thätigkeit mit sich. Von Bettlern war keiner zu bemerken, als ganz alte, völlig unfähige und krüppelhafte Menschen.

Je mehr ich mich umsah, je genauer ich beobachtete, desto weniger konnte ich weder von der geringen, noch von der mittleren Klasse, weder am Morgen, noch den größten Theil des Tages, ja von keinem Alter und Geschlecht, eigentliche Müssiggänger finden.

Ich gehe in ein näheres Detail, um das, was ich behaupte, glaubwürdiger und anschaulicher zu machen. Die kleinsten Kinder sind auf mancherlei Weise beschäftigt. Ein großer Theil derselben trägt Fische zum Verkauf von Santa Lucia in die Stadt; andere sieht man sehr oft in der Gegend des Arsenals, oder wo sonst etwas gezimmert wird, wobei es Späne gibt, auch am Meere, welches Reiser und kleines Holz auswirft, beschäftigt, sogar die kleinsten Stückchen in Körbchen aufzulesen. Kinder von einigen Jahren, die nur auf der Erde so hinkriechen, in Gesellschaft älterer Knaben von fünf bis sechs Jahren, beschäftigen sich mit die-

sem kleinen Gewerbe. Sie gehen nachher mit den Körbchen tiefer in die Stadt, und setzen sich mit ihren kleinen Holzportionen gleichsam zu Markte. Der Handwerker, der kleine Bürger, kauft es ihnen ab, brennt es auf seinem Dreifuß zu Kohlen, um sich daran zu erwärmen, oder verbraucht es in seiner sparsamen Küche.

Andere Kinder tragen das Wasser der Schwefelquellen, welches besonders im Frühjahr sehr stark getrunken wird, zum Verkauf herum. Andere suchen einen kleinen Gewinn, indem sie Obst, gesponnenen Honig, Kuchen und Zuckerwaare einkaufen und wieder als kindische Handelsleute den übrigen Kindern anbieten und verkaufen; allenfalls, nur um ihren Theil daran umsonst zu haben. Es ist wirklich artig anzusehen, wie ein solcher Junge, dessen ganzer Kram und Geräthschaft in einem Bret und Messer besteht, eine Wassermelone oder einen halben gebratenen Kürbis herum trägt, wie sich um ihn eine Schaar Kinder versammelt, wie er sein Bret niedersetzt, und die Frucht in kleine Stücke zu zertheilen anfängt. Die Käufer spannen sehr ernsthaft, ob sie auch für ihr klein Stückchen Kupfergeld genug erhalten sollen; und der kleine Handelsmann traktirt gegen die Begierigen die Sache eben so bedächtig, damit er ja nicht um ein Stückchen betrogen werde. Ich bin überzeugt, daß man, bei längerem Aufenthalt, noch manche Beispiele solches kindlichen Erwerbes sammeln könnte.

Eine sehr große Anzahl von Menschen, theils mittlern Alters, theils Knaben, welche meistentheils sehr schlecht gekleidet sind, beschäftigen sich, das Kehricht auf Eseln aus der Stadt zu bringen. Das nächste Feld um Neapel ist nur Ein Küchengarten, und es ist eine Freude zu sehen, welche unsägliche Menge von Küchengewächsen alle Markttage hereingeschafft wird; und wie die Industrie der Menschen sogleich die überflüssigen, von der Köchin verworfenen Theile wieder in die Felder schafft, um den Cirkel der Vegetation zu beschleunigen. Bei der unglaublichen Consumtion von Gemüsen machen wirklich die Strünke und Blätter von Blumenkohl, Broccoli, Artischocken, Kohl, Salat, Knoblauch, einen großen Theil des neapolitanischen Kehrichts aus; diesem wird denn auch besonders nachgestrebt. Zwei große biegsame Körbe hängen auf dem Rücken eines Esels, und werden nicht allein ganz vollgefüllt, sondern noch auf jedem mit besonderer Kunst ein Haufen aufgethürmt. Kein Garten kann ohne einen solchen Esel bestehen. Ein Knecht, ein Knabe, manchmal der Patron selbst, eilen des Tages so oft als möglich nach der Stadt, die ihnen zu allen Stunden eine reiche Schatzgrube ist. Wie aufmerksam diese Sammler auf den Mist der Pferde und Maulthiere sind, läßt sich denken. Ungern verlassen sie die Strasse wenn es Nacht wird; und die Reichen, die nach Mitternacht aus der Oper fahren, denken wohl nicht, daß schon vor Anbruch des Tages ein em-

siger Mensch sorgfältig die Spuren ihrer Pferde aufsuchen wird. Man hat mir versichert, daß ein Paar solche Leute, die sich zusammenthun, sich einen Esel kaufen, und einem größern Besitzer ein Stückchen Krautland abpachten, durch anhaltenden Fleiß in dem glücklichen Klima, in welchem die Vegetation niemals unterbrochen wird, es bald so weit bringen, daß sie ihr Gewerbe ansehnlich erweitern.

Ich würde zu weit aus meinem Wege gehen, wenn ich hier von der mannigfaltigen Krämerei sprechen wollte, welche man mit Vergnügen in Neapel, wie in jedem andern großen Orte bemerkt: allein ich muß doch hier von den Herumträgern sprechen, weil sie der letztern Klasse des Volks besonders gehören. Einige gehen herum mit Fäßchen Eiswasser, und Citronen, um überall gleich Limonade machen zu können, einen Trank, den auch der Geringste nicht zu entbehren vermag; andere, mit Kredenztellern, auf welchen Flaschen mit verschiedenen Liqueuren und Spitzgläsern, in hölzernen Ringen vor dem Falle gesichert stehen; andere tragen Körbe, allerlei Backwerk, Näscherei, Citronen und anderes Obst umher; und es scheint, als wollte Jeder das große Fest des Genusses, das in Neapel alle Tage gefeiert wird, mit genießen und vermehren.

Wie diese Art Herumträger geschäftig sind, so gibt es noch eine Menge von kleinen Krämern, welche gleichfalls herumgehen, und ohne viele Um-

stände auf einem Bret, in einem Schachteldeckel, ihre Kleinigkeiten, oder auf Plätzen, geradezu auf flacher Erde, ihren Kram ausbieten. Da ist nicht von einzelnen Waaren die Rede, die man auch in größern Läden fände, es ist der eigentliche Trödelkram. Kein Stückchen Eisen, Leder, Tuch, Leinwand, Filz, das nicht wieder als Trödelwaare zu Markte käme, und das nicht wieder von einem oder dem andern gekauft würde. Noch sind viele Menschen der niedern Klasse bei Handelsleuten und Handwerkern, als Beiläufer und Handlanger, beschäftiget.

Es ist wahr, man thut nur wenig Schritte, ohne einem sehr übelgekleideten, ja sogar einem zerlumpten Menschen zu begegnen; aber dieser ist deswegen noch kein Faullenzer, kein Tagedieb! Ja ich möchte fast das Paradoxon aufstellen, daß zu Neapel, verhältnißmäßig, vielleicht noch die meiste Industrie in der ganz niedern Klasse zu finden sey. Freilich dürfen wir sie nicht mit einer nordischen Industrie vergleichen, die nicht allein für Tag und Stunde, sondern am guten und heitern Tage für den bösen und trüben, im Sommer für den Winter zu sorgen hat. Dadurch, daß der Nordländer zur Vorsorge, zur Einrichtung, von der Natur gezwungen wird; daß die Hausfrau einsalzen und räuchern muß, um die Küche im Winter zu versorgen; daß der Mann den Holz- und Fruchtvorrath, das Futter für das Vieh, nicht aus der Acht lassen darf u. s. w., werden die

schönsten Tage und Stunden dem Genuß entzogen und der Arbeit gewidmet. Einen großen Theil des Jahres entfernt man sich gern aus der freien Luft, und verwahrt sich in Häusern vor Sturm, Regen, Schnee und Kälte; unaufhaltsam folgen die Jahreszeiten auf einander, und Jeder, der nicht zu Grunde gehen will, muß ein Haushälter werden. Denn es ist hier gar nicht die Frage, ob er entbehren wollte? Er darf nicht entbehren wollen, er kann nicht entbehren wollen, denn er kann nicht entbehren; die Natur zwingt ihn zu schaffen, vorzuarbeiten. Gewiß haben diese Natur-Wirkungen, welche sich Jahrtausende gleich bleiben, den Charakter der in so manchem Betracht ehrwürdigen nordischen Nationen bestimmt. Dagegen beurtheilen wir die südlichen Völker, mit welchen der Himmel so gelinde umgegangen ist, aus unserm Gesichtspunkte zu strenge. Was Herr von Paw in seinen Recherches sur le Grecs bei Gelegenheit, da er von den cynischen Philosophen spricht, zu äußern wagt, paßt völlig hieher. Man mache sich, glaubt er, von dem elenden Zustande solcher Menschen nicht den richtigsten Begriff; ihren Grundsatz, alles zu entbehren, habe ein Klima sehr begünstigt, das alles gewährt. Ein armer, uns elend scheinender Mensch könne in den dortigen Gegenden die nöthigsten und nächsten Bedürfnisse nicht allein befriedigen, sondern die Welt aufs schönste genießen; und eben so würde ein sogenannter neapolitanischer Bettler die Stelle eines

Vicekönigs in Norwegen leicht verschmähen, und die Ehre ausschlagen, wenn ihm die Kaiserin von Rußland das Gouvernement von Sibirien übertragen wollte.

Gewiß würde in unsern Gegenden ein cynischer Philosoph schlecht ausdauern; da hingegen in südlichen Ländern die Natur gleichsam einladet. Der zerlumpte Mensch ist dort noch nicht nackt; derjenige, der weder ein eigenes Haus hat, noch zur Miethe wohnet, sondern im Sommer unter den überdächern, auf den Schwellen der Paläste und Kirchen, in öffentlichen Hallen, die Nacht zubringt, und sich bei schlechtem Wetter irgendwo gegen ein geringes Schlafgeld untersteckt, ist deswegen noch nicht verstoßen und elend; ein Mensch noch nicht arm, weil er nicht für den andern Tag gesorgt hat. Wenn man nur bedenkt, was das fischreiche Meer, von dessen Produkten sich jene Menschen gesetzmäßig einige Tage der Woche nähren müssen, für eine Masse von Nahrungsmitteln anbietet; wie allerlei Obst und Gartenfrüchte, zu jeder Jahreszeit, in überfluß zu haben sind; wie die Gegend, worin Neapel liegt, den Namen Tenna di Lavoro (nicht das Land der Arbeit, sondern das Land des Ackerbaues) sich verdient hat, und die ganze Provinz den Ehrentitel der glücklichen Gegend, Campagna felice, schon Jahrhunderte trägt: so läßt sich wohl begreifen, wie leicht dort zu leben seyn möge.

überhaupt würde jenes Paradoxon, welches ich oben gewagt habe, zu manchen Betrachtungen

Anlaß geben, wenn jemand ein ausführliches Gemälde von Neapel zu schreiben unternehmen sollte; wozu denn freilich kein geringes Talent, und manches Jahr Beobachtung erforderlich seyn möchte. Man würde alsdann im Ganzen vielleicht bemerken, daß der sogenannte Lazarone nicht um ein Haar unthätiger ist als alle übrigen Klassen. Man würde aber auch bemerken, daß alle in ihrer Art nicht arbeiten, um blos zu leben, sondern um zu genießen, und daß sie sogar bei der Arbeit des Lebens froh werden wollen; was dann wohl viel dazu beitragen mag, daß die Handwerker, beinahe durchaus, gegen die nordischen Gegenden sehr zurück sind; daß Fabriken nicht zu Stande kommen; daß, außer Sachwaltern und Ärzten, in Verhältniß mit der großen Masse von Menschen, wenig Gelehrsamkeit angetroffen wird, so verdiente Männer sich auch im Einzelnen bemühen mögen; daß kein Maler der neapolitanischen Schule jemals gründlich gewesen und groß geworden ist; daß sich die Geistlichen im Müssiggange am wohlsten seyn lassen, und daß auch die Großen ihre Güter meist nur in sinnlichen Freuden, Pracht und Zerstreuung genießen mögen.

Ich weiß wohl, daß dieß viel zu allgemein gesagt ist, und daß die Charakterzüge jeder Klasse nur erst nach einer genauern Bekanntschaft und Beobachtung rein gezogen werden können: allein im Ganzen würde man doch, glaube ich, auf diese Resultate treffen.

Ich kehre wieder zu dem geringen Volke in Neapel zurück. Man bemerkt bei ihnen, wie bei frohen Kindern, denen man etwas aufträgt, daß sie zugleich ihr Geschäft verrichten, und zugleich einen Scherz aus dem Geschäfte machen. Auch ist diese Klasse von Menschen eines sehr lebhaften Geistes, und zeigt durchaus einen richtigen Blick. Ihre Sprache soll figürlich, ihr Witz sehr lebhaft und beißend seyn. Das alte Atella lag in der Gegend von Neapel, und wie ihr geliebter Pulcinell noch jene Spiele fortsetzt, so nimmt die ganz gemeine Klasse von Menschen noch jetzt Antheil an dieser Laune. Wovon ein andermal.

v. Göthe.

2) Lebensgenuß des Volks in und um Neapel.

Eine ausgezeichnete Fröhlichkeit erblickt man da überall mit dem größten theilnehmenden Vergnügen. Die vielfarbigen bunten Blumen und Früchte, mit welchen die Natur sich ziert, scheinen den Menschen einzuladen, sich und alle seine Geräthschaften mit so hohen Farben, als möglich auszuputzen. Seidene Tücher und Binden, Blumen auf den Hüten, schmücken einen jeden, der es einigermassen vermag. Stühle und Kommoden in den geringsten Häusern sind auf vergoldetem Grund mit bunten Blumen geziert. Sogar die einspännigen Caleschen sind hochroth angestrichen, das Schnitzwerk vergoldet, die Pferde davor mit gemachten Blumen, hochrothen Quasten, und Rauschgold ausgeputzt. Manche haben Federbüsche, andere sogar kleine Fähnchen auf den Köpfen, die sich im Laufen nach jeder Bewegung drehen. Wir pflegen gewöhnlich die Liebhaberei zu bunten Farben barbarisch und geschmacklos zu nennen, sie kann es auch auf gewisse Weise seyn und werden: allein unter einem recht heitern und blauen Himmel ist eigentlich nichts bunt, denn nichts vermag den Glanz der Sonne und ihren Widerschein im Meer zu überglänzen. Die lebhafteste Farbe wird durch das gewaltige Licht ge-

dämpft, und weil alle Farben, jedes Grün der Bäume und Pflanzen, das gelbe, braune, rothe Erdreich, in völliger Kraft auf das Auge wirken: so treten dadurch selbst die farbigen Blumen und Kleider in die allgemeine Harmonie. Die scharlachenen Westen und Röcke der Weiber von Nettuno, mit breitem Gold und Silber besetzt, die andern farbigen Nationaltrachten, die gemahlten Schiffe, alles scheint sich zu beeifern, unter dem Glanze des Himmels und des Meeres einigermaßen sichtbar zu werden.

Und wie sie leben, so begraben sie auch ihre Todten; da stört kein schwarzer langsamer Zug die Harmonie der lustigen Welt.

Ich sah ein Kind zu Grabe tragen. Ein rothsammtener, großer, mit Gold breit gestickter Teppich überdeckte eine breite Bahre, darauf stand ein geschnitztes, stark vergoldetes und versilbertes Kästchen, worin das weißgekleidete todte Kind mit rosenfarbenen Bändern ganz überdeckt lag. Auf den vier Ecken des Kästchens waren vier Engel, ohngefähr jeder zwei Fuß hoch, angebracht, welche große Blumenbüschel in Händen über das Kind hielten, und weil sie unten nur an Drähten befestigt waren, so wie die Bahre sich bewegte, gleichfalls wackelten, und über das Kind Blumengerüche auszustreuen schienen. Die Engel bewegten sich um desto heftiger, als der Zug sehr über die Straßen wegeilte, und die vorangehehenden Priester und die Kerzenträger mehr liefen als gingen.

Es ist keine Jahreszeit wo man sich nicht überall von Eßwaaren umgeben sähe, und der Neapolitaner freut sich nicht allein des Essens, sondern er will auch daß die Waare zum Verkauf schön ausgeputzt sey.

Bei Santa Lucia sind die Fische nach ihren Gattungen meist in reinlichen und artigen Körben, Krebse, Austern, Scheiden, kleine Muscheln, jedes besonders, aufgetischt, und mit grünen Blättern unterlegt. Die Laden von getrocknetem Obst und Hülsenfrüchten sind auf das mannichfaltigste herausgeputzt. Die ausgebreiteten Pomeranzen und Citronen, von allen Sorten, mit dazwischen hervorstechendem grünen Laub, dem Auge sehr erfreulich. Aber nirgends putzen sie mehr als bei den Fleischwaaren, nach welchen das Auge des Volks besonders lüstern gerichtet ist, weil der Appetit durch periodisches Entbehren nur mehr gereizt wird.

In den Fleischbänken hängen die Theile der Ochsen, Kälber, Schöpse niemals aus, ohne daß neben dem Fette zugleich die Seite, oder die Keule stark vergoldet sey. Es sind verschiedene Tage im Jahr, besonders die Weihnachtfeiertage, als Schmausfeste berühmt. Es ist alsdann eine allgemeine Cocagna, wozu sich 500,000 Menschen das Wort gegeben haben. Dann ist aber auch die Straße Toledo, und neben ihr mehrere Straßen und Plätze, auf das Appetitlichste verziert. Die Boutiquen, wo grüne Sachen verkauft werden,

wo Rosinen, Melonen und Feigen aufgesetzt sind, erfreuen das Auge auf das Allerangenehmste. Die Eßwaaren hängen in Guirlanden über die Straßen hinüber; große Paternoster von vergoldeten, mit rothen Bändern gebundenen Würsten; welsche Hähne, welche alle eine rothe Fahne unter dem Bürzel stecken haben. Man versicherte, daß deren 30,000 verkauft worden, ohne die zu rechnen, welche die Leute im Hause gemästet hatten. Außer diesem werden noch eine Menge Esel, mit grüner Waare, Kapaunen und jungen Lämmern beladen, durch die Stadt und über den Markt getrieben, und die Haufen Eier, welche man hier und da sieht, sind so groß, daß man sich ihrer niemals soviel beisammen gedacht hat. Und nicht genug, daß alles dieses verzehret wird; alle Jahre reitet ein Polizeidiener mit einem Trompeter durch die Stadt, und verkündigt auf allen Plätzen und Kreuzwegen, wieviel tausend Ochsen, Kälber, Lämmer, Schweine, u. s. w. der Neapolitaner verzehrt habe. Das Volk höret aufmerksam zu, freut sich unmäßig über die großen Zahlen, und erinnert sich des Antheils an diesem Genusse mit Vergnügen.

Was die Mehl- und Milchspeisen betrifft, welche unsere Köchinnen so mannichfaltig zu bereiten wissen, so ist für jenes Volk, das sich in dergleichen Dingen gerne kurz faßt und keine wohl eingerichtete Küche hat, doppelt gesorgt. Die Maccaroni, ein zarter, stark durchgearbeiteter, gekoch-

ter, in gewisse Gestalten gepreßter Teig von feinem Mehle, sind von allen Sorten überall um ein Geringes zu haben. Sie werden meistens nur in Wasser abgekocht, und der geriebene Käse schmelzt und würzt zugleich die Schüssel. Fast an der Ecke jeder großen Straße sind die Backwerkverfertiger mit ihren Pfannen voll siedenden Öls, besonders an Fasttagen beschäftigt, einem Jeden Fische und Backwerk nach seinem Verlangen sogleich zu bereiten. Diese Leute haben einen unglaublichen Abgang, und viele tausend Menschen tragen ihr Mittag- und Abendessen von da auf einem Stückchen Papier davon. Besonders sind die Werkstätten dieser Teiggitoni am Tage des heiligen Josephs, ihres Patrons, sehr lustig anzusehen. Die Bude ist mit dem Bilde des Heiligen, und mit vielen Gemählden von Seelen, welche im Fegfeuer leiden, als eine Anspielung auf die Flammen, wodurch die Fische gar werden, geziert. Eine große Pfanne wird über einem Ofen geheizet; einige machen den Teig zurechte, andere tragen die Stücke in das siedende Öl; die beiden Personen aber, welche mit großen zweizinkigen Gabeln die gebackenen Kränzchen herausheben, sind die merkwürdigsten: sie stellen Engel vor; wie sie aber solche vorstellen, wird Niemand errathen.

Durch den Begriff, daß Engel große schöne goldene Haarlocken haben müssen, geleitet, mag man wohl bei großen Prozessionen den Knaben,

welche als Engel dabei erscheinen sollten, blonde Perrücken aufgesetzt haben; vielleicht sind diese Perrücken durch die Zeit kahl geworden; oder man hat sie nicht immer so reichlockig haben können; genug in einem Lande, wo meist ein Jeder sein eigenes Haar trägt, sind nur die Begriffe von Perrücke und Engel in Verbindung geblieben, und der Hauptbegriff von Locke ist ganz verloren gegangen: so daß diese beiden Kerle, welche übrigens so zerlumpt als der geringste Neapolitaner aussehen, schon ihre Würde als Engel zu behaupten glauben, wenn sie irgend eine alte Perrücke auf das eine Ohr setzen, übrigens fein fleißig in die Pfanne fahren, und so die guten Geister vorstellen, welche die Seelen aus dem Fegfeuer herausholen. Diese wunderliche Dekoration, ein unbändiges Geschrei, noch mehr aber der wohlfeile Preis an diesem Tage, zieht eine Menge Käufer herbei, welche ihren Appetit für ein Geringes befriedigen, und zugleich ein andächtiges Gebet für die gebenedeiten Seelen im Fegfeuer absenden.

v. Göthe.

3) Bruck in Holland.

Nie sahen wir einen seltsamern Ort als Bruck, und es giebt auch wohl keinen zweiten der Art in der Welt. Die Einwohner desselben sind lauter reiche Capitalisten, die hier, wie Einsiedler, in der völligsten Abgeschiedenheit von der Welt ihre Zinsen verzehren, einzig und allein beschäftigt, alles um sich her zu scheuern und zu putzen, und mit den Fliegen Krieg zu führen. Sie haben selbst unter einander wenig Umgang, jeder lebt für sich, selten läßt sich jemand auf der Straße blicken.

So wie ein Fremder im Orte erscheint, ziehen sich die Einheimischen wie Schnecken in ihre Häuser zurück, riegeln die Thüre zu und schielen nur verstohlen durch die Spalte der schneeweißen Gardinen, welche ihre spiegelhellen Fenster von oben bis unten dicht verhängen. Nur Fremden von höchstem Range erlauben sie, und das sehr ungern, den Eintritt in ihre Häuser, weil sie es nicht ändern können. Vor einiger Zeit besuchte eine sehr vornehme Dame verschiedene Häuser, um die Wohnungen dieser seltsamen Menschen in der Nähe zu sehen. Ängstlich schlich eine Magd ihr auf dem Tritte nach, um gleich mit einem feuchten Tuche die Stelle abzuwischen, worauf sie mit ihren zierlichen seidenen Schuhen getreten hatte, so wie sie den Fuß weiter setzte, damit ja kein

fremdes Stäubchen in der Wohnung zurück=
bleibe.

Das Dorf zieht sich in einem Halbzirkel um ein Bassin, welches zwei sich hier vereinigende Kanäle bilden. Die Straßen sind so schmal, daß kein Wagen hindurch fahren kann; das Reiten ist durch hin und wieder angebrachte Barrieren eben= falls verwehrt. Keine Kuh, kein Pferd, kein Schaf darf durch die Straßen gehen, alle Thiere werden hinten herum in ihre Ställe geführt; ja wenn es möglich wäre, würde man auch den Vö= geln verbieten über die Straße wegzufliegen. Das Pflaster besteht aus schmalen, rothen und bläu= lichen glasurten Ziegelsteinen, man nennt sie Klin= ker. Diese sind in allerhand Muster gelegt, so daß es aussieht, als wären die Straßen mit tür= kischen Teppichen belegt. Kein Schmuz wird dar= auf geduldet, alles ist wie der Fußboden im ele= gantesten Salon; die zwischen dem Pflaster auf= sprießenden Gräschen rauft man sorgfältig aus.

Die Häuser sind nicht groß, aber zierlich, ge= schmacklos und bunt, als kämen sie aus einem Nürnberger Spielzeugladen. Vor jedem Haus liegt ein Gärtchen, dadurch stehen sie weit genug aus= einander, um das gehörige Licht zu erhalten, ohne daß die Straßen breiter wären, als es für zwei oder drei neben einander hingehende Personen nö= thig ist. Jedes Haus hat zwei Thüren, eine im Hintergebäude für den täglichen Ein= und Aus= gang, die andere an der Hauptfront des Hauses;

letztere wird nur bei den drei Hauptepochen des Lebens mit großer Feierlichkeit geöffnet, nämlich bei Taufen, Hochzeiten und Begräbnissen. Dann setzt man auch die Treppe hin, die zu diesen einige Fuß über der Erde erhabenen Eingängen hinaufführt; so wie aber das Fest vorüber ist, wird sie gleich wieder weggenommen, damit ja kein unberufener Fuß die heilige Schwelle berühre. Diese Vorderthüre, der Stolz ihres Eigners, der höchste Schmuck des Hauses, ist stattlich vergoldet, bunt angemalt und mit allerlei krausem Schnitzwerk auf das überladenste geschmückt. über derselben prangt eine Art Hautrelief, aus Spielgruppen ähnlichen, vergoldeten und angemalten Figürchen zusammengesetzt; gewöhnlich ist darunter irgend eine sinnreiche Anspielung auf den Besitzer des Hauses, seinen Namen oder sein Berufsgeschäft verborgen. So erinnern wir uns noch mit Vergnügen eines kleinen Notars in pontificalibus, der eine goldene Feder schnitzte, so lang als er selbst, während er eine ähnliche hinterm Ohr stecken hatte.

Die Gärten vor den Häusern sind eben so wunderlich anzuschauen, alles ist darin zu finden, nur keine Natur. Da sieht man Bäume, die gar nicht mehr wie Bäume aussehen, so verschnitzt sind ihre Kronen, die Stämme werden zur größern Zierlichkeit mit weißer Ölfarbe angemalt. Da stehen alle mögliche und unmögliche Thiere der bekannten und unbekannten Welt aus Buchsbaum geschnitten, neben Säulen, Pyramiden und Ehren-

pforten von Taxus. In der Mitte der Gärtchens erhebt sich noch eine ganz auserlesene Verzierung, etwa ein bunt gemalter, auf einem Fasse sitzender Holländer, oder ein Türk, der sein Pfeifchen raucht, oder ein ungeheurer Blumenkorb, aus welchem ein kleiner, ganz weiß angemalter Gärtner mit vergoldeten Extremitäten schalkhaft hervorblickt. Den Boden bedecken unzählige krause Schnörkel von Buchsbaum, nett gezogen, als wären sie mit der Feder geriffen. Ausgefüllt mit bunten Glaskoralen, Muscheln, Steinen und Scherben in allen möglichen Farben, nach der schönsten, steifsten Symmetrie, gleichen diese Gartenparterres colossalen, geschmacklosen Stickereien.

Das Waisenhaus war das einzige, in welches man den Eintritt nicht wehren konnte. Obgleich uns auch hier die große Reinlichkeit nicht weniger pedantisch erschien, als im übrigen Ganzen, so erfreute sie uns doch, weil wir daran dachten, welchen guten Einfluß sie auf die Gesundheit der oft so vernachläßigten armen Kinder haben muß. Überall in den Stuben und auf den Gängen lagen Fußsteige von Leinwand, die man nicht überschreiten darf, und sogar auf den Schwellen fanden wir schneeweiße Tücher ausgebreitet, auf welche man gleichsam den Probetritt machen muß. Wer auf solch einem Tuch eine Spur seines Trittes nachließe, dürfte wohl schwerlich weiter zu gehen Erlaubniß erhalten.

Daß die ächt-holländiſche Tracht ſich unter dieſen Leuten in ihrer urſprünglichen Reinheit erhält, verſteht ſich von ſelbſt. Bemerkenswerth erſchien uns der Kopfputz der Frauen. Sie trugen die gewöhnlichen kleinen holländiſchen Mützen mit goldnen oder ſilbernen Spangen, die vermittelſt einer Springfeder ſo feſt an den Kopf und die Backen ſchließen, daß ſie wie angenagelt ausſehen. Vor dieſen Spangen aber, rund um die Stirne kräuſeln ſich die Haare in tauſend kleine, platte, einander ganz gleiche Ringelchen; jedes Ringelchen beſteht aus etwa ſechs Haaren, ängſtlich abgezählt und iſt ſo feſt, als wäre es von Eiſendraht. Sie leimen die Haare mit Zuckerwaſſer zuſammen, und damit ſind ſie dann wenigſtens auf eine ganze Woche mit dieſem Hauptſtück ihrer Toilette fertig.

Schopenhauer.

---

4) Des Schweizerlandes erste Gestalt.

Im Norden des Landes Italien stellen sich die Alpen dar; von Piemont bis nach Istrien, ein großer halber Mond, wie eine himmelhohe weiße Mauer mit unersteigbaren Zinnen, dritthalbtausend Klaftern hoch über das Mittelmeer. Man weiß keinen Menschen, welcher den weißen Berg, oder den Schreckhorn erstiegen hätte; man sieht ihre pyramidolischen Spitzen mit unvergänglichem Eise bepanzert, und von Klüften umgeben, deren unbekannten Abgrund grauer Schnee trügerisch deckt. In unzugänglicher Majestät glänzen sie hoch über den Wolken weit in die Länder der Menschen hinaus. Den Sonnenstrahlen trotzt ihre Eislast, sie vergolden sie nur: von dem Eise werden diese Gipfel wider die Lüfte geharnischt, welche im langen Lauf der Jahrhunderte die kahlen Höhen des Boghdo und Ural in Trümmer verwittert haben; und wenn in verschlossenen Gewölben der nie gesehene Stoff des Erdalls noch glühet, so liegt auch diesem Feuer das Eis der Gletscher zu hoch. Nur schmilzt an der Erde Wasser unter demselben hervor, und rinnt in Thäler, wo es bald überfriert, und in Jahren, deren Zahl Niemand hat, in unergründliche Lasten, Tagereisen weit, gehärtet und aufgehäuft worden ist. In ihren Tiefen arbeitet ohne Unterlaß die wohlthätige Wärme der

Natur, und aus den finstern Eiskammern ergießen sich Flüsse, höhlen Thäler, füllen Seen, und erquicken die Felder. Doch, wer durchdringt mit menschlicher Kraft in eines Lebens Lauf die unerforschte Gruft, wo in ewiger Nacht, oder bei dem Schimmer weltalter Flammen, die Grundfeste der Alpen, der andern Halbkugel begegnet, oder alternde Klüfte ihnen und uns den Untergang drohen.

Die mitternächtliche Seite der Alpen senkt sich in viele hinter einander liegende Reihen Berge; auf allen diesen haben die Gewässer getobet, bei fünfzehnhundert Klaftern hoch über den Städten und Flecken der schweizerischen Eidgenossen, und achtzehnhundert über der Fläche des Weltmeers. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß, durch eine verborgene Ordnung von Ursachen und Wirkungen, Gewölbe, groß wie Welttheile, gebrochen, die Wasser aber mit all ihrer Macht in die alten Finsterniße hinuntergestürzt sind. Doch, das menschliche Geschlecht ist von gestern, und öffnet kaum heute seine Augen zur Betrachtung des Laufs der Natur. Endlich warf die Sonne die ersten Strahlen auf den Fuß dieses Gebirges: unzählige Hügel von Sand und Schlamm waren voll von Seegewächsen, Muscheln, Fischen und faulenden Baumstämmen: im Süd und Nord stand grundloser Sumpf. Hierauf erfüllten hohe Bäume von ungeheurem Umfange die namenlose Wüste mit schwarzem Wald, über den Wassern der dammlosen Ströme und hundert morastiger Seen stan-

den kalte giftige Nebel, und (welches gewöhnlich ist in unbebautem Land) in die Pflanzen stiegen ungesunde Säfte: aus ihnen sog das Gewürme sein Gift, und wuchs in unglaubliche Dicke und Größe: die Elemente kämpften um die unbeständigen Küsten. Außer dem Schrei des Lämmergeiers in einer Felsenkluft, und außer dem Gebrülle der Aurochsen und Gebrumme großer Bären, war viele hundert Jahre hindurch traurige Stille in dem lebenlosen Lande gegen Mitternacht.

J. v. Müller.

---

5) über die Steppen und Wüsten.

Am Fuße des hohen Granitrückens, welcher im Jugendalter unseres Planeten, bei Bildung des antillischen Meerbusens, dem Einbruch der Wasser getrotzt hat, beginnt eine weite unabsehbare Ebene. Wenn man die Bergthäler von Carakkas, und den inselreichen See Takarigua, in dem die nahen Pisangsstämme sich spiegeln; wenn man die Fluren, welche mit dem zarten Grün des thaitischen Zuckerschilfes prangen, oder den ernsten Schatten der Cakaogebüsche zurückläßt: so ruht der Blick in Süden auf Steppen, die scheinbar ansteigend, in schwindender Ferne den Horizont begrenzen.

Aus der üppigen Fülle des organischen Lebens tritt der Wanderer betroffen an den öden Rand einer pflanzenleeren Wüste. Kein Hügel, keine Klippe erhebt sich inselförmig in dem unermeßlichen Raume. Nur hier und dort liegen gebrochene Flötzschichten von zweihundert Quadratmeilen Oberfläche, bemerkbar höher, als die angrenzenden Theile. Bänke nennen die Einwohner diese Erscheinung, gleichsam im Geist der Sprache den alten Zustand der Dinge ahnend, da jene Erzählungen Untiefen, die Steppen selbst aber der Boden eines großen Mittelmeeres waren.

Noch gegenwärtig ruft oft nächtliche Täuschung diese Bilder der Vorzeit zurück. Denn wenn im

raschen Aufsteigen und Niedersinken die leitenden Gestirne den Saum der Ebene erleuchten; oder wenn sie zitternd ihr Bild verdoppeln in der untern Schichte der wogenden Dünste, glaubt man den küstenlosen Ozean vor sich zu sehen. Wie dieser, erfüllt die Steppe das Gemüth mit dem Gefühl der Unendlichkeit. Aber freundlich zugleich ist der Anblick des klaren Meeresspiegels, in dem sich die leicht bewegliche sanft aufschäumende Welle kräuselt. Todt und starr liegt die Steppe hingestreckt, wie die nackte Felsrinde eines verödeten Planeten.

In allen Zeiten bietet die Natur das Phänomen dieser großen Ebenen dar; in jeder haben sie einen eigenthümlichen Charakter; eine Physiognomie, die durch die Verschiedenheit ihres Bodens, durch ihr Klima und durch ihre Höhe über der Oberfläche des Meeres, bestimmt ward.

Im nördlichen Europa kann man die Heideländer, die von einem einzigen, alles verdrängenden Pflanzenzuge bedeckt, von der Spitze von Jütland sich bis an den Ausfluß der Schelde erstrekken, als wahre Steppen betrachten; aber Steppen von geringer Ausdehnung und hochhüglicher Oberfläche, wenn man sie mit den Llanos und Pampas von Südamerika, oder gar mit den Grasfluren von Missury vergleicht, in denen der zottige Bison, und der langhörnige Moschusstier umherschwärmen.

Einen größeren und ernsteren Anblick gewähren die Ebenen im Innern von Afrika. Gleich der

weiten Fläche des stillen Ozeans hat man sie erst in neueren Zeiten zu durchforschen versucht. — Theile eines Sandmeers, welches fruchtbare Erdstriche von einander trennt, oder inselförmig einschließt, wie die Wüste am Basaltgebirge Harutsch, wo in der dattelreichen Oasis von Siwah, die Trümmer des Ammontempels den ehrwürdigen Sitz früher Menschenbildung bezeichnen. Kein Thau, kein Regen benetzt diese öden Flächen, und entwickelt im glühenden Schooß der Erde den Keim des Pflanzenlebens. Denn heisse Luftsäulen steigen überall aufwärts, lösen die Dünste, und verscheuchen das vorübereilende Gewölk.

Wo die Wüste sich dem atlantischen Ozean nähert, wie zwischen Darah und dem weißen Vorgebirge, da strömt die feuchte Meeresluft hin, die Leere zu füllen, welche durch jene senkrechte Winde erregt wird. Dort erquicken kühle Weste den hügeligen Rand der Wüste. Selbst wenn der Schiffer durch ein Meer, das wiesenartig mit Seetang bedeckt ist, nach der Mündung des Gambia steuert, ahnet er, wo ihn plötzlich der tropische Ostwind verläßt, die Nähe des weit verbreiteten, wärmestrahlenden Sandes.

Heerden von Gazellen, schnellfüßige Strausse, dürstende Pantherthiere und Löwen durchirren in ungleichem Kampfe den unermeßlichen Raum. Rechnet man ab die im Sandmeere unentdeckten Gruppen quellenreicher Inseln, an deren grünen Ufern die nomadischen Tibbos und Tuaryks schwär-

men, so ist der übrige Theil der afrikanische Wüste als dem Menschen unbewohnbar zu betrachten. Auch wagen die angrenzenden gebildeten Völker sie nur periodisch zu betreten. Auf Wegen, die der Handelsverkehr seit Jahrtausenden unwandelbar bestimmt hat, geht der lange Zug von Fasilet bis Tombuktu, oder von Fezzan bis Darfur; kühne Unternehmungen, deren Möglichkeit auf der Existenz des Kameels beruht, des Schiffs der Wüste, wie es die alten Sagen der Ostwelt nennen.

Diese afrikanischen Ebenen füllen einen Raum aus, welcher den des nahen Mittelmeeres fast dreimal übertrifft. Sie liegen zum Theil unter den Wendekreisen selbst, zum Theil denselben nahe; und diese Lage begründet ihren individuellen Natur-Charakter. Dagegen ist in der östlichen Hälfte des alten Continents dasselbe geognostische Phänomen der gemäßigten Zone eigenthümlich.

Auf dem Bergrücken von Mittelasien zwischen dem Altai und Mustag, von der chinesischen Mauer an bis gegen den Aral-See in einer Länge von 1000 Meilen, breiten sich die höchsten und größten Steppen der Welt aus. Einige sind Grasebenen; andere mit saftigen, immer grünen, gegliederten Kali-Pflanzen geschmückt; viele fernleuchtend von flechtenartig aufsprießendem Salze, das ungleich, wie frischgefallener Schnee, den lettigen Boden deckt.

Diese mongolischen und tartarischen Steppen scheiden die uralte langgebildete Menschheit in Tibet

und Hindostan, von den rohen nordasiatischen Völkern. Auch ist ihr Daseyn von mannigfaltigem Einfluß auf die wechselnden Schicksale des Menschengeschlechtes gewesen. Sie haben die Bevölkerung gegen Süden zusammengedrängt; mehr, als das Schneegebirge von Sirinagur und Gorka, den Verkehr der Nationen gestört, und im Norden unwandelbare Grenzen gesetzt der Verbreitung milderer Sitten, und des schaffenden Kunstsinns.

Aber nicht als hindernde Vormauer allein, darf die Geschichte die Ebene von Inner-Asien betrachten. Unheil und Verwüstung hat sie mehrmals über den Erdkreis gebracht. Hirtenvölker dieser Steppe, die Avaren, Mongolen, Alanen und Uzen haben die Welt erschüttert. Wenn in dem Lauf der Jahrhunderte frühe Geisteskultur, gleich dem erquickenden Sonnenlicht, von Osten nach Westen gewandert ist; so haben späterhin, in derselben Richtung, Barbarei und sittliche Rohheit Europa nebelartig zu überziehen gedroht. Ein brauner Hirtenstamm, die Hiongun, bewohnte in ledernen Gezelten die hohe Steppe von Gobi. Ungestüm brach er hervor aus dem östlichen Theile von Hinter-Asien, und erschien plötzlich (so geht die dunkele Sage) als hunnische Kriegsschaar erst an der Wolga, dann in Pannonien, dann an der Loire und an den Ufern des Po, die schön bepflanzten Fluren verheerend, wo seit Antenors Zeiten die bildende Menschheit Denkmal auf Denkmal gehäuft. So wehte aus den mongolischen Wüsten ein ver-

pesteter Windeshauch, der auf cisalpinischem Boden die zarte langgepflegte Blüthe der Kunst erstickte.

Von den Salzsteppen Asiens, von den europäischen Heideländern, die im Sommer mit honigreichen, röthlichen Blumen prangen, und von den pflanzenleeren Wüsten Afrika's kehren wir zu den Ebenen von Südamerika zurück, deren Gemälde ich bereits angefangen habe, mit rohen Zügen zu entwerfen.

Das Interesse, welches dieses Gemälde dem Beobachter gewähren kann, ist ein reines Natur-Interesse. Keine Oase erinnert hier an frühe Bewohner, kein behauener Stein, kein verwilderter Fruchtbaum an den Fleiß untergegangener Geschlechter. Wie den Schicksalen der Menschen fremd, allein an die Gegenwart fesselnd, liegt dieser Erdwinkel da, ein wilder Schauplatz des freien Thier- und Pflanzenlebens.

Von der Küstenkette von Carakkas erstreckt sich die Steppe, bis zu den Wäldern des Guayana, von dem Gebirge von Merida, in dem siedende Schwefelquellen unter ewigem Schnee hervordringen, bis zu dem großen Delta, welches der Orinoko an seiner Mündung bildet. Südwestlich zieht sie sich gleich einem Meeresarme jenseits der Ufer des Meta und Vichada bis zu den unbesuchten Quellen des Guaviare, oder bis zu dem einsamen Gebirgsstock hin, den spanische Kriegsvölker, im Spiel ihrer regsamen Phantasie, den Paramo de

la Summa Paz, gleichsam den schönen Sitz des ewigen Friedens, nannten.

Diese Steppe nimmt einen Raum von 14000 Quadratmeilen ein. Aus geographischer Unkunde hat man sie oft als ununterbrochen bis an die maggellanische Meerenge fortlaufend geschildert, nicht eingedenk der Bergjoche, welche die Andeskette östlich aussendet, und welche die waldige Ebene des Amazonenflusses gegen Norden und Süden von den Grassteppen des Appure und la Plata-Stromes scheiden. Die letztern, die Pampas und Buenosayres, übertreffen jene (die Llanos) dreimal an Flächeninhalt. Ja ihre Ausdehnung ist so wunderbar groß, daß sie auf nördlicher Seite durch Palmengebüsche begrenzt, und auf der südlichen fast mit ewigem Eise bedeckt sind. — Der Casuar ähnliche Toujou ist diesen Pampas eigenthümlich, wie die Colonieen verwilderter Hunde, welche gesellig in unterirdischen Höhlen wohnen, aber oft blutgierig den Menschen anfallen, für dessen Vertheidigung ihre Stammväter kämpften.

Gleich der Wüste Zaara liegen die Llanos, oder die nördlichste Ebene von Südamerika, in dem heißen Erdgürtel. Dennoch erscheinen sie in jeder Hälfte des Jahres unter einer verschiedenen Gestalt; bald verödet, wie das lybische Sandmeer, bald eine Grasflur, wie die hohe Steppe von Mittel-Asien.

Es ist ein belohnendes, wenn gleich schwieriges Geschäft der allgemeinen Länderkunde, die Naturbeschaffenheit entlegener Erdstriche mit einander zu vergleichen, und die Resultate dieser Vergleichung in wenigen Zügen darzustellen. Mannigfaltige zum Theil noch wenig entwickelte Ursachen vermindern die Dürre und Wärme des neuen Welttheils.

Schmalheit des mannigfaltig-eingeschnittenen Continents; seine weite Ausdehnung gegen die beeiseten Pole hin; der freie Ozean, über den die tropischen Winde wegblasen; Flachheit der östlichen Küsten, Ströme kalten Meereswassers, welche vom Feuerlande bis gegen Peru hin nördlich vordringen; die Zahl quellenreicher Gebirgsketten, deren schneebedeckte Gipfel weit über alle Wolkenschichten emporstreben; die Fülle ungeheurer Ströme, welche nach vielen Windungen stets die entfernteste Küste suchen; sandlose und darum minder erhitzbare Steppen; undurchdringliche Wälder, welche die flußreiche Ebene am Aequator ausfüllen, und im Innern des Landes, wo Gebirge und Ozean am entlegensten sind, ungeheure Massen theils eingesogenen, theils selbsterzeugten Wassers aushauchen — alle diese Verhältnisse gewähren dem flachen Theile von Amerika ein Klima, das mit dem Afrikanischen durch Feuchtigkeit und Kühlung wunderbar kontrastirt. In ihnen allein liegt der Grund jenes üppigen saftstrotzenden Pflanzenwuch-

ses, jener Frondosität, welche den eigenthümlichen Charakter des neuen Continents bezeichnet.

Wird daher eine Seite unsers Planeten luftfeuchter als der andere genannt; so ist die Betrachtung des gegenwärtigen Zustandes der Dinge hinlänglich, das Problem dieser Ungleichheit zu lösen. Der Physiker braucht die Erklärung solcher Naturerscheinungen nicht in das Gewand geologischer Mythen zu hüllen. Es bedarf der Annahme nicht, als habe sich auf dem uralten Erdkörper ungleichzeitig geschlichtet der verderbliche Streit der Elemente, oder als sey aus der chaotischen Wasserbedeckung Amerika später, als die übrigen Welttheile hervorgetreten, ein sumpfreiches, von Crokodillen und Schlangen bewohntes Eiland.

Allerdings hat Südamerika, nach der Gestalt seines Umrisses und der Richtung seiner Küsten eine auffallende Ähnlichkeit mit der südwestlichen Halbinsel des alten Continents. Aber innere Struktur des Bodens, und relative Lage zu den angrenzenden Ländermassen, bringen in Afrika jene wunderbare Dürre hervor, welche in unermeßlichen Räumen der Entwickelung des organischen Lebens entgegensteht. Vier Fünftheile von Süd-Amerika liegen jenseits des Aequators; also in einer Hemisphäre, welche wegen der größten Wassermenge und wegen mannigfaltiger andrer Ursachen, kühler und feuchter, als unsre nördliche Halbkugel ist. Dieser letzteren gehört dagegen der beträchtlichere Theil von Afrika zu.

Die südamerikanische Steppe, die Llanos, haben, von Osten gegen Westen gemessen, eine dreimal geringere Ausdehnung, als die afrikanischen Wüsten. Jene empfangen den tropischen Seewind, diese, unter einem breiten Zirkel mit Arabien und dem südlichen Persien gelegen, werden von Luftschichten berührt, die über heiße, wärmestrahlende Continente hinwehen. Auch hat bereits der ehrwürdige, langverkannte Vater der Geschichte, Herodot, im ächten Sinn einer großen Naturansicht, alle Wüsten in Nordafrika, in Yemen, Kerman und Mekhran (dem Gedrosia der alten Griechen) ja bis Multan in Vorderindien hin, als ein einziges zusammenhängendes Sandmeer geschildert.

Zu der Wirkung heißer Landwinde gesellt sich in Afrika, so weit wir es kennen, noch der Mangel an großen Flüssen, an inländischen Seen und an hohen Gebirgen. Mit ewigem Eise bedeckt ist bloß der westliche Theil des Atlas, dessen schmales Bergjoch, seitwärts gesehen, den alten Küstenfahrern wie eine einzelnstehende luftige Himmelsstütze erschien. Östlich läuft das Gebirge bis gegen Dakul hin, wo, itzt in Schutt gesunken, das meergebietende Carthago lag. Als langgedehnte Küstenkette, als gätulische Vormauer, hält sie die kühlen Nordwinde und mit diesen die aus dem Mittelmeere aufsteigenden Dämpfe zurück.

Wahrscheinlich erhebt sich auch über der untern Schneegrenze das Mondgebirge, al Komri, von

dem man fabelt, daß es einen Bergparallel zwischen dem afrikanischen Quito, der hohen Ebene von Habesch, und den Quellen des Senegal bildet. Selbst die Cordillere von Lupata, die sich an der östlichen Küste von Mosambigue, wie die Andeskette in der westlichen Küste von Peru, hinzieht, ist mit ewigem Eise bedeckt. Aber diese wasserreichen Gebirge liegen weit entfernt von der ungeheuren Wüste, die sich von dem südlichen Abfall des Atlas bis an den östlichfließenden Niger erstreckt.

Doch wären vielleicht alle diese aufgezählten Ursachen der Dürre und Wärme noch nicht hinlänglich jene afrikanischen Ebenen in ein furchtbares Sandmeer zu verwandeln, hätte nicht einst irgend eine Naturrevolution, z. B. der einbrechende Ozean, diese flache Gegend ihrer Pflanzendecke und ihrer Dammerde beraubt. Wann diese Erscheinung sich zutrug, welche Kraft den Einbruch bestimmte, ist tief in das Dunkel der Vorzeit gehüllt. Vielleicht war sie Folge des großen Wirbels, der die wärmeren merikanischen Gewässer über die Bank von Neufundland an den alten Continent treibt, und durch welche westindische Cokosnüsse nach Irland und Norwegen gelangen. Wenigstens ist ein Arm dieses Meeresstroms noch gegenwärtig von den Azoren an, gegen Südosten gerichtet, und schlägt mit Ungestüm an die westliche Küste von Nordafrika. Auch zeigen alle Meeresufer (ich erinnere an die Peruanischen zwischen

Amotabe und Coguimbo), wie Jahrhunderte, ja vielleicht Jahrtausende, vergehen, bevor sich in heißen, regenlosen Erdstrichen, wo weder Lecideen noch andere Flechten keimen, der bewegliche Sand mit Kräutern zu überdecken anfängt.

Diese Betrachtungen genügen, um zu erklären, warum, trotz der äußern Ähnlichkeit der Länderform, Afrika und Südamerika, doch die abweichendsten klimatischen Verhältnisse, den verschiedendsten Vegetations-Charakter darbieten. Hat aber auch die südamerikanische Steppe eine dünne Rinde fruchtbarer Erde, wird sie auch periodisch durch Regengüsse getränkt, und mit üppig aufschießem Grase geschmückt; so hat sie doch die angrenzenden Völkerstämme nicht reizen können, die schönen Bergthäler von Carakkas, oder das Meeresufer, oder die Flußwelt des Orinoko zu verlassen, um sich in dieser baum- und quellenleeren Einöde zu verlieren. Daher wird sie auch bei der Ankunft europäischer und afrikanischer Ansiedler fast menschenleer gefunden.

Zwar sind die Llanos zur Viehzucht allerdings geeignet, aber die Pflege milchgebender Thiere war den ursprünglichen Einwohnern des neuen Continents völlig unbekannt. Kein Völkerstamm wußte die Vortheile zu benutzen, welche die Natur auch in dieser Hinsicht dargeboten hatte. Zwei Arten einheimischer Rinder weiden in den Grasfluren von Westkanada, und um die kolossalen Trümmer des Aztekken Pallastes, der, ein ameri-

kanisches Palmyra, sich verlassen in der Einöde am Gyla-Flusse erhebt. Der langhörnige Mouflon, der Stammvater des Schaafes, schwärmt auf den dürren und nackten Kalkfelsen von Kalifornien umher. Der südlichen Halbinsel sind die kameelartigen Vikunnas, die Alpakas und Lamas eigenthümlich. Aber alle diese nutzbaren Thiere haben, das Lama abgerechnet, Jahrtausende lang ihre natürliche Freiheit bewahrt. Denn Genuß von Milch und Käse ist, wie der Besitz und die Kultur mehlreicher Grasarten, ein charakteristisches Unterscheidungszeichen der Nationen des alten Welttheils.

Sind daher von dieser einige durch das nördliche Asien auf die Westküste von Amerika übergegangen, und haben sie, Kälte liebend, den hohen Andesrücken gegen Süden verfolgt; so muß diese Wanderung auf Wegen geschehen seyn, auf welchen weder Heerden noch Cerealien den neuen Ankömmling begleiten konnten. Sollte vielleicht ein Stamm der Hiongun, welcher laut den chinesischen Jahrbüchern, unter seinem Anführer Punon in Nord-Sibirien verschwand, bis Amerika vorgedrungen, und wie in Panonien als Hunnen, wie in Corea als Neujapanesen, so in Mexiko als Tulteken oder Azteken erschienen seyn? Eine so gewagte, durch Sprachvergleichung bisher wenig begünstigte Hypothese würde wenigstens den auffallenden Mangel der Getraidearten in dem neuen Continent erklären. Denn die Bewohner der asiatischen Steppen waren selbst nicht ackerbauend.

Blieb dennoch das Hirtenleben, diese wohlthätige Mittelstufe, welche nomadische Jägerhorden an den grasreichen Boden fesselt, und gleichsam zum Ackerbau vorbereitet, den Urvölkern Amerikas unbekannt; so liegt in dieser Unbekanntschaft selbst der Grund von der Menschenleere der südamerikanischen Steppe. Desto freier haben sich in ihr die Naturkräfte in mannigfaltigen Thiergestalten entwickelt; frei und nur durch sich selbst beschränkt, wie das Pflanzenleben in den Wäldern des Orinoko, wo der Himence und dem riesenstämmigen Lorbeer nie die verheerende Hand des Menschen, sondern nur der üppige Andrang schlingender Gewächse, drohet. Agutis, kleine buntgefleckte Hirsche, gepanzerte Armadille, welche rottenartig den unterirdischen Haasen in seiner Höhle aufschrecken; Heerden träger Chiguires, schön gestreifte Bivarren, welche die Luft verpesten; der große ungemähnte Löwe; brasilianische Tiger, die den jungen selbsterlegten Stier am Hügel aufwärts schleppen — diese und viele andere Thiere durchirren die baumlose Ebene.

Fast nur ihnen bewohnbar, hätte sie keine der nomadischen Völkerhorden; die ohne dies (nach indischer Art) die vegetabilische Nahrung vorziehen, fesseln können, stände nicht hie und da die Fächer-Palme, Mauritia, zerstreut umher. Weit berühmt sind die Vorzüge dieses wohlthätigen Lebensbaumes. Er allein ernährt am Ausflusse des Orinoko die unbezwungene Nation der Guaraunen.

Hängematten aus den Blattstielen der Mauritia gewebt, spannen sie künstlich von Stamm zu Stamm, um, während in der Regenzeit das Delta überschwemmt ist, nach Art der Affen auf den Bäumen zu leben.

Diese schwebenden Hütten werden theilweise mit Letten bedeckt. Auf der feuchten Unterlage schüren die Weiber zu häußlichen Bedürfnissen Feuer an. Wer bei Nacht auf dem Fluße vorüberfährt, sieht die Flammen hoch in der Luft. Die Guaraunen verdanken die Erhaltung ihrer physischen und vielleicht selbst ihrer moralischen Unabhängigkeit dem lockeren Moorboden, über den sie leichtfüßig fortlaufen, und ihrem Aufenthalt auf den Bäumen, einer hohen Freistatt, zu der religiöse Begeisterung wohl nie einen amerikanischen Styliten leiten wird.

Aber nicht blos sichere Wohnung, auch mannigfaltige Speise gewährt die Mauritia. Ehe auf der männlichen Palme die zarte Blüthenscheide ausbricht, und nur in dieser Periode der Pflanzen-Metamorphose, enthält das Mark des Stammes ein sagoartiges Mehl, welches, wie das Mehl der Jatropha-Wurzel, in dünnen brodartigen Scheiben gedörrt wird. Der gegohrne Saft des Baumes ist der süße berauschende Palmenwein der Guaraunen. Die frischschuppigen Früchte, welche röthlichen Tannenzapfen gleichen, geben, wie Pisang und fast alle Früchte der Tropenwelt, eine verschiedenartige Nahrung, je nachdem man sie nach

völliger Entwickelung ihres Zuckerstoffes, oder früher, im mehlreichen Zustande genießt. So finden wir auf der untersten Stufe menschlicher Geistesbildung (gleich dem Insekt, das auf einzelne Blüthentheile beschränkt ist) die Existenz eines Völkerstammes an einen einzigen Baum gefesselt.

Seit der Entdeckung des neuen Continents ist die Ebene dem Menschen bewohnbar geworden. Um den Verkehr zwischen der Küste und der Guayana zu erleichtern, sind selbst hie und da Städte an den Steppenflüssen erbaut. Fern von ihnen hat überall Viehzucht in dem unermeßlichen Raume begonnen. Tagereisen von einander entfernt liegen einzelne mit Rindsfellen gedeckte, mit Riemen zusammengeflochtene Hütten. Zahllose Schaaren verwilderter Stiere, Pferde und Maul-Esel schwärmen dazwischen umher. Ja die ungeheure Vermehrung dieser Thiere der alten Welt ist um so bewunderungswürdiger, je mannigfaltiger die Gefahren sind, mit denen sie in diesen Erdstrichen zu kämpfen haben.

Wenn unter dem senkrechten Strahl der nie bewölkten Sonne die verkohlte Grasdecke in Staub zerfallen ist, klafft der erhärtete Boden auf, als wäre er von mächtigen Erdstößen erschüttert. Berühren ihn dann entgegengesetzte Luftströme, und pflanzt sich durch Gegenstoß die kreisende Bewegung fort; so gewährt die Steppe einen seltsamen Anblick. Als trichterförmige Wolken, deren Spitzen an der Erde hingleiten, steigt der Sand dampfar-

tig durch die luftdünne, vielleicht elektrisch geladene, Mitte des Wirbels empor — gleich den rauschenden Wasserhosen, die der erfahrene Schiffer fürchtet. Ein trübes, strohfarbiges Halblicht, wirft die nun scheinbar niedrigere Himmelsdecke auf die verödete Flur. Der Horizont tritt plötzlich näher. Er verengt die Steppe, wie das Gemüth des Wanderes. Die heiße staubige Erde, die im nebelartig-verschleierten Dunstkreise schwebt, vermehrt die erstickende Luftwärme. Statt Kühlung führt der Ostwind neue Gluth herbei, wenn er über den lang erhitzten Boden hinweht.

Auch verschwinden allmählig die Lachen, welche die gelbgebleichte Fächerpalme vor der Verdünstung schützte. Wie im eisigen Norden die Thiere durch Kälte erstarren, so schlummert hier unbeweglich das Krokodill und die Boasschlange, tief vergraben im trocknen Letten. überall verkündigt Dürre den Tod, und überall verfolgt den Dürstenden, im Spiele des gebogenen Lichtstrahls, das Trugbild des wellenschlagenden Wasserspiegels. In dichte Staubwolken gehüllt, und von Hunger und brennendem Durste geängstigt, schweifen die Pferde und Rinder umher, erstere mit langgestrecktem Halse hoch gegen den Wind anschnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftstroms die Nähe einer nicht ganz verdampften Lache zu errathen.

Bedächtiger und verschlagener suchen die Maulthiere auf andre Art ihren Durst zu lindern. Eine kugelförmige und dabei vielrippige Pflanze, der

Melonen-Caktus, verschließt unter seiner stachlichen Hülle ein wasserreiches Mark. Mit dem Vorderfuße schlägt das Maulthier die Stacheln seitwärts, und wagt es dann erst die Lippen behutsam zu nähern, und den kühlen Distelsaft zu trinken. Aber das Schöpfen aus dieser lebendigen vegetabilischen Quelle ist nicht immer gefahrlos; denn oft sieht man Thiere, welche von Caktusstacheln am Hufe gelähmt worden.

Folgt endlich auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der gleichlangen Nacht, so können Rinder und Pferde selbst dann nicht ruhen. Ungeheure Fledermäuse verfolgen sie während des Schlafes, saugen ihnen vampyrartig das Blut aus, und hängen sich an dem Rücken fest, wo sie eiternde Wunden erregen, in denen Mosquitos, Hippobosken, und eine Schaar stechender Insekten sich ansiedeln. So führen die Thiere ein schmerzvolles Leben, wenn vor der Gluth der Sonne das Wasser auf dem Erdboden verschwindet.

Tritt endlich nach langer Dürre die wohlthätige Regenzeit ein, so verändert sich plötzlich die Szene in der Steppe. Das tiefe Blau des bis dahin nie bewölkten Himmels wird lichter. Kaum erkennt man bei Nacht den schwarzen Raum im Sternbild des südlichen Kreuzes. Der sanfte phosphorartige Schimmer der magellanischen Wolken verlischt. Selbst die scheitelrechten Gestirne des Adlers und des Schlangenträgers leuchten mit zitterndem, minder planetarischem Lichte. Wie ein

entlegenes Gebirge erscheint einzelnes Gewölk im Süden. Nebelartig breiten sich die Dünste über dem Zenith aus. — Den belebenden Regen verkündigt der ferne Donner.

Kaum ist die Oberfläche der Erde benetzt; so überzieht sich die duftende Steppe mit Kyllingien, mit vielrispigem Paspalum, und mannigfaltigen Gräsern. Vom Lichte gereizt entfalten krautartige Mimosen die schlummernden Blätter, und begrüßen die aufgehende Sonne, wie der Frühgesang der Vögel, und die sich öffnenden Blüthen der Wasserpflanzen. Pferde und Rinder weiden nun im frohen Genuß des Lebens. Im hochaufschießenden Grase versteckt sich der schön gefleckte Jaguar, und erhascht die vorüberziehenden Thiere, im leichten Sprunge, katzenartig, wie der asiatische Tiger.

Bisweilen sieht man (so erzählen die Eingebornen) an den Ufern der Sümpfe den befeuchteten Letten sich langsam und schollenweise erheben, dann plötzlich mit heftigem Getöse, wie beim Ausbruche kleiner Schlammvulkane, die aufgewühlte Erde wolkenartig auffliegen. Wer des Anblicks kundig ist, flieht die Erscheinung; denn eine riesenhafte Wasserschlange, oder ein gepanzertes Crokodill, steigen aus der Gruft empor, durch den ersten Regenguß aus dem Scheintod erweckt. —

Schwellen allmählig die Flüsse, welche die Ebene südlich begrenzen, der Arauka, der Appure und der Payara; so zwingt die Natur dieselben Thiere, welche in der ersten Jahreshälfte auf dem

wasserleeren, staubigen Boden vor Durst verschmachten, als Amphibien zu leben. Ein Theil der Steppe erscheint nun wie ein unermeßliches Binnen-Wasser. Die Mutterpferde ziehen sich mit den Füllen auf die höheren Bänke zurück, welche lange, inselförmig über dem Seespiegel hervorragen. Mit jedem Tage verengt sich der trockene Raum. Aus Mangel an Weide schwimmen die zusammengedrängten Thiere stundenlang umher, und nähren sich kärglich von der blühenden Grasrispe, die sich über dem braungefärbten gährenden Wasser erhebt. Viele Füllen ertrinken, viele werden von den Crokodillen erhascht, mit dem zackigen Schwanz zerschmettert, und verschlungen. Auch nicht selten bemerkt man Pferde und Rinder, die den Rachen dieser blutgierigen Eidexen entschlüpft, die Spur des spitzigen Zahnes am Schenkel tragen.

Dieser Anblick erinnert unwillkührlich den ernsten Beobachter an die Biegsamkeit, mit welcher die alles aneignende Natur gewisse Thiere und Pflanzen begabt hat. Wie die mehlreichen Früchte der Ceres, sind Stier und Roß dem Menschen über den ganzen Erdkreis gefolgt; vom Ganges bis an den Plata-Strom, von der afrikanischen Meeresküste bis zur Gebirgsebene des Antisana, welche höher, als der Kegelberg von Teneriffa liegt. Hier ist es die nordische Birke, dort die Dattelpalme, welche den ermüdeten Stier vor dem Strahl der Mittagssonne schützt. Dieselbe Thiergattung, welche im östlichen Europa mit Bären und Wölfen kämpft,

wird unter einem andern Himmelsstriche von den Angriffen der Tiger und der Crokodille bedroht!

Aber nicht die Crokodille und der Jaguar allein stellen den südamerikanischen Pferden nach, auch unter den Fischen haben sie einen gefährlichen Feind. Die Sumpfwasser von Bera und Rastro sind mit zahllosen elektrischen Aalen gefüllt, deren schleimiger gelbgefleckter Körper aus jedem Theile die erschütternde Kraft nach Willkühr aussendet. Diese Gymnoten haben 5 bis 6 Fuß Länge. Sie sind mächtig genug, die größten Thiere zu tödten, wenn sie ihre nervenreichen Organe auf einmal in günstiger Richtung entladen. In der That mußte die Steppen-Straße von Urituku einst verändert werden, weil sie sich in solcher Menge in einem Flüßchen angehäuft hatten, daß jährlich vor Betäubung viele Pferde in der Furth ertranken. Auch fliehen alle andern Fische die Nähe dieser furchtbaren Aale. Selbst den Angelnden am hohen Ufer schrecken sie, wenn die feuchte Schnur ihm die Erschütterung aus der Ferne zuleitet. So bricht elektrisches Feuer tief aus dem Schooß der Gewässer aus.

Ein malerisches Schauspiel gewährt der Fang der Gymnoten. Man jagt Maulthiere und Pferde in einen Sumpf, den die Indianer eng umzingeln, bis der ungewohnte Lärmen die muthigen Fische zum Angriff reizt. Schlangenartig sieht man sie auf dem Wasser schwimmen, und sich, verschlagen, unter den Bauch der Pferde drängen. Viele der letztern unterliegen unter der Stärke unsichtbarer

Schläge.

Schläge. Mit gesträubten Mähnen schnaubend, wilde Angst im funkelnden Auge, fliehen andere das tobende Ungewitter; aber die Indianer mit langen Bambusstäben bewaffnet, treiben sie in die Mitte der Lache zurück.

Allmählig läßt die Wuth des ungleichen Kampfes nach. Wie entladene Wolken zerstreuen sich die ermüdeten Gymnaten. Sie bedürfen einer langen Ruhe und einer reichlichen Nahrung, um zu sammeln was sie an galvanischer Kraft verschwendet haben. Schwächer und schwächer erschüttern nun allmählig ihre Schläge. Vom Geräusch der stampfenden Pferde erschreckt, nahen sie sich furchtsam dem Ufer, wo sie durch Harpune verwundet, und mit dürrem, nicht leitenden Holze auf die Steppe gezogen werden.

Dieß ist der wunderbare Kampf der Pferde und Fische. Was unsichtbar die lebendige Waffe dieser Wasserbewohner ist, was, durch die Berührung feuchter und ungleichartiger Körper erweckt, in allen Organen der Thiere und Pflanzen umtreibt, was die weite Himmelsdecke donnernd entflammt, was Eisen an Eisen bindet, und den stillen wiederkehrenden Gang der leitenden Nadel lenkt; alles, wie die Farbe des getheilten Lichtstrahls, fließt aus einer Quelle; alles schmilzt in eine ewige allverbreitete Kraft zusammen.

Ich könnte hier diesen gewagten Versuch eines Naturgemäldes der Steppe schließen; aber, wie auf dem Ozean die Phantasie sich gern mit den

Bildern ferner Küsten beschäftigt; so werfen auch wir, ehe die große Ebene uns entschwindet, vorher einen flüchtigen Blick auf die Erdstriche, welche die Steppe begrenzen. —

Afrikas nördliche Wüste scheidet die beiden Menschenarten, welche ursprünglich demselben Welttheil angehören, und deren unausgeglichener Zwist so alt, als die Mythe von Osiris und Typhon, scheint. Nördlich vom Atlas wohnen schlicht- und langhaarige Völkerstämme von gelber Farbe und kaukasischer Gesichtsbildung. Dagegen leben südlich vom Senegal, gegen Süden hin, Negerhorden, die auf mannigfaltigen Stufen der Civilisation gefunden werden. In Mittel-Asien ist durch die mongolische Steppe, sibirische Barbarei von der uralten Menschenbildung in der Halbinsel von Hindostan getrennt.

Auch die südamerikanischen Ebenen begrenzen das Gebiet europäischer Halbkultur. Nördlich zwischen der Gebirgskette Venezuella, und dem antilischen Meere, liegen gewerbsame Städte, reinliche Dörfer, und sorgsam bebaute Fluren an einander gedrängt. Selbst Kunstsinn und wissenschaftliche Bildung sind längst darinnen erwacht.

Gegen Süden umgiebt die Steppe eine schauervolle Wildniß. Tausendjährige Wälder, ein undurchdringliches Dickigt erfüllen den feuchten Erdstrich zwischen dem Orinoko und dem Amazonen-Strome. Mächtige, bleifarbige Granitmassen verengen das Bette der schäumenden Flüsse. Berg

und Wald hallen wieder von dem Donner der stürzenden Wasser, von dem Gebrüll des Jaguar, und dem dumpfen regenverkündenden Geheul der bärtigen Affen.

Wo der seichte Strom eine Sandbank übrig läßt, da liegen mit offenem Rachen, unbeweglich wie Felsstücke hingestreckt, oft mit Vögeln bedeckt, die ungeschlachten Körper der Crokodille.

Den Schwanz um einen Baumast, zusammengerollt, lauert am Ufer, ihrer Beute gewiß, die tigerfleckige Boasschlange. Schnell vorgestreckt ergreift sie in der Fuhrt den jungen Stier, oder das schwächere Wildpret, und zwängt mühsam den Raub, in Geifer gehüllt, durch den schwellenden Hals.

In dieser großen und wilden Natur leben mannigfaltige Geschlechter der Menschen. Durch wunderbare Verschiedenheit der Sprachen gesondert, sind einige nomadisch, dem Ackerbau fremd, Ameisen, Gummi und Erde genießend, ein Auswurf der Menschheit, wie die Otomaken und Jaruren, andere angesiedelt, von selbst erzielten Früchten genährt, verständig und sanfterer Sitten (wie die Maquiritarer und Makos). Große Räume zwischen dem Cassiquiare und dem Atabapo sind nur vom Tapir und von geselligen Affen, nicht von Menschen bewohnt. In Felsen gegrabene Bilder beweisen, daß einst auch diese Einöde der Sitz höherer Cultur war. Sie zeugen für die wechselnden Schicksale der Völker, wie die Form biegsa-

mer Sprachen, die zu den unauslöschlichsten Denkmälern der Menschheit gehören. —

Wenn aber in der Steppe Tiger und Crokodille mit Pferden und Rinder kämpfen; so sehen wir dagegen an ihrem waldigen Ufer, in den Wildnissen der Guayana, ewig den Menschen gegen den Menschen gerüstet. Mit unnatürlicher Begier trinken hier ganze Völkerstämme das ausgesogene Blut ihres Feindes; andere würgen ihn, scheinbar waffenlos, und doch zum Morde vorbereitet, mit vergiftetem Daum-Nagel. Die schwächern Horden, wenn sie das sandige Ufer betreten, vertilgen sorgsam mit den Händen die Spur ihrer schüchternen Tritte.

So bereitet der Mensch auf der untersten Stufe thierischer Rohheit, so im Scheinglanze seiner höheren Bildung, sich stets ein mühvolles Leben. So verfolgt den Wanderer über den weiten Erdkreis, über Meer und Land, wie den Geschichtsforscher durch alle Jahrhunderte, das einförmige trostlose Bild des entzweiten Geschlechts.

Darum versenkt, wer im ungeschlichteten Zwist der Völker nach geistiger Ruhe strebt, gern den Blick in das stille Leben der Pflanzen, und in der heiligen Naturkraft inneres Wirken; oder hingegeben dem angestammten Triebe, der seit Jahrtausenden der Menschen Brust durchglüht, blickt er ahndungsvoll aufwärts zu den hohen Gestirnen, welche in ungestörtem Einklang die alte ewige Bahn vollenden.

Alex. v. Humboldt.

6) Peru.

Wenn Hoffnung nach höherem Genuß die Seele hebt, dann muß den Reisenden der Hinblick auf Peru mit neuen Kräften beleben. Selbst nachdem er Länder, die reichlich und vielfach von der Natur ausgestreut sind, durchwandert ist, darf er seine Erwartung für schönere, erhabenere Nur-Scenen mit Grund befriediget zu sehen glauben. — Peru ist das Land der schönsten, erhabensten, aber zugleich majestätisch-schrecklichsten Natur. Auch konnte nur allein eine solche Lage ein solches Land hervorbringen. — Eine Fläche, welche theilweise gegen zehntausend Fuß über das Meer erhaben ist, von fast noch einmal so hohen Gebirgen überlaufen, dabei unter der lothrechten Sonne! — Wenn man aus den Häfen Gujaquil und Manta nach Quito gegen die Cordilleren hinaufsteigt, was für Abwechslung von Scenen, was für Contraste der gesammten Natur durchläuft der Blick! Nachdem man den Sand der Ufer verlassen hat, wandelt man in kaum durchdringlicher Waldung, und die Äquatorialsonne treibt aus dem schlammigen Boden eine unübersehbare Pflanzenwelt üppig hervor. Die meisten Pflanzen des Isthmus zeigen sich auch hier; dann mehrere Arten Zedern, der Baumwollenbaum, das Eisen- und Ebenholz, der hohe zu Masten so

brauchbare Marienbaum mit der weißen Rinde; mehrere treffliche Palmen breiten ihre Wurzeln fast nur über die Oberfläche des Erdreichs hin, und werden durch die Ranken vieler Schmarotzerpflanzen und mächtiger Lianen unter einander gleichsam verkettet. Verschiedene derselben bot die Natur dem Menschen zu wichtigen Vortheilen dar. So die berühmte Hypecacuanha, so die Vanille u. a. — Unter diesen dichten Schatten sprossen die mannigfaltigsten Pilze, Moose und Rohrarten hervor. Einige der letztern, z. B. das Bambusrohr, erreichen oft eine Höhe von 20 bis 30 Fuß; es dient dann zum Hausbau der Bewohner. — Eben so schwelgerisch und mannigfaltig ist auch die thierische Schöpfung. — Hier hauset der Jaquar, der Ozelot, die Jaquarette, der Puma und andere fruchtbare Thierarten der neuen Welt. — Heerden von Affen und Papageien betäuben das Ohr durch ihr Schreien und Plaudern. Die Toucana mit den monströsen zum Theil schönfarbigen Schnäbeln; die Gallinassen, mehrere Buccoarten, viele Spechte, Bäumläufer, Waldtauben, kleinere Singvögel, kurz, ein unübersehbares Gefieder belebt die Wipfel der Waldung, während daß sowohl bösartige als unschädliche Schlangen, von der Aboma und der Klapperschlange, bis zu der kleinsten Runzelschlange hinab, den Wanderer schrecken, dichte Wolken von Musquiten und Stechfliegen, und Ameisen ihn blutgierig anfallen, und ungeheure Spinnen, so wie ellenlange Spulwürmer

von der Dicke eines Daumens Schauder erregen. — So übermäßig ist hier die Feuchtigkeit, daß man es umsonst versucht, ein nur seit ein paar Stunden geladenes Gewehr abzufeuern, und selbst im Felleisen genau verschloßnes Papier widersteht kaum der Fäulniß. Auch darf der Mensch hier nur seine Wohnung auf hohen Pfählen errichten. — Reissende Waldströme stürzen dem Wanderer entgegen. Mit Zittern wandelt er über den Abgrund hin, auf jenen von Hürden geflochtenen Brücken, die, oft 1800 Fuß weit, unter jedem Tritte einzubrechen drohen, und von jedem Luftzuge wiegenartig hin und her schwanken. Nach glücklich überwältigter Gefahr steht ihm nun das mühselige Erklimmen des schroffen Gebirges bevor. Selbst das sonst sichere Maulthier fühlt jedes Gestein, welches es betritt, zuvor mit der furchtsamsten Vorsicht aus; und dennoch zwingt ihm die Ermattung nach 7 bis 8 Schritten eine Pause ab. Mitten in dieser romantisch wilden Natur hat der Mensch, ihr gleichsam zum Trotze, dennoch einzelne Wohnungen, kleine Ortschaften errichtet. Wie willkommen sind dem erschöpften Reisenden diese nur aus Bambusrohr erbauten Dörfer! — Höher hinauf mindert sich beträchtlich die Hitze; das Gehölz wird lichter; die Mühseligkeit des Steigens nimmt zu, aber zugleich die Güte der Luft. — Dies erfuhren Bouguer und Condamine, wovon der eine von Norden, der andere von Süden das hohe Gebirge, den Theil der Cordilleren, bestiegen,

welches in seinem Innern die unbeschreiblich herrliche Provinz Quito umfaßt. — Bezaubernd war ihnen der Anblick dieses einzigen Landes. Gleich einem Paradiese lag hier unter ihrem Blicke ein weites Thal, fast sechs Meilen breit, von hellen Bächen durchschnitten, die sich zu einem Flusse vereinigten. So weit ihr Auge nun reichte, zeigten sich reich bebaute Felder; sie wechselten mit Wiesen, begraseten Hügeln, mit lebendigen Hecken, Gärten, Maierhöfen und ganzen Dörfern ab. Diese reizende Aussicht beschloß dann die Stadt Quito. Die mildeste, heiterste Luft kündigte hier einen der schönsten Theile vom südlichen Europa an. Allein man sah die Produkte aller Jahreszeiten und aller Welttheile. Ununterbrochen paart sich hier der Frühling mit dem Herbste. Zu jeder Zeit trägt der Baum junge Blätter, Knospen, Blüthen und Früchte; an einem und demselben Tage sieht man pflügen und erndten. Neben dem Zuckerrohr, dem Indigo und der Baumwolle gedeihet hier hundertfältig tragender Weizen Europens; der Pisang, die Citrone und die Pompelmus prangt bei den schönsten Früchten von Frankreich. — Richtet sich nun das Auge von dieser bezaubernden Scene in die Höhe, dann erst bildet sich daraus ein unbeschreiblich erhabenes Ganze. Die Provinz Quito mit ihren 25 Kirchdörfern, mit der von 30,000 Menschen bevölkerten Hauptstadt, diese von 10,000 Fuß erhobene Ebene wird von fast Meilen hohen Eisbergen umgürtet. Ihr Schnee

ist ewig, wie die Welt, aber mehrere ihrer Gipfel, z. B. die des Pinchincha, Antisana, Sangai, Cotopaxi speien Feuer und Dampf, stürzen den geschmolzenen Schnee in Strömen herab, die da ungeheure Vertiefungen bilden, und durch dies alles vielartigen Boden und vielartige Klimate erzeugen. — So umgrenzt hier der Winter den Frühling und den Herbst; ein Amphitheater, das beinahe alles Schöne, herrliche und majestätisch Fruchtbare der ganzen Erdoberfläche auf einmal darstellt. — Freilich ist dies nur das Bild einer einzelnen Provinz des merkwürdigen Landes; kein Welttheil hat indeß so etwas aufzuweisen, und zugleich steht das übrige des großen Ganzen seinem ausgezeichneten Theile an Mannigfaltigkeit romantischer Scenen und sonderbarer Bildung nicht sehr nach.

Auf dem untern Boden, welcher der Meeresfläche gleich liegt, findet man nach einem Abstande einiger Meilen den Anfang eines hohen daraufgesetzten Landes, das sich bald mehr bald minder in beträchtliche Ebenen ausbreitet, und dann selbst jenes kolossalische, bis über die Wolken hinaufreichende Gebirge, die Cordilleren, auf seinem Rücken trägt. — Die beiden Bergreihen, welche dies Gebirge bildet, lassen zwischen sich sehr große Provinzen, Thäler von vielartiger Natur. — Auf diesen Ebenen, welche man dort la Sierra, das hohe bewohnbare Land nennt, zeigen sich an verschiedenen Orten Seitenzweige der Cordilleren, als dritte Bergketten.

Auf diese Weise ist hier ein dreifaches Länder-Gebiet; jenes niedrigste, unterste Küstenland; hierauf die Sierra, wovon die ganze Provinz Quito nur eine einzelne Abtheilung darbietet, und endlich die höchste Region der darauf ruhenden Cordilleren, die Andes. — Die einzelnen Zweige der letzteren nannten bereits die Yncas, die Könige der alten Peruaner, die Schneegürtel. Aus dem diesen gleichgeltenden peruanischen Ausdrucke soll durch Abänderung und Verstümmlung der Worte Antis, und daraus wiederum Andes entstanden seyn. — Diese Gebirge bilden dann, da, wo sich ihre Grundlagen begegnen, auf dem hohen Lande ungeheure Schluchten, große oft oben meilenweite Lücken; durch diese strömen in den Tiefen die Flüsse, im Westen gegen das Meer, oder in Osten gegen die Landfläche hin. Anfangs ist wohl nur ein geringer Paß dem Gewässer zum Durchgange übrig geblieben, und wenn das Gestein aus hartem, schwer abzuschleifenden Felsen, z. B. Porphyr besteht, so hätten sich die Fugen der ehemals zusammenhangenden Berge wieder zusammenbringen lassen, so genau passen sie aufeinander.

Die oberste Region der höchsten Cordilleren übersteigt die Wolken, also auch die durch sie erzeugten Meteore. Es ist bis jetzt auch keinem Sterblichen gelungen, diese Spitzen zu ersteigen. Condamine erreichte nur mit großer Anstrengung und Gefahr auf dem Corason die Höhe von 2470 Klafter, oder 14820 Fuß, und wenn ihn gleich

anjetzt sein ihm würdiger Nachfolger von Humboldt um 3300 Fuß übertroffen hat, so fehlten auch diesem kühnen Forscher noch über 1344 Fuß, um sich auf dem höchsten uns bekannten Punkte der Erde zu sehen. — Dennoch fanden sie sich auch hier bereits den gefahrvollen Unbequemlichkeiten ausgesetzt, die eine zu verdünnte, und fast aller Wärme beraubte Atmosphäre den menschlichen Körper leiden lassen. Die große Verschiedenheit der innern und äußern Luft preßte ihnen das Blut aus den Augen, den Lippen und dem Zahnfleische hervor, und die Kälte überstieg die angeblichen Grade des Thermometers. Das Innere dieser koloßalischen Gebirge ist dann auf zweierlei Art besonders merkwürdig. — Das erste und auffallendste, wodurch sich das Innere der ungeheuren Bergkette auszeichnet, welche von Patagonien über den Isthmus bis zu der Beringsstraße fortläuft, ist ihr vulkanisches Feuer. Mehr als 50 solcher Feueressen, Luftlöcher der Unter-Welt, sind bis jetzt darunter bekannt. Hiervon gehören unserm Peru eine sehr beträchtliche Anzahl, z. B. der Antisana, Cotopaxi, Tungurahua u. a. Allein nicht aus allen steigen Feuergarben, Rauch und Flammensäulen und Laven hervor. Aus dem Jorullo in Mexiko erhob sich 1759 am 15. September ein Basaltkegel, der jetzt gegen 1500 Fuß über die ihn umgebende Grundfläche hervorragt. Die von Guatimala speien eine sehr große Menge Salmiak. Die von Popayan und Pasto zeigen

viele Solfataren, die da Schwefelsäure ausdampfen, oder auch kleine Krater voller kochenden Wassers, woraus sich geschwefeltes Wasserstoffgas entwickelt. Hingegen werfen die Vulkane von Quito bald Bimsstein, bald Basalte, oder auch schlackenartigen Porphyr hervor, bald aber so ungeheure Massen Schwefelleberwasser und Schlamm, wodurch auf mehr als fünf deutsche Meilen das ganze Erdreich fruchtbar wird. — Das sonderbarste Phänomen, welches aber diese peruanischen Vulkane in den langen Zwischenzeiten ihrer wirklichen vulkanischen Explosionen darbieten, sind die erstaunlichen Quantitäten von ihnen von Zeit zu Zeit ausgeworfener Fische des süßen Wassers.

Der fast erloschene Vulkan von Imbubaru überschüttete 1691 damit die Felder der Stadt Ibarra so sehr, daß man in ihnen die Ursache der Faulfieber, die zu der Zeit herrschten, zu finden glaubte. Was aber noch merkwürdiger scheint, der Corregidor dieser Stadt bezeugte, daß dieser Vulkan selbst nachmals von Zeit zu Zeit, also wohl ohne eigentlichen vulkanischen Ausbruch, vorzüglich nach starkem Regen, große Massen dieser kleinen Fische auswarf, die man dort Premadillas nennt. Die Indianer von St. Pabla fischen sie in sehr dunkeln Nächten in einem Bache, gerade an dem Orte, wo dieser aus dem Gebirge selbst hervortritt. Im Jahre 1698 stürzte der Krater des Cargneirazo ein, nachdem er gleichfalls zuvor Tausende dieser Fische mit thonigtem Schlamme vermischt ausge-

worfen hatte. — Höchst merkwürdig ist es, daß man oftmals noch Spuren des Lebens an ihnen will gefunden haben, während daß sie längs dem Gebirge herabströmten. Eine genaue Untersuchung zeigte sogleich, daß diese Fischchen von ein und derselben Art mit denen sind, welche dort überhaupt unter dem Namen Premadillas vorkommen, und als eßbare Fische der Bäche gefunden werden. — Da man diese Fische in den dortigen Bächen fängt, so stehen wahrscheinlich unterirdische Seen und Höhlen, die von ihnen gleichfalls bewohnt werden, hiemit und mit den Vulkanen in Verbindung. Allein stets bleibt es schwer zu erklären, durch welche Kraft sie soweit erhoben werden, um der Wirkung des Ausbruchs der Vulkane folgen zu müssen. — Weit größere Plagen, als jene einzelnen Ausbrüche, die dieses Gebirge über dies einzige Land verbreitet, sind unstreitig die Erdbeben. Einige Provinzen von Peru scheinen vorzugsweise hievon gleichsam periodisch heimgesucht zu werden. Schon seit 1582, also bald nach der Erbauung von Lima, bis auf unsre Zeiten herab, folgte hier eine Reihe von Erdstößen, die bald mindere bald größere Verwüstungen anrichteten. Man kennt bestimmt 16 von Bedeutung. — Eines der furchtbarsten Erdbeben war, der Wirkung nach, unstreitig das vom 28. Oktober 1746. Durch ein schreckliches unterirdisches Gebrüll kündigte es sich einige Tage zuvor an, auch wütheten zugleich mehrere Vulkane. Kaum dauerte es drei

Minuten, so lagen die meisten Gebäude der Stadt entweder wirklich umgestürzt, oder sie waren wenigstens sehr beschädigt. Tausend dreihundert Menschen wurden zerschmettert, aber eine sehr große Anzahl litt noch schmerzlicher durch den Verlust ihrer Glieder. — Fürchterlich tobte das Meer zu gleicher Zeit im Hafen von Callao (dem nächsten Hafen für Lima); weit trat es zurück, stürzte sodann über alles bei seiner Rückkehr hin, und verwandelte die Stadt und den Hafen in Meer. Von 23 Schiffen, welche dort lagen, gingen 19 unter; fast 4000 Menschen verloren ihr Leben. — Diese Erschütterungen dauern aber bis zu unsern Zeiten herab. Nur allein im Jahre 1791 sahe sich Lima fünf Erderschütterungen ausgesetzt. Noch schrecklicher als jene ältern war unstreitig diejenige, welche 1797 die Provinz Quito zerstörte. Am 7ten Februar wurden Lactacunga, Hambato, Riombomba und andere Ortschaften umgewühlt, und in wenigen Sekunden waren 40,000 Menschen nicht mehr! — Die Ausbrüche und Erderschütterungen (sie sollen im Oktober am stärksten wüthen) ändern dann auch die Gestalt jener Bergkolossen. Diese wachsen und schwinden; Krater und Öffnungen stürzen ein, während daß sich andere erzeugen; plötzlich steigt ein Basalt- oder Bimssteinfelsen aus ihrem Innern hervor; so gewinnt dann ein Gebirge oft in wenigen Augenblicken, eine völlig neue Gestalt. — Die Verheerungen, wozu die Andes der Cordilleren den Zunder enthalten, ereig-

nen sich indeß nur einzeln; dagegen geben die einzeln in ihrem Innern verschlossenen Schätze, die edlen und nutzbaren Mineralien ununterbrochen reichen Gewinn. Nimmt man Afrika und einige Theile des benachbarten Mexiko aus, so übertrifft Peru seit seiner Entdeckung alle uns bekannte Länder der Erde an unterirdischen Reichthümern. — Die Spanier setzten ihren Fuß auf das feste Land von Südamerika voll von den übertriebensten Hoffnungen nach Gold und andern Reichthümern. Die Nachrichten, die sie auf Cuba, Haiti (St. Domingo) und andern westindischen Inseln hierüber eingezogen hatten, das dort selbst vorgefundene Gold, vielleicht auch die Lage dem goldreichen Afrika gegenüber, schien jene hohen Erwartungen einigermaßen zu rechtfertigen. — Als aber nach der eben so unglücklichen als unerhörten Schlacht von Caramarka, der königliche Gefangene Atahualpa einen ganzen Saal voll goldner Gefäße zu seinem Lösegeld anbot, und die durch Trug, Mord und Goldsucht gleich verächtlichen Sieger jene großen Massen wirklich auf den darunter fast erliegenden Lastthieren, den unschuldigen Peruanern, herbeischleppen sahen, da verloren die raubsüchtigen Mörder völlig alle Besinnungskraft; sie glaubten an Feen und Zauberei, und die Gebirge von Peru schienen ihnen von jetzt an nur die äußere Bekleidung ungeheurer Massen von Gold, Silber und Smaragd. Denn auch diese edlen Steine waren allerdings dort nicht nur sehr bekannt, sie wurden

selbst so hoch geschätzt, daß ein sehr großer Smaragd von den Indiern als eine Gottheit verehrt wurde. — Dieser kostbare Stein hatte die Größe eines Straußeneies; man hatte ihm einen eignen Tempel erbaut, und diesem eine bestimmte Anzahl Priester zugeordnet; da man nun alle übrigen Smaragde als Abkömmlinge von ihm ansah, so wurden diese von Zeit zu Zeit zu ihrem großen Ahnherrn gebracht, um ihm gleichsam zu huldigen. Die Bergwerke, aus welchen jener Stein seinen Ursprung genommen, hat man indeß stets vergeblich sich bemühet zu entdecken; und die Indianer, die sie sehr genau kannten, waren gescheid genug, sie ihren Unterdrückern nicht zu entdecken. — Jene Schätze der unglücklichen Schlacht, so sehr sie die ungewohnten Augen der Spanier blendeten, waren dennoch nur unbedeutend gegen die unermeßlichen Reichthümer, wodurch Peru seit dieser Zeit dem ganzen Handel, dem ganzen alten Verkehr eine neue Wendung gegeben, und zugleich fast für alle unsere Waaren und Arbeiten einen völlig anderen Werth bestimmt hat. Auch konnte die Masse der von den Indiern der Erde entrißnen Metalle nur sehr geringe seyn. Sie kannten nicht einmal das Eisen, um sich die Eröffnung des innern Gebirges zu erleichtern, noch weniger hatten sie richtige Kenntniß des Bergbaues. Alles Metall, Gold und Silber, konnte ihnen daher entweder nur durch Goldsand, Goldwäscherei, oder durch zu Tage luxurirend hervorgewachsenes gedie-

genes, oder doch wenig gemischtes, durch leichte Schmelzung vom Gestein zu scheidendes Silber, zukommen. Dies waren daher nur die Termen, die Aushängezeichen des großen unterirdischen Schatzes, der dereinst die Welt in Sturm und Verheerung setzen sollte. — In unseren Zeiten sind aber hauptsächlich drei Arten der Metalle die Grundlagen des Handels, und des hohen Werths dieses Reichs; nämlich Gold, Silber und Queckfilber. Von diesen Metallen zählte man im Jahre 1791 nur allein in acht Intendantschaften des eigentlichen Vicekönigreichs Peru 69 Goldwerke, 784 Silber- und 4 Queckfilberminen, außer 4 Kupfer- und 12 Bleiwerken. In zehn Jahren, von 1780 bis zu Ende von 1789, gaben sie 35,355 Mark Gold von 22 Karat, und 3,739,763 Mark Silber. — Schätzt man die Mark Gold zu 125 Piaster, und die Mark Silber zu 8 Piaster, so beläuft sich der ganze Werth jener zehn Jahre über 46 Millionen und 221,280 Thaler. Auch scheint es nicht, daß dieser Gewinn sich vermindert habe, da diese letztern zehn Jahre über 38,000 Mark Silber mehr, als die vorletzten, abwarfen. — Das große Silberbergwerk von Potosi findet sich in einem Gebirge von der Form eines Zuckerhuts, in dessen ganzem Umfange von beinahe sechs Meilen man über 300 Gruben zählt. In jetzigen Zeiten arbeiten 13,000 Menschen an diesem Bergwerke, und die königliche Münze von Potosi liefert jährlich für Rechnung der Krone 600,000 Mark an Silber und 2000 Mark Gold.

Der Hang der Peruaner auf unterirdische Schätze artet oftmals in wahren Unsinn aus. Kaum bringt ein Bergmann eine Stufe, worin sich nur ein Äderchen von Silber zeigt, so bieten oftmals die Unverständigen gleich ihre ganze Haabe auf, um diese (vielleicht nur vergeblich) neue Mine weiter zu erforschen, und sich dadurch zum Crösus hinauf zu arbeiten. So zeigen dann jene Thatsachen Peru als eines der größten unterirdischen Magazine fast aller fossilen Kostbarkeiten. Denn außer den bereits erwähnten Smaragden finden sich auch noch Türkisse, Amethiste, ja sogar Diamanten; und warum sollten diese dort völlig mangeln, da das gegenüber liegende Brasilien davon einen solchen Überfluß zeiget? Jene ungeheueren Gold- und Silbermassen von Peru verdanken keinen unbeträchtlichen Theil ihrer Wirksamkeit, oder wenigstens ihrer Verbreitung in die übrigen Welttheile, einer nicht sehr ansehnlichen Thierart. — Die Natur suchte der neuen Welt durch folgende Thiere, nämlich durch Klama, die Vicunna, das Alpaca, die Kameele der alten Welt zu ersetzen. Und wenn diese amerikanischen Thierarten, wie bei mehreren ähnlichen Fällen, den unsrigen, auch nicht an Größe und Kraft gleichkommen, so sind sie ihnen doch in Ansehung der Form, der Sitten und des Nutzens ähnlich. Das erstere verdient aber hier gerade eine genauere Anzeige, da es in Peru fast das einzige Lastthier ist, wodurch die rohen Metalle zu den Pochwerken, und die Silberstangen

an die Absatz- und Verführungsorte gebracht werden. — Das eigentliche Llama, von den Spaniern das Landschaaf genannt, ist unter den Kameelen der neuen Welt eines der stärksten. Der Höhe nach kommt es einem Esel gleich; es trägt den langen Kameelhals erhoben; hat einen stolzen festen Gang, sein schwarzes schönes Auge ist milde, furchtlos und zutraulich. Es hat gespaltene Klauen; der Kopf hat Ähnlichkeit mit dem Kopfe eines Füllens; der Körper ist mit langer grober Wolle bedeckt, die am Halse und am Bauche kürzer ist. Die Farbe selbst ist verschieden; es giebt schwärzliche, zimmtfarbene, gefleckte und weißliche Llamas. — Auf den hohen Andes des südlichen Theils von Peru geht dieses edle Thier heerdenweise, und nährt sich nur allein von dem kurzen Moose und Grase; ihr Labsal ist frisches kaltes Wasser. Aber weiter gegen den Äquator hin sieht man in Peru nur gezähmte Llamas, und die Peruaner, welche überhaupt für alle zahme Thiere eine besondere Vorliebe zeigen, äußern gegen das Llama wahre Verehrung. — Ehe sie anfangen sich dieser Thiere zum Lasttragen zu bedienen, stellen sie ein eignes Fest an, wodurch sie selbe gleichsam zu ihren Gefährten und Gesellschaftern aufnehmen. Innerhalb des eingeschloßnen Hofes bei ihren Hütten putzen sie ihnen zuerst mit vielen wollenen oder seidenen Bändern und Büscheln den Kopf. Sie laden ihre Freunde nebst Frau und Kindern zu einem Gastmahle ein.

Ist das Fest beendigt, dann erst fangen sie an, die Thiere zum Lasttragen zu gewöhnen. Auch dies geschieht indeß mit vieler Mäßigung; sie treiben sie nicht, sie lassen sich den gewöhnlichen Schritt des Thieres gefallen, und da das Llama ein sanftes, kluges, gelehriges Thier ist, so horcht es bald auf das Pfeifen, und läßt sich leicht regieren. — Ohne zu galloppiren, noch zu trottiren, geht es dennoch nicht langsam, und hat dabei, selbst auf den Gebirgen, einen so sichern und sanften Gang, daß das Frauenzimmer sich seiner vorzugsweise bedient. — Das Llama trägt einen, ja selbst bis gegen anderthalb Centner, und wird zum Fortbringen der Metallstangen besonders angeschirrt. Hat man es überladen, sucht man es zu übertreiben, oder wird ihm die Zeit zur Nahrung entzogen, so legt es sich mit einem klaglichen Tone nieder, alle Anstrengungen des Führers, es weiter zu treiben, sind sodann durchaus vergeblich; es bleibt liegen und stirbt. — Gewöhnlich läßt man sie zu Nachts ihre einzige Nahrung, jene Grasarten, abweiden. Sie legen sich dann nieder um auszuruhen, wiederzukauen und neue Kräfte zu sammeln. Beim Niederlegen knieen sie, und ziehen die Schenkel ein, so daß der Körper diese gänzlich bedeckt; dabei halten sie aber stets den Hals gerade empor. — Das Llama geht sechs Monate trächtig, und wirft nur ein einziges Junges, ob es gleich mehrere Euter hat. Die alten Thiere werden von den Indianern gegessen; das Fleisch

soll dem Schaaffleische ähnlich seyn, nur süßlicher; auch bedienen sich einige Indianer des Haares, jedoch nur zu ganz großen Decken u. dgl. — Ehe die Maulthiere in Südamerika eingeführt wurden, war der Gebrauch dieser Thierart noch bedeutender als in unseren Zeiten. — Sowohl die Ähnlichkeit der Thierart, als dessen Heimath, berechtiget den Leser, hier eine genauere Nachricht von der Vicunna zu erwarten. — Die Vicunna ist kleiner und schmächtiger als das Llama; sie hat viel Ähnlichkeit mit unserer Ziege, nur ist der Hals länger, auch ist der Kopf runder, hat dabei nur kurze aufstehende Ohren, höhere Füße und keinen Bart. So ähnlich dieses Thier auch dem Llama ist, so weicht es dennoch in Rücksicht seines Naturells sehr davon ab. — Die Vicunna wird nicht zahm; sie bewohnt die hohen Gebirgsgipfel von Chili und Peru, weidet hier heerdenweise die dürftigen Grasarten ab, und bleibt stets in Wildheit. Sie fliehet den Menschen, wenn sie ihn, selbst in einer großen Entfernung, erblickt, und nur durch ein förmliches Treibjagen erhält man die köstliche Vigogne-Wolle. — Da diese Thierart aber eben so furchtsam als flüchtig ist, dabei oft unzugängliche Gebirge bewohnt, so thun sich ganze Gesellschaften Indianer zusammen, um sie zu jagen. Diese Gesellschaften von Jägern nennt man Chacos. Es ist sehr schwer, diese Thiere zum Schuß zu bringen, deßhalb umgeben die Jäger ein großes Gebiet, auf welchem sie Heerden

von Vicunnen weiden sehen, mit langen Stricken in der Höhe des Thiers. An diese Stricke werden rothe oder sonst gefärbte Lappen in gewissen Entfernungen aufgehangen. Sodann fängt man an die Vicunnen vermittelst einiger dazu abgerichteten Hunden zusammen zu treiben. Die große Furchtsamkeit der Thiere verhindert sie bei Erblickung jener von der Luft bewegten Lappen, durch das übersetzen über die Stricke zu entfliehen, so leicht es ihnen auch wäre. Die Jäger gehen sodann in den Kreis, fangen die Vicunnen mit Schlingen, die sie ihnen geschickt über die Beine werfen, tödten sie und ziehen ihnen sofort die Haut ab. — Oft sehen sich hiebei die Jäger genöthigt, Monate auf den hohen kalten Punas zu leben; sie bringen dann dagegen 500 bis 1000 Vicunnenhäute zurück. Bei einem so kostbaren Thiere ist dies eine desto mehr zu verwerfende Jagd (auch ist das Tödten der Thiere verboten), da es ein Leichtes wäre, die eingefangenen Vicunnen zu scheren, sie sodann wieder freizulassen, auf diese Weise mehrere Jahre ein und dasselbe Thier zu benutzen, ihre Fortpflanzung zu hegen, und so den Anwachs dieser einträglichen Thiere zu vermehren. — Diese Jagd schlägt zu Zeiten, wegen eines der Vicunne ähnlichen Thiers fehl, das sich unter ihre Heerden mischt. Dies ist das Alpaca oder Paco, das sich hauptsächlich durch mehrere Stärke, Größe, Kühnheit und gröbere Wolle von der Vicunna unterscheidet. Es begattet sich nie mit der Vicunna,

und ist daher von verschiedener Art. Finden sich dann einige dieser kühnen Thiere unter den verjagten Heerden der Vicunnen, so setzen diese, da sie jene gefärbten Lappen nicht achten, über die Stricke, und zeigen hiedurch der ganzen Heerde der Vicunnen den Weg zum Entfliehen.

Die erste Sorte dieser Wolle liefert die trefflichen Vigogne-Tücher, wovon die Elle bei uns oft 20 Rthlr. kostet. Den gesammten Werth aller Vigogne-Wolle, welche Peru jährlich ausführt, setzen die neuesten Nachrichten doch nur auf 10,000 Piaster; hier ist indeß die dort selbst benutzte Wolle eben so wenig gerechnet, als die Vicunnen-Wolle von Chili. Molina hält das Fleisch für das schmackhafteste Wildpret; auch soll es, äußerlich aufgelegt, als ein Mittel bei Augenkrankheiten dienen. Es ist sehr zu bedauern, daß man nicht längst mit Überlegung und Vorsicht im Großen versucht hat, diese Thierart in Europa einheimisch zu machen. Die Pyrenäen wären vielleicht das Gebiet, worauf die Vicunna gedeihen würde. — Verfolgt der Indianer die Vicunnen auf den beschneieten Paramos periodisch, so hat dies unschuldige Thier einen noch mächtigern natürlichen Feind; er ist desto gefährlicher, da ihn weder Felsen, noch Klüfte, noch Abgründe bei seinen Jagden aufzuhalten im Stande sind. Den Cuntur oder Condor, diesen Riesen der Geyer, lockt die Raubsucht in diese höchste Region. Er schwebt hoch über alle jene Bergkolosse, in einer dem Menschen selbst

kaum erträglichen Luft, und schießt aus dieser Höhe auf seine Beute herab. Ulloa sahe, wie ein solches Thier ein Lamm mitten aus einer Heerde von Schaafen, welche an den Paramos weidete, in seinen Klauen in die Luft führte. Nachdem der Condor hoch gestiegen war, ließ er es fallen, fing es wieder auf und schleuderte es noch zweimal von sich, bis man ihn dann damit aus dem Gesichte verlor. — Der Condor ist fürchterlich stark, aber nicht übermäßig groß. Er hält 8 bis 11 pariser Fuß mit ausgespannten Flügeln. Derjenige, welchen Frezier tödtete, hielt 9 Fuß. Er ist dabei gutmüthig, und fällt nie Menschen an. — Ulloa behauptet, man zähme sie in Peru auf einigen Landgütern. Die Farbe ist schwarz und weiß. Nur den männlichen Condor ziert ein fleischiger fast knorpelartiger braungelblicher Kamm, der den hintern Theil des Schnabels und den Vorderschädel bedeckt.

Der Condor tödtet selbst junges Rindvieh, und die Indianer suchen diese schädlichen Thiere auf folgende Art zu erlegen. Man schlachtet ein schlechtes Stück Vieh, und bestreicht das Fleisch mit Säften und Kräutern, die stark betäuben. Damit der Vogel diesen Saft nicht wittern möge, läßt man das Fleisch zuvor etwas in Fäulniß übergehen. Der Condor fällt sodann über dieses ihm hingeworfene Aas, wird betäubt, und von den herbeieilenden Indiern erschlagen. Indeß ist das Thier so stark, daß oft ein Mensch bei diesem Kampfe mit den Flügeln zu Boden geschlagen wird.

Zimmermann.

Polymnia,

oder

theoretisch-praktische Sammlung

über

das Gesammt-Gebiet

teutscher Prosa und Dichtkunst

in

systematischer Ordnung

entworfen

von

L. M. Eisenschmid,

Professor.

I. Abtheilung.

Das Gebiet der Prosa.

Zweiter Band. Zweites Heft.

Bamberg und Aschaffenburg,

bei Joh. Cas. Dresch,

1827.

VIII. Intereſſante Ereigniſſe.

1) Die Meſſen zu Frankfurt.

Dieſe großen, im Frühjahr und Herbſt eintretenden Epochen wurden durch ſeltſame Feierlichkeiten angekündigt, welche um deſto würdiger ſchienen, als ſie die alte Zeit, und was von dorther noch auf uns gekommen, lebhaft vergegenwärtigten. Am Geleitstage war das ganze Volk auf den Beinen, drängte ſich nach der Fahrgaſſe, nach der Brücke, bis über Sachſenhauſen hinaus; alle Fenſter waren beſetzt, ohne daß den Tag über was Beſonderes vorging; die Menge ſchien nur da zu ſeyn, um ſich zu drängen, und die Zuſchauer, um ſich unter einander zu betrachten: denn das, worauf es eigentlich ankam, ereignete ſich erſt mit ſinkender Nacht, und es wurde mehr geglaubt, als mit Augen geſehen.

In jenen ältern unruhigen Zeiten nämlich, wo ein jeder nach Belieben Unrecht that, oder nach Luſt das Recht beförderte, wurden die auf die Meſſen ziehenden Handelsleute von Wegelagerern, edlen und unedlen Geſchlechts, willkührlich geplagt und geplackt, ſo daß Fürſten und andre mächtige Stände die Ihrigen mit gewaffneter Hand bis nach Frankfurt geleiten ließen. Hier wollten nun aber die Reichsſtädter ſich ſelbſt und ihrem Gebiet

nichts vergeben; sie zogen den Ankömmlingen entgegen; da gab es denn manchmal Streitigkeiten, wie weit jene Geleitenden heran kommen, oder ob sie wohl gar ihren Eintritt in die Stadt nehmen könnten. Weil nun dieses nicht allein bei Handels- und Meßgeschäften statt fand, sondern auch wenn hohe Personen in Kriegs- und Friedenszeiten, vorzüglich aber zu Wahltagen sich heranbegaben; und es auch öfters zu Thätlichkeiten kam, sobald irgend ein Gefolge, das man in der Stadt nicht dulden wollte, sich mit seinem Herrn herein zu drängen begehrte; so waren zeither darüber manche Verhandlungen gepflogen, es waren viele Receſſe deßhalb, obgleich stets mit beiderseitigen Vorbehalten, geschlossen worden, und man gab die Hoffnung nicht auf, den seit Jahrhunderten dauernden Zwist endlich einmal beizulegen, als die ganze Anstalt, weshalb er so lange und oft sehr heftig geführt worden war, beinahe für unnütz, wenigstens für überflüssig angesehen werden konnte.

Unterdessen ritt die bürgerliche Cavallerie in mehreren Abtheilungen, mit den Oberhäuptern an ihrer Spitze, an jenen Tagen zu verschiedenen Thoren hinaus, fand an einer gewissen Stelle einige Reiter oder Husaren der zum Geleit berechtigten Reichsstände, die nebst ihren Anführern wohl empfangen und bewirthet wurden; man zögerte bis gegen Abend, und ritt alsdann, kaum von der wartenden Menge gesehen, zur Stadt herein; da denn mancher bürgerliche Ritter weder

sein Pferd noch sich selber auf dem Pferde zu erhalten vermochte. Zu dem Brückenthore kamen die bedeutendsten Züge herein, und deßwegen war der Andrang dorthin am stärksten. Ganz zuletzt und mit sinkender Nacht langte der auf gleiche Weise geleitete Nürnberger Postwagen an, und man trug sich mit der Rede, es müsse jederzeit, dem Herkommen gemäß, eine alte Frau darin sitzen; weßhalb denn die Straßenjungen bei Ankunft des Wagens in ein gellendes Geschrei auszubrechen pflegten, ob man gleich die im Wagen sitzenden Passagiere keineswegs mehr unterscheiden konnte. Unglaublich und wirklich die Sinne verwirrend war der Drang der Menge, die in diesem Augenblick durch das Brückenthor herein dem Wagen nachstürzte; deßwegen auch die nächsten Häuser von den Zuschauern am meisten gesucht wurden.

Eine andere noch viel seltsamere Feierlichkeit, welche am hellen Tage das Publikum aufregte, war das Pfeifergericht. Es erinnerte diese Ceremonie an jene ersten Zeiten, wo bedeutende Handelsstädte sich von den Zöllen, welche mit Handel und Gewerb in gleichem Maße zunahmen, wo nicht zu befreien, doch wenigstens eine Milderung derselben zu erlangen suchten. Der Kaiser, der ihrer bedurfte, ertheilte eine solche Freiheit, da wo es von ihm abhing, gewöhnlich aber nur auf ein Jahr, und sie mußte daher jährlich erneuert werden. Dieses geschah durch symbolische Gaben, welche dem kaiserlichen Schultheißen, der auch wohl ge-

legentlich Oberzöllner seyn konnte, vor Eintritt der Bartolomäi-Messe gebracht wurden, und zwar des Anstands wegen, wenn er mit den Schöffen zu Gericht saß. Als der Schultheiß späterhin nicht mehr vom Kaiser gesetzt, sondern von der Stadt selbst gewählt wurde, behielt er doch diese Vorrechte, und sowohl die Zollfreiheiten der Städte, als die Ceremonien, womit die Abgeordneten von Worms, Nürnberg und Alt-Bamberg diese uralte Vergünstigung anerkannten, waren bis auf unsere Zeiten gekommen. Den Tag vor Mariä Geburt ward ein öffentlicher Gerichtstag angekündigt. In dem großen Kaisersaale, in einem umschränkten Raume, saßen erhöht die Schöffen, und eine Stufe höher der Schultheiß in ihrer Mitte; die von den Partheien bevollmächtigten Procuratoren unten zur rechten Seite. Der Actuarius fängt an, die auf diesen Tag gesparten wichtigen Urtheile laut vorzulesen, die Procuratoren bitten um Abschrift, appelliren, oder was sie sonst zu thun nöthig finden.

Auf einmal meldet eine wunderliche Musik gleichsam die Ankunft voriger Jahrhunderte. Es sind drei Pfeifer, deren einer eine alte Schalmei, der andere einen Baß, der dritte einen Pommer oder Hoboe bläst. Sie tragen blaue mit Gold verbrämte Mäntel, auf den Ärmeln die Noten befestigt, und haben das Haupt bedeckt. So waren sie aus ihrem Gasthause, die Gesandten und ihre Begleitung hinterdrein, Punkt Zehn ausgezogen, von

Einheimischen und Fremden angestaunt, und so treten sie in den Saal. Die Gerichtsverhandlungen halten inne, Pfeifer und Begleitung bleiben vor den Schranken, der Abgesandte tritt hinein, und stellt sich dem Schultheißen gegenüber. Die symbolischen Gaben, welche auf das Genauste nach dem alten Herkommen gefordert wurden, bestanden gewöhnlich in solchen Waaren, womit die darbringende Stadt vorzüglich zu handeln pflegt. Der Pfeffer galt gleichsam für alle Waaren, und so brachte auch hier der Abgesandte einen schön gedrechselten hölzernen Pokal mit Pfeffer angefüllt. über demselben lagen ein Paar Handschuhe, wundersam geschlitzt, mit Seide besteppt und bequastet, als Zeichen einer gestatteten und angenommenen Vergünstigung, dessen sich auch wohl der Kaiser selbst in gewissen Fällen bediente. Daneben sah man ein weißes Stäbchen, welches vormals bei gesetzlichen und gerichtlichen Handlungen nicht leicht fehlen durfte. Es waren noch einige kleine Silbermünzen hinzugefügt, und die Stadt Worms brachte einen alten Filshut, den sie immer wieder einlöste, so daß derselbe viele Jahre ein Zeuge dieser Ceremonien gewesen.

Nachdem der Gesandte seine Anrede gehalten, das Geschenk abgegeben, von dem Schultheißen die Versicherung fortdauernder Begünstigung empfangen; so entfernte er sich aus dem geschlossenen Kreise, die Pfeifer bliesen, der Zug ging ab, wie er gekommen war, das Gericht verfolgte seine

Geschäfte, bis der zweite und endlich der dritte Gesandte eingeführt wurden; denn sie kamen erst einige Zeit nacheinander, theils damit das Vergnügen des Publikums länger daure, theils auch weil es immer dieselben alterthümlichen Virtuosen waren, welche Nürnberg für sich und seine Mitstädte zu unterhalten, und jedes Jahr an Ort und Stelle zu bringen übernommen hatte.

v. Göthe.

2) Wahl und Krönung eines römischen Königs.

Der anfänglich auf Augsburg im Oktober 1763 ausgeschriebene churfürstliche Kollegialtag ward nun nach Frankfurt verlegt, und sowohl zu Ende dieses Jahrs als zu Anfang des folgenden regten sich die Vorbereitungen, welche dieses wichtige Geschäft einleiten sollten. Den Anfang machte ein von uns noch nie gesehener Aufzug. Eine unserer Kanzleipersonen zu Pferde, von vier gleichfalls berittenen Trompetern begleitet nnd von einer Fuß-Wache umgeben, verlas mit lauter und vernehmlicher Stimme an allen Ecken der Stadt ein weitläufiges Edikt, das uns von dem Bevorstehenden benachrichtigte, und den Bürgern ein geziemendes, und den Umständen angemessenes Betragen einschärfte. Bei Rath wurden große überlegungen gepflogen, und es dauerte nicht lange, so zeigte sich der Reichsquartiermeister vom Erbmarschall abgesendet, um die Wohnungen der Gesandten und ihres Gefolges nach altem Herkommen anzuordnen und zu bezeichnen. —

Nachdem uns die vorhergegangene Veränderung und Einrichtung der Zimmer auf dem Rathhause sehenswerth geschienen, nachdem die Ankunft der Gesandten eines nach dem andern und ihre erste solenne Gesammtauffarth den 6. Februar statt ge-

funden; so bewunderten wir nachher die Ankunft der kaiserlichen Commissarien und deren Auffarth, ebenfalls auf den Römer, welche mit großem Pomp geschah. Die würdige Persönlichkeit des Fürsten von Lichtenstein machte einen guten Eindruck; doch wollten Kenner behaupten, die prächtigen Livreen seien schon einmal bei einer andern Gelegenheit gebraucht worden, und auch diese Wahl und Krönung werde schwerlich an Glanz jener von Carl dem Siebenten gleich kommen. Wir Jüngern ließen uns das gefallen was wir vor Augen hatten, uns däuchte alles sehr gut, und Manches setzte uns in Erstaunen.

Der Wahl-Convent war endlich auf den 3. März anberaumt. Nun kam die Stadt durch neue Förmlichkeiten in Bewegung, und die wechselseitigen Ceremoniel-Besuche der Gesandten hielten uns immer auf den Beinen. — Die Persönlichkeiten der Abgeordneten, welche auf mich einen bleibenden Eindruck gemacht haben, waren zunächst die des churmainzischen ersten Botschafters, Barons von Erthal, nachmaligen Churfürsten. Ohne irgend etwas Auffallendes in der Gestalt zu haben, wollte er mir in seinem schwarzen, mit Spitzen besetzten Talar immer gar wohl gefallen. Der zweite Botschafter, Baron von Groschlag, war ein wohlgebauter, im Äußern bequem aber höchst anständig sich betragender Weltmann. Er machte überhaupt einen sehr behaglichen Eindruck. Fürst Esterhazy, der böhmische Gesandte, war nicht

groß aber wohlgebaut, lebhaft und zugleich vornehm anständig, ohne Stolz und Kälte. Die Gestalt und Würde dieser trefflichen Personen verschwand gewissermaßen über dem Vorurtheil, das man für den brandenburgischen Gesandten, Baron v. Plotho gefaßt hatte. Dieser Mann, der durch eine gewisse Spärlichkeit, sowohl in eigner Kleidung, als in Livreen und Equipagen sich auszeichnete, war vom siebenjährigen Kriege her als diplomatischer Held berühmt, hatte zu Regensburg den Notarius April, der ihm die gegen seinen König ergangene Achtserklärung von einigen Zeugen begleitet zu insinuiren gedachte, mit der lakonischen Gegenrede: Was! Er insinuiren? die Treppe hinuntergeworfen oder werfen lassen. Das Erste glaubten wir, weil es uns besser gefiel, und wir es auch dem kleinen, gedrungnen, mit schwarzen Feueraugen hin und wieder blickenden Manne gar wohl zutrauten. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, besonders wo er ausstieg. Es entstand jederzeit eine Art von frohem Zischeln und wenig fehlte, daß man ihm applaudirt, Vivat oder Bravo zugerufen hätte. So hoch stand der König, und Alles was ihm mit Leib und Seele ergeben war, in der Gunst der Menge, unter der sich außer den Frankfurtern, schon Deutsche aus allen Gegenden befanden. —

Dennoch fanden wir nicht immer genug Befriedigung für unsere Augen, für unsere Einbildungskraft. Die spanischen Mantelkleider, die

großen Federhüte der Gesandten und hie und da noch einiges Andere gaben wohl ein ächt alterthümliches Ansehen; manches dagegen war wieder so halb neu oder ganz modern, daß überall nur ein buntes unbefriedigendes, öfter sogar geschmackloses Wesen hervortrat. Sehr glücklich machte es uns daher, zu vernehmen, daß wegen der Herreise des Kaisers und des künftigen Königs große Anstalten gemacht wurden, daß die churfürstlichen Kollegial-Handlungen, bei welchen die letzte Wahlkapitulation zum Grunde lag, eifrig vorwärts gingen, und daß der Wahltag auf den 27. März festgesetzt sei. Nun ward an die Herbeischaffung der Reichsinsignien von Nürnberg uud Aachen gedacht, und man erwartete zunächst den Einzug des Chur-Fürsten von Mainz, während mit seiner Gesandtschaft die Irrungen wegen der Quartiere immer fortdauerten. —

Der Einzug des Churfürsten von Mainz erfolgte den 21. März. Hier fing nun das Kanoniren an, mit dem wir auf lange Zeit mehrmals betäubt werden sollten. Wichtig in der Reihe der Ceremonien war diese Festlichkeit: denn alle die Männer, die wir bisher auftreten sahen, waren, so hoch sie auch standen, doch immer nur Untergeordnete; hier aber erschien ein Sonverain, ein selbstständiger Fürst, der Erste nach dem Kaiser, von einem großen, seiner würdigen Gefolge eingeführt und begleitet. —

Gleich den nächsten Tag war große Bewegung in der Stadt, wegen der Visiten und Gegenvisiten, welche nunmehr mit dem größten Ceremoniel abgestattet wurden. Was mich aber als einen Frankfurter Bürger besonders interessirte und zu vielen Betrachtungen veranlaßte, war die Ablegung des Sicherheits-Eides, den der Rath, das Militär, die Bürgerschaft, nicht etwa durch Repräsentanten, sondern persönlich und in Masse leisteten; erst auf dem großen Römersaale der Magistrat und die Staabsoffiziere, dann auf dem großen Platze, dem Römerberg, die sämmtliche Bürgerschaft nach ihren verschiedenen Graden, Abstufungen und Quartieren, und zuletzt das übrige Militär. Hier konnte man das ganze Gemein-Wesen mit Einem Blick überschauen, versammelt zu dem ehrenvollen Zweck, dem Haupt und den Gliedern des Reichs Sicherheit, und bei dem bevorstehenden großen Werke unverbrüchliche Ruhe anzugeloben. Nun waren auch Chur-Trier und Chur-Cölln in Person angekommen. Am Vorabend des Wahltags werden alle Fremden aus der Stadt gewiesen, die Thore sind geschlossen, die Juden in ihre Gasse eingesperrt, und der Frankfurter Bürger dünkt sich nicht wenig, daß er allein Zeuge einer so großen Feierlichkeit bleiben darf.

Bisher war Alles noch ziemlich modern hergegangen: die höchsten und hohen Personen bewegten sich nur in Kutschen hin und wieder; nun aber sollten wir sie nach uralter Weise zu Pferde

sehen. Der Zulauf und das Gedränge war außerordentlich. Ich wußte mich in dem Römer, den ich wie eine Maus den heimischen Kornboden genau kannte, so lange herumzuschmiegen, bis ich an den Haupteingang gelangte, vor welchem die Churfürsten und Gesandten, die zuerst in Prachtkutschen herangefahren, und sich oben versammelt hatten, nunmehr zu Pferde steigen sollten. Die stattlichsten, wohlzugerittenen Rosse waren mit reich gestickten Waldrappen überhangen und auf alle Weise geschmückt. Churfürst Emmerich Joseph, ein schöner behaglicher Mann, nahm sich zu Pferde gut aus. Der beiden Andern erinnere ich mich weniger, als nur überhaupt, daß uns diese rothen mit Hermelin ausgeschlagenen Fürstenmäntel, die wir sonst nur auf Gemälden zu sehen gewohnt waren, unter freiem Himmel sehr romantisch vorkamen. Auch die Botschafter der abwesenden weltlichen Churfürsten in ihren goldstoffnen, mit Gold überstickten, mit goldnen Spitzen-Tressen reich besetzten spanischen Kleidern thaten unseren Augen wohl; besonders wehten die großen Federn von alterthümlich aufgekrämpten Hüten aufs prächtigste. Was mir aber gar nicht dabei gefallen wollte, waren die kurzen modernen Beinkleider, die weißseidenen Strümpfe und modischen Schuhe. Wir hätten Halbstiefelchen, so golden als man gewollt, Sandalen oder dergleichen gewünscht, um nur ein etwas konsequenteres Kostüm zu erblicken.

Im Betragen unterschied sich auch hier der Gesandte von Plotho wieder vor allen andern. Er zeigte sich lebhaft und munter, und schien vor der ganzen Ceremonie nicht sonderlichen Respekt zu haben. Denn als sein Vordermann, ein ältlicher Herr, sich nicht sogleich aufs Pferd schwingen konnte, und er deßhalb eine Weile an dem großen Eingang warten mußte, enthielt er sich des Lachens nicht, bis sein Pferd auch vorgeführt wurde, auf welches er sich denn sehr behend hinaufschwang und von uns abermals als ein würdiger Abgesandter Friedrichs des Zweiten bewundert wurde.

Nun war für uns der Vorhang wieder gefallen. Ich hatte mich zwar in die Kirche zu drängen gesucht; allein es fand sich auch dort mehr Unbequemlichkeit als Lust. Die Wählenden hatten sich ins Allerheiligste zurückgezogen, in welchem weitläufige Ceremonien die Stelle einer bedächtigen Wahlüberlegung vertraten. Nach langem Harren, Drängen und Wogen vernahm denn zuletzt das Volk den Namen Josephs des Zweiten, der zum römischen König ausgerufen wurde.

Der Zudrang der Fremden in die Stadt ward nun immer stärker. Alles fuhr und ging in Galla-Kleidern, so daß man zuletzt nur die ganz goldenen Anzüge bemerkenswerth fand. Kaiser und König waren schon in Heusenstamm, einem gräflich Schönbornischen Schlosse, angelangt und wurden dort herkömmlich begrüßt und willkommen geheißen; Die Stadt aber feierte diese wichtige

Epoche durch geistliche Feste sämmtlicher Religionen, durch Hochämter und Predigten, und von weltlicher Seite, zu Begleitung des Te-Deum, durch unabläßiges Kanoniren.

Hätte man alle diese öffentlichen Feierlichkeiten von Anfang bis hieher als ein überlegtes Kunst-Werk angesehen, so würde man nicht viel daran auszusetzen gefunden haben. Alles war gut vorbereitet; sachte fingen die öffentlichen Auftritte an, und wurden immer bedeutender; die Menschen wuchsen an Zahl, die Personen an Würde, ihre Umgebungen wie sie selbst an Pracht, und so stieg es mit jedem Tage, so daß zuletzt auch ein vorbereitetes gefaßtes Auge in Verwirrung gerieth.

Der Einzug des Churfürsten von Mainz war prächtig und imposant genug, um in der Einbildungskraft eines vorzüglichen Mannes die Ankunft eines großen geweissagten Weltherrschers zu bedeuten. Auch wir waren dadurch nicht wenig geblendet worden. Nun aber spannte sich unsere Erwartung aufs höchste, als es hieß, der Kaiser und der künftige König näherten sich der Stadt. In einiger Entfernung von Sachsenhausen war ein Zelt errichtet, in welchem der ganze Magistrat sich aufhielt, um dem Oberhaupte des Reichs die gehörige Verehrung zu bezeigen und die Stadt-Schlüssel anzubieten. Weiter hinaus, auf einer schönen geräumigen Ebene, stand ein andres, ein Prachtgezelt, wohin sich die sämmtlichen Churfürsten und Wahlbotschafter zum Empfang der Majestä-

ten verfügten, indessen ihr Gefolge sich den ganzen Weg entlang erstreckte, um nach und nach, wie die Reihe an sie käme, sich wieder gegen die Stadt in Bewegung zu setzen, und gehörig in den Zug einzutreten. Nunmehr fuhr der Kaiser bei dem Zelt an, betrat solches, und nach ehrfurchtsvollem Empfange beurlaubten sich die Churfürsten und Gesandten, um ordnungsgemäß dem höchsten Herrscher den Weg zu bahnen.

Wir andern, die wir in der Stadt geblieben, um diese Pracht innerhalb der Mauern und Straßen noch mehr zu bewundern, als es auf freiem Felde hätte geschehen können, waren durch das von der Bürgerschaft in den Gassen aufgestellte Spalier, durch den Zudrang des Volks, durch mancherlei dabei vorkommende Späße und Unschicklichkeiten einstweilen gar wohl unterhalten, bis uns das Geläute der Glokken und der Kanonendonner die unmittelbare Nähe des Herrschers ankündigten. Was einem Frankfurter besonders wohl thun mußte, war, daß bei dieser Gelegenheit, bei der Gegenwart so vieler Souveräne und ihrer Repräsentanten, die Reichsstadt Frankfurt auch als ein kleiner Souverän erschien: denn ihr Stallmeister eröffnete den Zug, Reitpferde mit Wappendecken, worauf der weiße Adler im rothen Felde sich gar gut ausnahm, folgten ihm, Bediente und Officianten, Pauker und Trompeter, Deputirte des Raths, von Rathsbedienten in der Stadtlivree zu Fuße begleitet. Hieran schlossen sich die drei Kompagnien der Bür-

ger=Kavallerie, sehr wohl beritten, dieselbigen, die wir von Jugend auf bei Einholung des Geleites und andern öffentlichen Gelegenheiten gekannt hatten. Wir erfreuten uns an dem Mitgefühl dieser Ehre und an dem Hunderttausendtheilchen einer Souveränetät, welche gegenwärtig in ihrem vollen Glanz erschien. Die verschiedenen Gefolge des Reichs=Erbmarschalls und der von den sechs weltlichen Churfürsten abgeordneten Wahlgesandten zogen sodann schrittweise daher. Keins derselben bestand aus weniger denn zwanzig Bedienten und zwei Staatswagen; bei einigen aus einer größern Anzahl. Das Gefolge der geistlichen Churfürsten war nun immer im Steigen; die Bedienten und Hausofficianten erschienen unzählig, Chur=Cöln und Chur=Trier hatten über zwanzig Staatswagen, Chur=Mainz allein eben so viel. Die Dienerschaft zu Pferde und zu Fuß war durchaus aufs prächtigste gekleidet, die Herren in den Equipagen, geistliche und weltliche, hatten es auch nicht fehlen lassen, reich und ehrwürdig angethan, und geschmückt mit allen Ordenszeichen, zu erscheinen. Das Gefolg der kaiserlichen Majestät übertraf nunmehr wie billig die übrigen. Die Bereiter, die Handpferde, die Reitzeuge, Schabracken und Decken zogen aller Augen auf sich, und sechzehn sechsspännige Galawägen der kaiserlichen Kammerherren, Geheimenräthe, des Ober=Kämmerers, Ober=Hofmeisters, Ober=Stallmeisters beschlossen mit großem Prunk diese Abtheilung des Zugs, welche

ungeachtet ihrer Pracht und Ausdehnung, doch nur der Vortrab seyn sollte.

Nun aber concentrirte sich die Reihe, indem sich Würde und Pracht steigerten, immer mehr. Denn unter einer ausgewählten Begleitung eigener Haus-Dienerschaft, die meisten zu Fuß, wenige zu Pferde, erschienen die Wahlbotschafter so wie die Churfürsten in Person, nach aufsteigender Ordnung, jeder in einem prächtigen Staatswagen. Unmittelbar hinter Chur-Mainz kündigten zehn kaiserliche Laufer, ein und vierzig Lakeien und acht Heiducken die Majestäten selbst an. Der prächtigste Staatswagen, auch im Rücken mit einem ganzen Spiegelglas versehen, mit Malerei, Lackirung, Schnitzwerk und Vergoldung ausgeziert, mit rothem gestickten Sammt obenher und inwendig bezogen, ließ uns ganz bequem Kaiser und König, die längst erwünschten Häupter, in aller ihrer Herrlichkeit betrachten. Man hatte den Zug einen weiten Umweg geführt, theils aus Nothwendigkeit, damit er sich nur entfalten könne, theils um ihn der großen Menge Menschen sichtbar zu machen. Er war durch Sachsenhausen, über die Brücke, die Fahrgasse, sodann die Zeile hinuntergegangen, und wendete sich nach der innern Stadt durch die Katharinenpforte, ein ehemaliges Thor, und seit Erweiterung der Stadt, ein offner Durchgang. Hier hatte man glücklich bedacht, daß die äußere Herrlichkeit der Welt, seit einer Reihe von Jahren, sich immer mehr in die Höhe und Breite aus-

gedehnt. Man hatte gemessen und gefunden, daß durch diesen Thorweg, durch welchen so mancher Fürst und Kaiser aus= und eingezogen, der jetzige kaiserliche Staatswagen, ohne mit seinem Schnitzwerk und andern Äußerlichkeiten anzustoßen, nicht hindurchkommen könne. Man berathschlagte, und zu Vermeidung eines unbequemen Umwegs, entschloß man sich das Pflaster aufzuheben, und eine sanfte Ab= und Auffahrt zu veranstalten. In eben dem Sinne hatte man auch alle Wetterdächer der Läden und Buden in den Straßen ausgehoben, damit weder die Krone, noch der Adler, noch die Genien Anstoß und Schaden nehmen möchten.

So sehr wir auch, als dieses kostbare Gefäß mit so kostbarem Inhalt sich uns näherte, auf die hohen Personen unsere Augen gerichtet hatten, so konnten wir doch nicht umhin, unsern Blick auf die herrlichen Pferde, das Geschirr und dessen Posament=Schmuck zu wenden; besonders aber fielen uns die wunderlichen, beide auf den Pferden sitzenden, Kutscher und Vorreiter auf. Sie sahen wie aus einer andern Nation, ja wie aus einer andern Welt, in langen schwarz= und gelbsammtnen Röcken und Kappen mit großen Federbüschen, nach kaiserlicher Hofsitte. Nun drängte sich so viel zusammen, daß man wenig mehr unterscheiden konnte. Die Schweizergarde zu beiden Seiten des Wagens, der Erbmarschall, das sächsische Schwert aufwärts in der rechten Hand haltend, die Feldmarschälle als Anführer der kaiserlichen

Garden hinter dem Wagen reitend, die Kaiserlichen Edelknaben in Masse und endlich die Hatschier-Garde selbst, in schwarzsamntnen Flügelröcken, alle Nähte reich mit Gold galonirt, darunter rothe Leibröcke und lederfarbne Kamisole, gleichfalls reich mit Gold besetzt. Man kam vor lauter Sehen, Deuten und Hinweisen gar nicht zu sich selbst, so daß die nicht minder prächtig gekleideten Leibgarden der Churfürsten kaum beachtet wurden, ja wir hätten uns vielleicht von den Fenstern zurückgezogen, wenn wir nicht noch unsern Magistrat, der in fünfzehen zweispännigen Kutschen den Zug beschloß, und besonders in der letzten den Rathsschreiber mit den Stadtschlüsseln auf rothsammtenem Kissen hätten in Augenschein nehmen wollen. Daß unsere Stadtgrenadier-Kompagnie das Ende deckte, däuchte uns auch ehrenvoll genug, und wir fühlten uns als Deutsche und als Frankfurter von diesem Ehrentag doppelt und höchlich erbaut.

Wir hatten in einem Hause Platz genommen, wo der Aufzug, wenn er aus dem Dom zurückkam, ebenfalls wieder an uns vorbei mußte. Des Gottesdienstes, der Musik, der Ceremonien und Feierlichkeiten, der Anreden und Antworten, der Vorträge und Vorlesungen waren in Kirche, Chor und Conclave so viel, bis es zur Beschwörung der Wahlkapitulation kam, daß wir Zeit genug hatten, eine vortreffliche Collation einzunehmen, und auf die Gesundheit des alten und jungen

Herrschers manche Flasche zu leeren. Das Gespräch verlor sich indeß, wie es bei solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, in die vergangene Zeit, und es fehlte nicht an bejahrten Personen, welche jener vor der gegenwärtigen den Vorzug gaben, wenigstens in Absicht auf ein gewisses menschliches Interesse und einer leidenschaftlichen Theilnahme, welche dabei vorgewaltet. Bei Franz des Ersten Krönung war noch nicht Alles so ausgemacht, wie gegenwärtig; der Friede war noch nicht abgeschlossen, Frankreich, Chur-Brandenburg und Chur-Pfalz widersetzten sich der Wahl; die Truppen des künftigen Kaisers standen bei Heidelberg, wo er sein Hauptquartier hatte, und fast wären die von Aachen heraufkommenden Reichs-Insignien von den Pfälzern weggenommen worden. Indessen unterhandelte man doch, und nahm von beiden Seiten die Sache nicht aufs strengste. Maria Theresia selbst, obgleich in gesegneten Umständen, kommt, um die endlich durchgesetzte Krönung ihres Gemahls in Person zu sehen. Sie traf in Aschaffenburg ein, und bestieg eine Jacht, um sich nach Frankfurt zu begeben. Franz, von Heidelberg aus, denkt seiner Gemahlin zu begegnen, allein er kommt zu spät, sie ist schon abgefahren. Ungekannt wirft er sich in einen kleinen Nachen, eilt ihr nach, erreicht ihr Schiff, und das liebende Paar erfreut sich dieser überraschenden Zusammenkunft. Das Mährchen davon verbreitet sich sogleich, und alle Welt nimmt Theil an diesem zärtlichen mit Kin-

dern reich gesegneten Ehepaar, das seit seiner Verbindung so unzertrennlich gewesen, daß sie schon einmal auf einer Reise von Wien nach Florenz zusammen an der venetianischen Grenze Quarantäne halten müssen. Maria Theresia wird in der Stadt mit Jubel bewillkommt, sie betritt den Gasthof zum römischen Kaiser, indessen auf der Bornheimer Heide das große Zelt, zum Empfang ihres Gemahls, errichtet ist. Dort findet sich von den geistlichen Churfürsten nur Mainz allein, von den Abgeordneten der weltlichen nur Sachsen, Böhmen und Hannover. Der Einzug beginnt, und was ihm an Vollständigkeit und Pracht abgehen mag, ersetzt reichlich die Gegenwart einer schönen Frau. Sie steht auf dem Balkon des wohlgelegenen Hauses, und begrüßt mit Vivatruf und Händeklatschen ihren Gemahl: das Volk stimmt ein, zum größten Enthusiasmus aufgeregt. Da die Großen nun auch einmal Menschen sind, so denkt sie der Bürger, wenn er sie lieben will, als Seinesgleichen, und das kann er am füglichsten, wenn er sie als liebende Gatten, als zärtliche Eltern, als anhängliche Geschwister, als treue Freunde sich vorstellen darf. Man hatte damals alles Gute gewünscht und prophezeit und heute sah man es erfüllt an dem erstgebornen Sohne, dem Jedermann wegen seiner schönen Jünglingsgestalt geneigt war, und auf den die Welt, bei den hohen Eigenschaften, die er ankündigte, die größten Hoffnungen setzte.

Wir hatten uns ganz in die Vergangenheit und Zukunft verloren, als einige hereintretende Freunde uns wieder in die Gegenwart zurückriefen. Sie waren von denen die den Werth einer Neuigkeit einsehen, und sich deßwegen beeilen sie zuerst zu verkündigen. Sie wußten auch einen schönen menschlichen Zug dieser hohen Personen zu erzählen, die wir so eben in dem größten Prunk vorbeiziehen gesehn. Es war nämlich verabredet worden, daß unterwegs, zwischen Hausenstamm und jenem großen Gezelte, Kaiser und König den Landgrafen von Darmstadt im Wald antreffen sollten. Dieser alte, dem Grabe sich nähernde Fürst wollte noch einmal den Herrn sehen, dem er in früherer Zeit sich gewidmet. Beide mochten sich jenes Tages erinnern, als der Landgraf das Dekret der Churfürsten, das Franzen zum Kaiser erwählte, nach Heidelberg überbrachte, und die erhaltenen kostbaren Geschenke mit Betheurung einer unverbrüchlichen Anhänglichkeit erwiederte. Diese hohen Personen standen in einem Tannicht, und der Landgraf vor Alter schwach, hielt sich an eine Fichte, um das Gespräch noch länger fortsetzen zu können, das von beiden Theilen nicht ohne Rührung geschah. Der Platz ward nachher auf eine unschuldige Weise bezeichnet, und wir jungen Leute sind einigemal hingewandert.

So hatten wir mehrere Stunden mit Erinnerung des Alten, mit Erwägung des Neuen hingebracht, als der Zug abermals, jedoch abgekürzt

und gedrängter, vor unsern Augen vorbeiwogte; und wir konnten das Einzelne näher beobachten, bemerken und uns für die Zukunft einprägen.

Von dem Augenblick an war die Stadt in ununterbrochener Bewegung: denn bis Alle und Jede, denen es zukommt und von denen es gefordert wird, den höchsten Häuptern ihre Aufwartung gemacht, und sich einzeln denselben dargestellt hatten, war des Hin- und Wiederziehens kein Ende, und man konnte den Hofstaat eines jeden der hohen Gegenwärtigen ganz bequem im Einzelnen wiederholen.

Nun kamen auch die Reichs-Insignien heran. Damit es aber auch hier nicht an hergebrachten Händeln fehlen möge, so mußten sie auf freiem Felde den halben Tag bis in die späte Nacht zubringen, wegen einer Territorial- und Geleitsstreitigkeit zwischen Chur-Mainz und der Stadt. Die letzte gab nach, die Mainzischen geleiteten die Insignien bis an den Schlagbaum, und somit war die Sache für dießmal abgethan.

Der Krönungstag brach endlich an, den 3. April 1764; das Wetter war günstig und alle Menschen in Bewegung. Man hatte mir nebst mehrern Verwandten und Freunden, in dem Römer selbst, in einer der obern Etagen, einen guten Platz angewiesen, wo wir das Ganze vollkommen übersehen konnten. Mit dem Frühsten begaben wir uns an Ort und Stelle, und beschauten nunmehr von oben, wie in der Vogelperspektive, die An-

stalten, die wir Tags vorher in nähern Augenschein genommen hatten. Da war der neuerrichtete Springbrunnen mit zwei großen Kufen rechts und links, in welche der Doppeladler auf dem Ständer, weißen Wein hüben und rothen Wein drüben aus seinen zwei Schnäbeln ausgießen sollte. Aufgeschüttet zu einem Haufen lag dort der Haber, hier stand die große Bretterhütte, in der man schon einige Tage den ganzen fetten Ochsen an einem ungeheuren Spieße bei Kohlenfeuer braten und schmoren sah. Alle Zugänge, die vom Römer aus dahin, und von andern Straßen nach dem Römer führen, waren zu beiden Seiten durch Schranken und Wachen gesichert. Der große Platz füllte sich nach und nach, und das Wogen und Drängen ward immer stärker und bewegter, weil die Menge wo möglich immer nach der Gegend hinstrebte, wo ein neuer Auftritt erschien und etwas Besonderes angekündigt wurde.

Bei alle dem herrschte eine ziemliche Stille, und als die Sturmglocke geläutet wurde, schien das ganze Volk von Schauer und Erstaunen ergriffen. Was nun zuerst die Aufmerksamkeit Aller die von oben herab den Platz übersehen konnten, erregte, war der Zug, in welchem die Herren von Aachen und Nürnberg die Reichs-Kleinodien nach dem Dome brachten. Diese hatten als Schutzheiligthümer den ersten Platz im Wagen eingenommen, und die Deputirten saßen vor ihnen in anständiger Verehrnng auf dem Rücksitz. Nunmehr

begeben sich die drei Churfürsten in den Dom. Nach überreichung der Insignien an Chur-Mainz werden Krone und Schwert sogleich nach dem kaiserlichen Quartier gebracht. Die weiteren Anstalten und mancherlei Ceremoniel beschäftigen mittlerweile die Hauptpersonen so wie die Zuschauer in der Kirche, wie wir andern Unterrichteten uns wohl denken konnten. Vor unsern Augen fuhren indessen die Gesandten auf den Römer, aus welchem der Baldachin von Unterofficieren in das kaiserliche Quartier getragen wird. Sogleich besteigt der Erbmarschall Graf von Pappenheim sein Pferd; ein sehr schöner schlankgebildeter Herr, den die spanische Tracht, das reiche Wams, der goldene Mantel, der hohe Federhut und die gestrählten fliegenden Haare sehr wohl kleideten. Er setzt sich in Bewegung, und unter dem Geläute aller Glocken folgen ihm zu Pferde die Gesandten nach dem kaiserlichen Quartier in noch größerer Pracht als am Wahltage. Dort hätte man auch seyn mögen, wie man sich an diesem Tage durchaus zu vervielfältigen wünschte. Wir erzählten einander indessen was dort vorgehe. Nun zieht der Kaiser seinen Hausornat an, sagten wir, eine neue Bekleidung nach dem Muster der alten karolingischen verfertigt. Die Erbämter erhalten die Reichs-Insignien und setzen sich damit zu Pferde. Der Kaiser im Ornat, der römische König im spanischen Habit, besteigen gleichfalls ihre Rosse, und indem dieses geschieht, hat sie uns der

vorausgeschrittene unendliche Zug bereits angemeldet.

Das Auge war schon ermüdet durch die Menge der reich gekleideten Dienerschaft und der übrigen Behörden, durch den stattlich einher wandelnden Adel; und als nunmehr die Wahlbotschafter, die Erbämter und zuletzt unter dem reich gestickten, von zwölf Schöffen und Rathsherrn getragenen Baldachin, der Kaiser in romantischer Kleidung, zur Linken, etwas hinter ihm, sein Sohn in spanischer Tracht, langsam auf prächtig geschmückten Pferden einherschwebten, war das Auge nicht mehr sich selbst genug. Man hätte gewünscht durch eine Zauberformel die Erscheinung nur einen Augenblick zu fesseln; aber die Herrlichkeit zog unaufhaltsam vorbei, und den kaum verlassenen Raum erfüllte sogleich wieder das hereinwogende Volk.

Nun aber entstand ein neues Gedränge: denn es mußte ein anderer Zugang, von den Markte her, nach der Römerthür eröffnet und ein Bretterweg aufgebrückt werden, welchen der aus dem Dom zurückkehrende Zug beschreiten sollte.

Was in dem Dome vorgegangen, die unendlichen Ceremonien, welche die Salbung, die Krönung, den Ritterschlag vorbereiten und begleiten, alles dieses ließen wir uns in der Folge gar gern von denen erzählen, die manches Andere aufgeopfert hatten, um in der Kirche gegenwärtig zu seyn.

Wir Andern verzehrten mittlerweile auf unsern Plätzen eine frugale Mahlzeit: denn wir mußten

an dem festlichen Tage, den wir erlebten, mit kalter Küche vorlieb nehmen. Dagegen aber war der beste und älteste Wein aus allen Familienkellern herangebracht worden, so daß wir von dieser Seite wenigstens dies alterthümliche Fest alterthümlich feierten.

Auf dem Platze war jetzt das Sehenswürdigste die fertig gewordene und mit rothgelb- und weißem Tuch überlegte Brücke, und wir sollten den Kaiser, den wir zuerst im Wagen, dann zu Pferde sitzend angestaunt, nun auch zu Fuße wandelnd bewundern; und sonderbar genug, auf das Letzte freuten wir uns am meisten; denn uns däuchte diese Weise sich darzustellen wäre so wie die natürlichste, so auch die würdigste.

Ältere Personen, welche der Krönung Franz des Ersten beigewohnt, erzählten: Maria Theresia, über die Maßen schön, habe jener Feierlichkeit an einem Balkonfenster des Hauses Frauenstein, gleich neben dem Römer, zugesehen. Als nun ihr Gemahl in der seltsamen Verkleidung aus dem Dome zurückgekommen, und sich ihr so zu sagen als Gespenst Karls des Großen dargestellt, habe er wie zum Scherz beide Hände erhoben und ihr den Reichsapfel, den Scepter und die wundersamen Handschuh hingewiesen, worüber sie in ein unendliches Lachen ausgebrochen; welches dem ganzen zuschauenden Volke zur größten Freude und Erbauung gedient, indem es darin das gute und natürliche Ehegatten-Verhältniß des allerhöchsten

Paares der Christenheit mit Augen zu sehen gewürdigt worden. Als aber die Kaiserin, ihren Gemahl zu begrüßen, das Schnupftuch geschwungen und ihm selbst ein lautes Vivat zugerufen, sey der Enthusiasmus und der Jubel des Volks aufs höchste gestiegen, so daß das Freudengeschrei gar kein Ende finden können.

Nun verkündigte der Glockenschall und nun die vordersten des langen Zuges, welche über die bunte Brücke ganz sachte einherschritten, daß Alles gethan sei. Die Aufmerksamkeit war größer denn je, der Zug deutlicher als vorher, besonders für uns, da er jetzt gerade nach uns zu ging. Wir sahen ihn so wie den ganz volkserfüllten Platz beinahe im Grundriß. Nur zu sehr drängte sich am Ende die Pracht: denn die Gesandten, die Erbämter, Kaiser und König unter dem Baldachin, die drei geistlichen Churfürsten die sich anschloßen, die schwarz gekleideten Schöffen und Rathsherrn, der goldgestickte Himmel, alles schien nur eine Masse zu seyn, die nur von Einem Willen bewegt, prächtig harmonisch, und so eben unter dem Geläute der Glocken aus dem Tempel tretend, als ein Heiliges uns entgegenstrahlte.

Eine politisch religiöse Feierlichkeit hat einen unendlichen Reiz. Wir sehen die irdische Majestät vor Augen, umgeben von allen Symbolen ihrer Macht; aber indem sie sich vor der himmlischen beugt, bringt sie uns die Gemeinschaft beider vor die Sinne. Denn auch der Einzelne vermag seine

Verwandtschaft mit der Gottheit nur dadurch zu bethätigen, daß er sich unterwirft und anbetet.

Der von dem Markt her ertönende Jubel verbreitete sich nun auch über den großen Platz, und ein ungestümes Vivat erscholl aus tausend und aber tausend Kehlen, und gewiß auch aus den Herzen. Denn dieses große Fest sollte ja das Pfand eines dauerhaften Friedens werden, der auch wirklich lange Jahre hindurch Deutschland beglückte.

Mehrere Tage vorher war durch öffentlichen Ausruf bekannt gemacht, daß weder die Brücke noch der Adler über dem Brunnen, Preis gegeben, und also nicht vom Volke wie sonst angetastet werden solle. Es geschah dieß, um manches bei solchen Anstürmen unvermeidliche Unglück zu verhüten. Allein um doch einigermaßen dem Genius des Pöbels zu opfern, gingen eigens bestellte Personen hinter dem Zuge her, lösten das Tuch von der Brücke, wickelten es ballenweise zusammen und warfen es in die Luft. Hiedurch entstand nun zwar kein Unglück, aber ein lächerliches Unheil: denn das Tuch entrollte sich in der Luft und bedeckte, wie es niederfiel, eine größere oder geringere Anzahl Menschen. Diejenigen nun, welche die Enden faßten und solche an sich zogen, rissen alle die Mittleren zu Boden, umhüllten und ängstigten sie so lange, bis sie sich durchgerissen oder durchgeschnitten, und jeder nach seiner Weise einen Zipfel dieses, durch die Fußtritte der Majestäten geheiligten Gewebes, davongetragen hatte.

Dieser wilden Belustigung sah ich nicht lange zu, sondern eilte von meinem hohen Standorte durch allerlei Treppchen und Gänge hinunter an die große Römerstiege, wo die aus der Ferne angestaunte so vornehme als herrliche Masse heraufwallen sollte. Das Gedräng war nicht groß, weil die Zugänge des Rathhauses wohl besetzt waren, und ich kam glücklich unmittelbar oben an das eiserne Geländer. Nun stiegen die Hauptpersonen an mir vorüber, indem das Gefolge in den untern Gewölbgängen zurückblieb, und ich konnte sie auf der dreimal gebrochenen Treppe von allen Seiten und zuletzt ganz in der Nähe betrachten.

Endlich kamen auch die beiden Majestäten herauf. Vater und Sohn waren wie Menächmen übereinander gekleidet. Des Kaisers Hausornat von purpurfarbener Seide, mit Perlen und Steinen reich geziert, so wie die Krone, Scepter und Reichs-Apfel fielen wohl in die Augen: denn alles war neu daran, und die Nachahmung des Alterthums geschmackvoll. So bewegte er sich auch in seinem Anzuge ganz bequem, und sein treuherzig würdiges Gesicht gab zugleich den Kaiser und den Vater zu erkennen. Der junge König hingegen schleppte sich in den ungeheuren Gewandstücken mit den Kleinodien Karls des Großen, wie in einer Verkleidung einher, so daß er selbst, von Zeit zu Zeit seinen Vater ansehend, sich des Lächelns nicht enthalten konnte. Die Krone, welche man sehr hatte füttern müssen, stand wie ein übergreifendes Dach

vom Kopf ab. Die Dalmatica, die Stola, so gut sie auch angepaßt und eingeweiht worden, gewährte doch keineswegs ein vortheilhaftes Ansehen. Scepter und Reichsapfel setzten in Verwunderung; aber man konnte sich nicht läugnen, daß man lieber eine mächtige, dem Anzuge gewachsene Gestalt, um der günstigern Wirkung willen, damit bekleidet und ausgeschmückt gesehen hätte.

Kaum waren die Pforten des großen Saales hinter diesen Gestalten wieder geschlossen, so eilte ich auf meinen vorigen Platz, der von Andern bereits eingenommen nur mit einiger Noth mir wieder zu Theil wurde.

Es war eben die rechte Zeit, daß ich von meinem Fenster wieder Besitz nahm: denn das merkwürdigste was öffentlich zu erblicken war, sollte eben vorgehen. Alles Volk hatte sich gegen den Römer zugewendet, und ein abermaliges Vivatschreien gab uns zu erkennen, daß der Kaiser und König an dem Balkonfenster des großen Saales in ihrem Ornate sich dem Volke zeigten. Aber sie sollten nicht allein zum Schauspiel dienen, sondern vor ihren Augen sollte ein seltsames Schauspiel vorgehen. Vor allen schwang sich nun der schöne schlanke Erbmarschall auf sein Roß; er hatte das Schwert abgelegt, in seiner Rechten hielt er ein silbernes gehenkeltes Gemäß, und ein Streichblech in der Linken. So ritt er in den Schranken auf den großen Haferhaufen zu, sprengte hinein, schöpfte das Gefäß übervoll, strich es ab, und trug es

mit großem Anstande wieder zurück. Der kaiserliche Marschall war nunmehr versorgt. Der Erbkämmerer ritt sodann gleichfalls auf jene Gegend zu und brachte ein Handbecken nebst Gießfaß und Handquelle zurück. Unterhaltender aber für die Zuschauer war der Erbtruchseß, der ein Stück von dem gebratenen Ochsen zu holen kam. Auch er ritt mit einer silbernen Schüssel durch die Schranken bis zu der großen Bretterküche, und kam bald mit verdecktem Gericht wieder hervor, um seinen Weg nach dem Römer zu nehmen. Die Reihe traf nun den Erbschenken der zu dem Springbrunnen ritt und Wein holte. So war nun auch die kaiserliche Tafel bestellt, und Aller Augen warteten auf den Erbschatzmeister, der das Geld auswerfen sollte. Auch er bestieg ein schönes Roß, an dem zu beiden Seiten des Sattels anstatt der Pistolen-Halftern ein paar prächtige mit dem churpfälzischen Wappen gestickte Beutel befestigt hingen. Kaum hatte er sich in Bewegung gesetzt, als er in diese Tasche griff und rechts und links Gold- und Silbermünzen freigebig ausstreute, welche jedesmal in der Luft als ein metallener Regen gar lustig glänzten. Tausend Hände zappelten augenblicklich in der Höhe, um die Gaben aufzufangen; kaum aber waren die Münzen niedergefallen, so wühlte die Masse in sich selbst gegen den Boden und rang gewaltig um die Stücke, welche zur Erde mochten gekommen seyn. Da nun diese Bewegung von beiden Seiten sich immer wiederholte, wie der Ge-

ber vorwärts ritt, so war es für die Zuschauer ein sehr belustigender Anblick. Zum Schlusse ging es am allerlebhaftesten her, als er die Beutel selbst auswarf, und ein Jeder noch diesen höchsten Preis zu erhaschen trachtete.

Die Majestäten hatten sich vom Balkon zurückgezogen, und nun sollte dem Pöbel abermals ein Opfer gebracht werden, der in solchen Fällen lieber die Gaben rauben, als sie gelassen und dankbar empfangen will. In rohern und derberen Zeiten herrschte der Gebrauch, den Hafer, gleich nachdem der Erbmarschall das Theil weggenommen, den Springbrunnen, nachdem der Erbschenk, die Küche, nachdem der Erbtruchseß sein Amt verrichtet, auf der Stelle Preis zu geben. Dießmal aber hielt man, um alles Unglück zu verhüten, so viel es sich thun ließ, Ordnung und Maß. Doch fielen die alten schadenfrohen Späße wieder vor, daß wenn einer einen Sack Hafer aufgepackt hatte, der Andre ihm ein Loch hineinschnitt, und was dergleichen Artigkeiten mehr waren.

Um den gebratnen Ochsen aber wurde dießmal, wie sonst ein ernsterer Kampf geführt. Man konnte sich denselben nur in Masse streitig machen. Zwei Innungen, die Metzger und Weinschröter, hatten sich hergebrachtermassen wieder so postirt, daß einer von beiden dieser ungeheure Braten zu Theil werden mußte. Die Metzger glaubten das größte Recht an einen Ochsen zu haben, den sie unzerstückt in die Küche geliefert; die Weinschröter da-

gegen machten Anspruch, weil die Küche in der Nähe ihres zunftmäßigen Aufenthalts erbaut war, und weil sie das letztemal obgesiegt hatten; wie denn aus dem vergitterten Giebelfenster ihres Zunft- und Versammlungshauses die Hörner jenes erbeuteten Stiers als Siegeszeichen hervorstarrend zu sehen waren. Beide zahlreiche Innungen hatten sehr kräftige und tüchtige Mitglieder, wer aber dießmal den Sieg davon getragen, ist mir nicht mehr erinnerlich.

Wie nun aber eine Feierlichkeit dieser Art mit etwas Gefährlichem und Schreckhaften schließen soll, so war es wirklich ein fürchterlicher Augenblick, als die bretterne Küche selbst Preis gegeben wurde. Das Dach derselben wimmelte sogleich von Menschen, ohne daß man wußte wie sie hinaufgekommen; die Bretter wurden losgerissen und hinuntergestürzt, so daß man, besonders in der Ferne, denken mußte, ein jedes werde ein paar der Zudringenden todtschlagen. In einem Nu war die Hütte abgedeckt, und einzelne Menschen hingen an Sparren und Balken, um auch diese aus den Fugen zu reißen; ja manche schwebten noch oben herum, als schon unten die Pfosten abgesägt waren, das Gerippe hin- und wiederschwankte und jähen Einsturz drohte. Zarte Personen wandten die Augen hinweg, und Jedermann erwartete sich ein großes Unglück; allein man hörte nicht einmal von irgend einer Beschädigung, und alles war, obgleich heftig und gewaltsam, doch glücklich vorübergegangen.

Jedermann wußte nun, daß Kaiser und König aus dem Kabinett, wohin sie vom Balkon abgetreten, sich wieder hervorbegeben und in dem großen Römersaale speisen würden. Man hatte die Anstalten dazu Tages vorher bewundern können, und mein sehnlichster Wunsch war, heute wo möglich nur einen Blick hinein zu thun. Ich begab mich daher auf gewohnten Pfaden wieder an die große Treppe, welcher die Thür des Saals gerade gegenüber steht. Hier staunte ich nun die vornehmen Personen an, welche sich heute als Diener des Reich-Oberhaupts bekannten. Vier und vierzig Grafen, die Speisen aus der Küche herantragend, zogen an mir vorbei, alle prächtig gekleidet, so daß der Kontrast ihres Anstandes mit der Handlung für einen Knaben wohl sinnverwirrend seyn konnte. Das Gedränge war nicht groß, doch wegen des kleinen Raums merklich genug. Die Saalthür war bewacht, indeß gingen die Befugten häufig aus und ein. Ich erblickte einen pfälzischen Hausoffizianten, den ich anredete, ob er mich nicht mit hineinbringen könne. Er besann sich nicht lange, gab mir eins der silbernen Gefäße, die er eben trug, welches er um so eher konnte, als ich sauber gekleidet war; und so gelangte ich denn in das Heiligthum. Das pfälzische Büffet stand links, unmittelbar an der Thür, und mit einigen Schritten befand ich mich auf der Erhöhung desselben hinter den Schranken. Am andern Ende des Saals, unmittelbar an den Fenstern, saßen auf Thron-

stufen erhöht, unter Baldachinen, Kaiser und König in ihren Ornaten; Krone und Zepter aber lagen auf goldenen Kissen rückwärts in einiger Entfernung. Die drei geistlichen Churfürsten hatten, ihre Büffette hinter sich, auf einzelnen Estraden Platz genommen: Chur-Mainz den Majestäten gegenüber, Chur-Trier zur Rechten und Chur-Cöln zur Linken. Dieser obere Theil des Saales war würdig und erfreulich anzusehen, und erregte die Bemerkung, daß die Geistlichkeit sich so lange als möglich mit dem Herrscher halten mag. Dagegen ließen die zwar prächtig aufgeputzten aber herrenleeren Büffette und Tische der sämmtlichen weltlichen Churfürsten an das Misverhältniß denken, welches zwischen ihnen und dem Reichsoberhaupt durch Jahrhunderte allmählig entstanden war. Die Gesandten derselben hatten sich schon entfernt, um in einem Seitenzimmer zu speisen; und wenn dadurch der größte Theil des Saales ein gespensterhaftes Ansehen bekam, daß so viele unsichtbare Gäste auf das prächtigste bedient wurden, so war eine große unbesetzte Tafel in der Mitte noch betrübter anzusehen: denn hier standen auch so viele Couverte leer, weil alle die, welche allenfalls ein Recht hatten sich daran zu setzen, Anstands halber, um an dem größten Ehrentage ihrer Ehre nichts zu vergeben, ausblieben, wenn sie sich auch dermalen in der Stadt befanden.

Viele Betrachtungen anzustellen erlaubten mir weder meine Jahre noch das Gedräng der Gegen-

wart. Ich bemühte mich Alles möglichst ins Auge zu fassen, und wie der Nachtisch aufgetragen wurde, da die Gesandten, um ihren Hof zu machen, wieder hereintraten, suchte ich das Freie, und wußte mich bei guten Freunden in der Nachbarschaft nach dem heutigen Halbfasten wieder zu erquicken und zu den Illuminationen des Abends vorzubereiten.

Schon leuchtete die Stadt an allen Ecken und Enden. Vor den Häusern einiger Gesandten, wo man prächtige Illuminationen angebracht hatte (die churpfälzische zeichnete sich vorzüglich aus), war es so hell wie es am Tage nur seyn kann. Wir bewunderten die verschiedenen glänzenden Darstellungen und die feenmäßigen Flammengebäude, womit immer ein Gesandter den andern zu überbieten gedacht hatte. Die Anstalt des Fürsten Esterhazy jedoch übertraf alle die übrigen. Unsere kleine Gesellschaft war von der Erfindung und Ausführung entzückt, und wir wollten eben das Einzelne recht genießen, als uns die Vettern begegneten und von der herrlichen Erleuchtung sprachen, womit der brandenburgische Gesandte sein Quartier ausgeschmückt habe. Wir ließen uns nicht verdrießen, den weiten Weg von dem Roßmarkte bis zum Saalhof zu machen, fanden aber, daß man uns auf eine frevle Weise zum Besten gehabt hatte.

Der Saalhof ist nach dem Main zu ein regelmäßiges und ansehnliches Gebäude, dessen nach der Stadt gerichteter Theil aber uralt, unregel-

mäßig und unscheinbar. Kleine, weder in Form noch Größe übereinstimmende, noch auf eine Linie, noch in gleicher Entfernung gesetzte Fenster, unsymmetrisch angebrachte Thore und Thüren, ein meist in Kramläden verwandeltes Untergeschoß, bilden eine verworrene Außenseite, die von Niemand jemals betrachtet wird. Hier war man nun der zufälligen, unregelmäßigen, unzusammenhängenden Architektur gefolgt, und hatte jedes Fenster, jede Thür, jede Öffnung für sich mit Lampen umgeben, wie man es allenfalls bei einem wohlgebauten Hause thun kann, wodurch aber hier die schlechteste und mißgebildetste aller Facaden ganz unglaublich in das hellste Licht gesetzt wurde. Hatte man sich nun hieran, wie etwa an den Späßen des Pagliassa ergötzt, obgleich nicht ohne Bedenklichkeiten, weil Jedermann etwas Vorsätzliches darin erkennen mußte; wie man denn schon vorher über das sonstige äußre Benehmen des übrigens sehr geschätzten Plotho glossirt, und da man ihm nun einmal gewogen war, auch den Schalk in ihm bewundert hatte, der sich über alles Ceremoniell wie sein König hinauszusetzen pflege: so ging man doch lieber in das Esterhazysche Feenreich wieder zurück.

Dieser hohe Botschafter hatte, diesen Tag zu ehren, sein ungünstig gelegenes Quartier ganz übergangen, und dafür die große Lindenesplanade am Roßmarkt, vorn mit einem farbig erleuchteten Portal, im Hintergrund aber mit einem wohl noch

prächtigern Prospekte verzieren lassen. Die ganze Einfassung bezeichneten Lampen. Zwischen den Bäumen standen Licht-Pyramiden und Kugeln auf durchscheinenden Piedestalen; von einem Baum zum andern zogen sich leuchtende Guirlanden, an welchen Hängeleuchter schwebten. An mehreren Orten vertheilte man Brod und Würste unter das Volk und ließ es an Wein nicht fehlen.

Hier gingen wir nun höchst behaglich auf und ab, und ich däuchte mir wirklich in jenen glücklichen Gefilden Elisiums zu wandeln, wo man die krystallnen Gefäße vom Baume bricht, die sich mit dem gewünschten Wein sogleich füllen, und wo man Früchte schüttelt, die sich in jede beliebige Speise verwandeln. Ein solches Bedürfniß fühlten wir denn zuletzt auch, und fanden ein ganz artig eingerichtetes Speisehaus; und verbrachten den größten Theil der Nacht im Gefühl von Freundschaft, Liebe und Neigung auf das heiterste und glücklichste.

v. Göthe.

3) Die Verschüttung der Dörfer Goldau, Busingen und Lowerz nach dem Einsturz des Roßberges.

Es war am 2. September 1806, als nach den heftigsten Regengüssen mehrerer Tage Abends um 5 Uhr, unter einem noch nie gehörtem Donnern und Krachen, und einer schwarzen, hoch in die Luft emporwirbelnden Dampf- und Staubwolke, die oberste Höhe des Roßberges, Spitzebuel genannt, jählings zusammenstürzte. Tod und Verheerung verbreitend, Häuser und Hütten, Menschen, Heerden und Bäume, Lebloses und Lebendiges mit sich fortwälzend, hatte die losgerissene ungeheure Masse von Felsenschichten, Erde und Waldung sich mit der Schnelligkeit eines wüthenden Waldstroms in zwei Armen in das schöne Thal hinabgestürzt, und auf zwei Seiten hervorbrechend die Dörfer Busingen und Goldau, nebst dem größten Theile von Lowerz, in grauenvollen Schutt, die Mehrzahl der Einwohner aber in eine gemeinschaftliche Todesnacht begraben. Zahlreiche Hütten friedlicher Hirten wurden von der fortgeschobenen Kiesmasse zerdrückt, oder von ungeheueren, gleich einem Federballe fortgeschleuderten Felsenstücken mit unbeschreiblicher Gewalt zermalmt und zerschmettert. Neue Felsenberge sah man in demselben Augenblicke sich aus der Tiefe emporthür-

men. Große uralte Tannenwälder rissen sich von dem Abhange des sinkenden Berges los, und versanken tief unten im Thal, ohne nur eine Spur übrig zu lassen. Noch andere gewaltige Massen hatten sich durch die ganze Breite des Thales hoch an den Abhang des gegenüber liegenden Rigi-Berges hinaufgewälzt, oder waren wie Bälle über die Häuser und Bäume hinweggeschleudert worden. In Goldau selbst sahen mehrere Einwohner die Unglück drohende Masse von der Spitze des Roßberges sich losmachen und heran bewegen, als plötzlich von der Kapelle aus die Sturmglocke ertönte. Auf ihren furchtbaren Ruf drängte sich alles mit Zittern und Zagen zum Gebete herbei. Ein Augenblick, so stürzte unter den herabrollenden Bergtrümmern die Kirche zusammen, und ein grauenvolles ungeheures Grab verschlang sie alle, Männer und Weiber, Greise und Kinder.

Während nun der eine Arm des Erdstromes Goldau und seine reizenden Umgebungen begrub, hatte der andere sich gegen Lowerz hinaufgewälzt, und bis an das Dorf und den See hinauf alles, was er auf seinem Wege traf, entweder mit sich fortgerissen, oder unter seinem Schlamm verschüttet. Das helle Blau des Lowerzer Sees verwandelte sich plötzlich in eine widrige Leimfarbe, seine sanften Wellen in tobende Meereswogen, die nun mit reißender Gewalt gegen das Dorf Sewen hinauf sich wälzten, hier Häuser aus ihren Fundamenten hoben, und sie weit von ihrer Stelle ver-

setzten. Der See selbst, mit unzähligen Trümmern bedeckt, trieb auf seiner Oberfläche Ruinen von Wohnungen und Ställen, Balken, Geräthschaften, Heuschober und Obstbäume in wilder Unordnung eines allgemeinen Unterganges umher.

In Lowerz stellte sich nach dieser grauenvollen Verwüstung Leben und Tod, Seyn und Nichtseyn, die herrlichste und ödeste Natur, die Verwirrung eines Weltuntergangs und eine ungestörte ländliche Ruhe und Ordnung in einem herzerschütternden Gegensatze dar; denn der verwüstende Erdstrom war zwar bis tief in das Dorf und auf die Höhe der Kirche vorgedrungen, hatte aber hier plötzlich seine Kraft verloren, und durch dieß glückliche: bis hieher und nicht weiter! wurden die äußersten Häuser des Dorfes wie durch ein Wunder der göttlichen Allmacht dem unvermeidlich scheinenden Untergange entrissen. Diese Wohnungen stehen nun unberührt und unbeschädigt nach wie vor zwischen schattenreichen Fruchtbäumen beisammen, und täuschen Sinn und Auge mit der Vorstellung des alten anmuthigen Lowerz. Aber, so wie man sich umwendet, und kaum drei Schritte von der lebendigen Welt, eröffnet sich der weite Schauplatz einer grauenvollen Verwüstung. Mitten unter den Ruinen, und als in einer Wüste stehend, zeigt sich der Kirchthurm, losgerissen von der eingestürzten, nicht mehr sichtbaren Kirche.

Ein tiefes Schweigen ist über diese traurigste aller Einöden verbreitet. Schmale Nebelstreifen

und weiße Dunstgebilde schweben hier und dort, wie bleiche Erscheinungen aus der Geisterwelt, im langsamen Zuge um die Gräte der neugeschaffenen Felsen und Schutthügel, und über dem Chaos der sumpfigsten Tiefe. An einer Stelle balmsamischer Blumenduft der nahen Alpen, und wenige Schritte weiter der Odem des Todes aus den Gräbern des aufgewühlten Todenackers. Um das Dach des zusammengestürzten Beinhauses und unter den Trümmern des Kirchengeräthes und der Heiligenbilder liegen die Todtengebeine umher. Die dürftigen Insignien des geretteten Venerabile schimmern an einer der übrig gebliebenen Hütten; die herausgeschleuderten Glocken stehen auf der Erde, und der Zeiger der Thurmuhr weist, wie wenn die Zeit hier nicht mehr in Stunden getheilt werden sollte, unbeweglich auf eilf hin.

Wunderbar ward das Leben zweier Kinder, Anna Maria und Franziska, das eine nur von sechs Jahren, gerettet, die dem Erdstrome, der sich jählings über ihre Wohnung herstürzte, nicht mehr hatten entfliehen können. Indem er das Haus über ihnen zusammendrückte, überdeckte er sie so, daß sie, obgleich bei völligem Bewußtseyn, und nur durch einen sehr kleinen Zwischenraum getrennt, dennoch sich weder rühren, noch einander nähern, noch irgend Hülfe leisten konnten. Unter der gewissen Erwartung des nahen Todes schlich die Nacht ihnen langsam dahin. Gemeinschaftlich hatten sie in ihrer Herzensangst gebetet, als der Ton

einer benachbarten Sturmglocke, der in ihre Gruft drang, plötzlich einen Schimmer der Hoffnung in ihr Herz senkte, und sie muthmassen ließ, daß doch oben auf der Welt noch Menschen seyn möchten. Gegen Morgen antwortete Anna Maria ihrer von Zeit zu Zeit sie ansprechenden Unglücksgefährtin nicht mehr. Ein sanfter Schlummer hatte die Unschuldige umfangen, aus dem sie bald wieder zum neuen Leben erwachen sollte. Franziska aber hielt diesen Schlummer für Maria's Todesschlaf, und erwartete mit Ergebung den Augenblick, der auch sie in denselben versenken, und ebendahin bringen sollte, wohin ihr die Kleine, wie sie glaubte, schon vorangegangen war. Unterdessen brach der Tag an, und mit ihm erschien den lebendig Begrabenen der Morgenstern des zweiten Lebens. Frühe mit der Dämmerung zeigte sich, nach einer Nacht von Angst und Schmerzen, Maria's Vater auf den Ruinen, um nachzusehen, ob sich noch irgend eine Spur seines Häuschens entdecken lasse. Glücklicher Weise war dieß nur so leicht von dem Schutte bedeckt worden, daß Franziska sogleich die Stimme des, wie sie sagte, oben auf der Welt Sprechenden erkannte. Zum Rufen selbst allzu entkräftet, ermahnte sie die nunmehr wieder wach gewordene Anna Maria, mit möglichster Anstrengung zu rufen, und nicht abzulassen; der Vater sey draußen. Das Mädchen erhob die kindische Stimme, deren geliebte Töne der Vater bald erkannte. Jetzt verlieh die Liebe seinen Armen doppelte Kraft, und

die Hoffnung beflügelte seine Eile. Nicht lange, so drang zwischen den auseinander gerissenen Trümmern und dem zertheilten Schutte das Licht des Lebens mit mildem Strahle wieder hinein in die düstere Gruft der lieben Kleinen. Franziska, noch zweifelnd an ihrer Auferstehung, wankte hervor aus dem Dunkel ihres Grabes, und der treue Vater drückte die geliebten und geretteten Kinder mit stummen Entzücken an sein klopfendes Herz.

Hirzel.

IX. Seelenzustände.

1) über die Fülle des Herzens.

Daß in diesem markflosen Jahrhunderte mich ja keiner mißverstehe, so wisse jedes seidene Männchen, das mir vielleicht zu früh süßen Beifall zulächelt, daß Fülle des Herzens mehr ist als eine bloß leidende Reizbarkeit, daß jede Erschlaffung der Natur schändlich ist, und daß eine weiche Empfindsamkeit, indem sie die Jünglinge weineln und lächeln lehrt, den göttlichen Funken in ihnen erlöscht.

Diese empfindsame, bloß leidende Reizbarkeit ist nicht ein Geschenk der Natur; sie ist eine Ebbe ohne Fluth und zeigt nur den seichten Grund.

Aus einer Quelle kommen alle edlen Gefühle des Herzens. Ich traue nicht dem Muth des Liebeleeren, auch nicht der Liebe des Muthlosen. Der Jüngling, welcher in sich nicht Kraft fühlt den Dränger zu zermalmen, ist mir verächtlich, auch wenn er weint bei'm Unglück des Bedrängten. Er sollte nicht kennen die Süßigkeit einer edlen Thräne; er hat kein Recht dazu!

Wie ehrwürdig ist mir gegen ihn die Löwin, welche hungrig in ihre Höhle kommt, sich vergißt, und den Raub mit mütterlicher Liebe unter die Jungen vertheilt! Diese mütterliche Liebe wird

Grimm, wenn ein Verwegner sich naht; sie zerreißt ihn und leckt dann wieder mit bluttriefender Zunge ihre geliebte Brut.

Wende mir nicht ein als eine Ausnahme den Charakter der Weiber. Sie haben ein starkes Gefühl für jede edle Empfindung. Empöre die zartesten Saiten einer weiblichen Seele; sie werden klingen, daß du staunen wirst.

Wie zärtlich war das Weib, welches den Dolch aus der Brust ziehn und sagen konnte: Pätus, es schmerzt nicht! Wie liebend die Mutter, welche ihrem Sohn flehte: Sohn, erbarme dich mein und stirb!

Ich wiederhole es noch einmal: alle edlen Empfindungen kommen aus einer Quelle. Liebe, Muth, Mitleiden, Andacht, Bewunderung des Guten, Abscheu des Bösen, Wonne bei'm Anblick der an's Herz redenden Natur, siehe da, sieben Strahlen eines siebenfarbigen Bogens, sieben Strahlen, alle der Fülle des Herzens entströmend, welche gleich der Sonne Leben und Wärme um sich her verbreitet.

Die Griechen und Römer faßten alles Gute, was an einem Manne seyn kann, in einem Worte zusammen: ἀρετη, virtus; bei den alten Franzosen hatte courage diese Bedeutung, und noch sagen wir Deutschen viel von einem Manne, wenn wir sagen: Er hat viel Herz.

O ihr kurzsichtigen Vernünftler, die ihr alle Begriffe wieder trennen wollt, welche wahre Weise

mit glühender Stirn und Thränen bei'm Anblick der erkannten Wahrheit vereiniget sahen!

Ihr spaltetet den Lichtstrahl, wenn ihr könntet; der Weise vereinigt viele Strahlen zusammen und wärmt sich an der hervorgerufenen Flamme. Alles befremdet euch; keine Idee hattet ihr jemals von der großen Harmonie des Ganzen, konntet sie nicht haben! Euch ist nichts wahr, alles Widerspruch; dem Weisen nichts Widerspruch, vieles wahr, einiges dunkel.

O, dasselbe unterirdische Feuer, welches durch die Adern der Erde zeugende Wärme verbreitet, Bäume und Gras hervorbringt und Blümchen, die, sich spiegelnd, hin und her wanken am klaren Bach, ebendasselbe Feuer steigt wie ein Adler empor in den Klüften des Ätna, entströmt in rothen Flammen seinem offnen Schlunde, wälzet Verderben durch blühende Thäler und stürzt sich donnernd in den Ocean.

Ein Mensch, dem die Natur wenig Gefühl gab, kann mit dem Wenigen getreu und ein guter Mensch werden. Aber wie wenig bringt er, bei gleicher Anstrengung der Kräfte, Gutes in sich hervor gegen den, deß Herz jedem edlen Antrieb entgegen wallt! Diese beide stehen auf ganz verschiedenen Stufen der Wesen, und werden gewiß, bei noch immer vorausgesetzter gleicher Anstrengung der Kräfte, auch nach derselben Proportion durch den Tod in einen höhern Zustand versetzt werden,

aber eben dadurch noch immer auf sehr verschiedenen Stufen bleiben.

Gott hat alles gethan, um diese Fülle des Herzens im Menschen zu erhalten und zu vermehren. Von seiner Geburt an sieht er Eltern, die ihn lieben, die er lieben muß; Geschwister, deren Liebe vielleicht das reinste Band in der Natur ist. Bald öffnet sich sein Herz der Wonne der Liebe und ihrer Wehmuth. Der Mann wird vom Weibe zu mancher sanften Empfindung gestimmt, welche ihm neu war; das Weib lernt vom Manne manches starke Gefühl, welches die Saiten ihrer zärteren Seele mächtig durchbebt; früh bilden sich nach ihnen die Empfindungen der Kinder und geben sanften Flötenton, und die harmonische Zusammenstimmung des Ganzen ist seelenschmelzender als alle Symphonien, sanft wie Nachtigallenchöre, und Dem, der Sonnen kreisen und menschliche Herzen schlagen hieß, so lieb wie der Lobgesang rollender Sphären.

Wie wird durch den Umgang der Freunde das Herz genährt, gestärkt, belebt! Die Starkempfindenden werden durch die stärkste Sympathie an einander gezogen, denn ein volles Herz kann sich nur in ein Herz von weitem Umfange der Empfindung ausschütten. Ich sage nicht, daß ein Starkfühlender und ein Schwachfühlender nicht können Freunde seyn; sie sind sich vielleicht, durch besondere Umstände, oder durch Bedürfniß der Mittheilung von der einen, und Dankbarkeit, oder

Trieb sich zu erheben von der andern Seite, nahe gekommen, lernten ihre Redlichkeit schätzen und lieben sich. Aber ein gewisser Grad der Vertraulichkeit ist unter ihnen schwer und die Seligkeit der höchsten Freundschaft unmöglich.

Sie sind beide nicht gemacht den Weg des Lebens mit einander zu durchlaufen, eben so wenig als der irdene und eherne Topf des Sirach.

Dem Starkempfindenden werden oft Empfindungen entströmen, welche dem andern fremd sind; die Wünschelruthe wird oft zucken wollen, ohne Gold zu finden.

Der Schwachempfindende wird fühlen die Übermacht des andern; es wird ihm manchmal bang zu Muthe seyn, wie in der nahen Gegenwart einer Gottheit.

Eine Weile können die Leier mit vier Saiten und die siebensaitige zusammentönend den Gesang begleiten. Wenn aber die Stimme der Jungfrau, auf deinen Fittigen, o Gluck, sich hebend, feinere Lüfte durchtönt, dann wallen die begleitenden Töne über die vollgestimmte Leier, wenn jene verstummen muß.

Das Verstummenmüssen in diesem Fall ist gleichwohl nicht so traurig, als das Mitertönen einer zwar voll- aber nicht reingestimmten Leier. Ein Mißton der Empfindung ist kränkend, am meisten da, wo er unerwartet war. Ein einziger solcher Mißton läßt einen dauernden Eindruck zurück.

Es ist traurig, wenn ein Herz sich zu weit geöffnet hat und sich halb wieder schließen muß. Das geschieht nicht ohne Schmerz: und doch, glaub' ich, muß es noch trauriger seyn zu fühlen, daß man für viel Empfindung nur wenig wiedergeben kann, denn die Armuth des Herzens mag wirklich drücken.

Die Verschiedenheit der männlichen und weiblichen Art zu empfinden macht, daß es schwerer ist zwischen Liebenden als zwischen Freunden zu entscheiden, welcher von beiden mehr giebt, oder nimmt. Zur Glückseligkeit der Ehe ist viel daran gelegen, daß diese große Frage unentschieden bleibe.

Die Freundschaft könnte man vergleichen mit zwei Flammen die neben einander lodern, sich einander durch Mittheilung der Hitze nähren ohne sich zu berühren; das ist nun leicht zu sehen, welche am höchsten brennt. Laß mich die Liebe vergleichen mit einem großen Feuer, das aus glühenden Kohlen besteht und aus Flamme; wer mag entscheiden, ob die Kohlen mehr wärmen oder die Flamme? —

Aus deiner Fülle mög' ich nun schöpfen, o du, die ich als Mutter ehre, die ich liebe als Braut; Natur! Natur! an deren Brüsten ich allein ungestörte reine Wollust athmen kann! Schon als ein schwaches Knäblein hast du in deinen Armen mich gewiegt, hast mich finden lassen seligen Genuß im Schatten der Wälder, am Gemurmel der Bäche, in Feldern und Auen, hast mich trunken

entgegengeführt dem steigenden, himmelröthenden Morgen, und mir sanftere Freude mit Abendthau herabgesandt, wenn nun sank die Sonne und im Osten heraufstieg der Mond, begleitet vom Abendstern. O Natur! Natur! Gott rief dir zu, als du in bräutlicher Schönheit aus dem Schooße der Schöpfung hervorgingst: sey schön, verkünde meine Herrlichkeit und bilde des Menschen Herz!

Dir dank' ich Natur, die seligsten Augenblicke meines Lebens! Du zeigtest mir deine erhabnen Schönheiten am Ufer deines Rheins und im Schatten deiner Alpen, wo du einem glücklichen Volke Freiheit schenktest und Einfalt der Sitte.

Groß und hehr erscheinest du mir auch hier am Gestade des Meeres. O, wie gern hebt und senkt sich mein Blick mit der krummen Woge, indem mein Ohr lauschet dem Geräusch seiner Wellen! Wenn im feierlichen Anblicke des unermeßlichen Oceans mein Aug sich verliert, dann umschweben mich Gedanken vom Unendlichen, von der Ewigkeit und meiner eignen Unsterblichkeit. Meine Seele entfleugt dieser Welt. Ich werfe dann einen Blick auf das grüne Ufer, die ruhenden Haine, die Saaten, die Triften mit hin und her irrendem Vieh, und vergnügt kehrt mein Geist zur mütterlichen Erde wieder zurück. Die ganze Natur ist Harmonie, und wir sind geschaffen mit ihr zu harmoniren. Jede einzelne Schönheit der Natur, alle verschiedne Schönheiten der Natur in ihren mannigfaltigen Zusammenstellungen wurden vom

Schöpfer bestimmt, die Saiten des menschlichen Herzens zu berühren und erklingen zu machen. Wie entzücken den Schößling der Natur diese Seelenmelodien! wie sanft sind sie! wie kühn! wie erheben sie das Herz zum Himmel! wie tauchen sie es in die süßesten Empfindungen!

Die Natur nicht schön finden ist unmöglich; ihre Schönheiten ansehen, um die Zeit zu vertreiben, den Blick daran zu weiden wie an einer Theater-Dekoration, und nicht in ihr hören, sehen, fühlen Stimme Gottes, Spuren Gottes, Nähe Gottes, Offenbarung Gottes, sie, so heilig wie die schriftliche, allgemeiner, älter, und an's Herz redend wie sie, o, das ist des Menschen unwürdig, das ist klein und schlecht!

Viele werden erfahren haben, was ich alle Jahre erfahre: das Herz kränkelt in der Stadt. Mit geschwächten Geistes- und Leibeskräften verlasse ich jeden Frühling die Stadt, schöpfe aus der Fülle Gottes in der Natur und freue mich meiner jährlichen Genesung. Wie die Ameise für den Winter Körner einsammelt, so sammle ich Naturideen ein für das Stadtleben. Du verlässest mich nicht in der Stadt, süße Erinnerungen des gehabten Genusses; du besuchst mich, drängst dich durch den Taumel zu mir, und stärkst mich, wenn ich um Mitternacht, nach getragener Last und Hitze des Stadtzwangs, mein Fenster öffne, und dann mich begrüßt der sanfte Mond und die rollenden Sphären.

Wie auf Adlersflügeln erhebt sich da der Geist, und zündet, wie Prometheus, seine Fackel am himmlischen Feuer an.

In solchen Augenblicken fühlt sich wieder in allen ihren Kräften und Unsterblichkeiten die ganze Seele, das wahre beßre Ich; denn die Larve, die man mit sich herum schleppt in dem Taumel der Welt, umtönt von den Schellen der Thorheit, gähnend und angegähnt, o, wem ist sie nicht in Stunden des Selbstgefühls bis zum Anspeien verhaßt!

Es giebt Menschen, deren Geist mit dem Körper an einem Ort angefesselt ist. Ihre Existenz ist immer eingeschränkt auf den Genuß oder das Leiden der gegenwärtigen Minute. Niemals folgte ihre Phantasie dem Fluge des Kometen, niemals versetzte die Kunde der Vorzeit sie lebhaft zurück in die Tage der Helden. Ja ihr eigner Genuß entschwindet ihnen und die Erinnerung bringt ihnen nur matte Schatten der vergangenen Freuden zurück.

Welch eine Schneckenexistenz gegen das Leben des Feuervollen, Starkempfindenden!

Sein ist die Vorzeit; sein die Zukunft.

Wer schmeckt so stark, wie er, den gegenwärtigen Genuß? Wer pflückt, wie er, jedes Blümchen auf der Bahn des Lebens? Nur er ist der Vertraute jeder Erinnerung, welche ihm freundlich lächelt und den Reigen vergangner Freuden im lebhaften Tanz ihm wieder vorüberführt.

In die Ferne der Zukunft verliert sich sein trunkner und doch sichrer Blick. Er sieht hell, und ahnet da, wo er nicht sieht.

Ahnungen! Ahnungen, ihr Töchter der Entzückung! Wie wenig Weihrauch streut man euren Altären! Warum? Weil man nicht weiß, woher ihr kommt und wohin ihr geht. Also darum nicht, weil ihr wie Götter erscheint und wie Götter verschwindet?

Dem, deß Herz voll ist, ist nichts in der Welt leer, und wenn seine Seele dazu gewohnt ist sich zu erheben heimwärts, jenseit den Sternen der Mitternacht, o, so umschweben ihn immer lichte Gedanken zu Tausenden.

Der Mann leeres Herzens findet überall eine Öde, am meisten da, wo jener in der Fülle ist.

Armer Abentheurer, welcher der Natur entlief und nun gleich dem verlornen Sohne, seinen Wanst mit Träbern füllt! Zu glücklich noch, wenn ihn das bittre Bedürfniß zur Natur und zum Geständniß seiner Thorheiten zurückbringt.

Wer immer der Natur treu bleibt, den wird sie immer mehr entzücken. In ihr ist Alles Leben. Das empfinden ihre Lieblinge, und sehen jedes Thier, ja den Baum und das Gräschen an mit schmelzendem Liebesgefühl. Im Thiere sehen sie ein empfindendes Wesen, und ahnen, fast mögt' ich sagen, wissen, daß die Seele des Thieres sich nicht in Staub auflösen kann. Sie gehen vom edlen Roß, vom treuen Hunde herunter zum nied-

rigsten Insekt. Welcher Unterschied! Und doch welche Übereinstimmung! Fast unmerklich wird zuletzt der Übergang zu den Pflanzen; nun ahnen sie auch dort Leben, sich vervollkommnendes unsterbliches Leben. Ahnen's? ich sagte lieber, wissen's, wenn ich dürfte, und spräche dann von dem, was nun Ahnung ist.

Wer wollte den Werth der Wissenschaften verkennen? Sie nähren, sie bilden den Geist. Aber die meisten Gelehrten sind zufrieden das zu wissen, was ihnen nöthig zu seyn scheint, und wenn sie auch in einem Überfluß von Erkenntnissen praffen, so thun sie es entweder aus Eitelkeit, oder aus einer Art von Liebhaberei, bei welcher das Herz kalt bleibt. Sie sammeln im Garten der Musen keinen Honig, sondern nähren sich wie faule Hummeln. Was wird ihnen nutzen nach dem Tode ihre erworbene Wissenschaft? So wenig wie im Leben die Münzen, welche sie sammelten, um die gesammelten in ein Schränkchen zu verwahren. Dem Fühllosen sind die Wissenschaften, welche er besitzt, ein todter Schatz, dem Gefühlvollen eine Quelle reiner Freuden, seelenerhebender Regungen, edler Gedanken, welche ihn bilden, sein Herz erweitern, und also in die Ewigkeit fortwirken. Oder glaubst du, daß eine Empfindung sterben könne, ohne in alle Ewigkeit fortzuwirken in dem, welcher sie empfand?

Ohne den warmen Antheil des Herzens sind die Wissenschaften fast nichts. Nur durch diesen

entzückt uns die Sternkunde, wenn sie uns viele tausend Sonnen in den schönen Funken des Himmels zeigt; Sonnen, jede vermuthlich umringt von Erden und jede von diesen mit empfindenden unsterblichen Wesen bevölkert.

Eben dieser Antheil des Herzens macht die Geschichte zur wohlthätigen Lehrerin der Menschheit, da sie ohne ihn nichts als Chronik wäre. Sie giebt reiche Nahrung. Aus ihrer Fülle schöpfe der Jüngling und veredle sich, indem er trinkt. Wie selig wird er seyn, wenn Freiheitsgefühl ihm die Wange röthet, wenn er die dreihundert Spartaner in Thermopylä beneidet, mit dem großen Lykurg sein Vaterland verläßt, und mit Timoleon sein Haupt verhüllt, da er den Bruder, weil sein Bruder ein Tyrann war, ermorden läßt. O Jüngling, der da schwelget im göttlichen Plutarch, dem das Herz schlägt bei den Edelthaten der Vorzeit, dem es schwillt von edler Begierde nach Ruhm, wie groß kannst du werden, wenn du Eine Klippe vermeidest! Laß dich dieses Schlagen und Schwellen nicht verführen das schön zu finden, was nur glänzend ist, und lege die Thaten großer Männer auf die Wage der Gerechtigkeit. O, wenn Wahrheit dir lieb ist — und was ist ohne sie die Geschichte! — wenn Wahrheit dir lieb ist, so laß auch dein Urtheil wahr seyn. Weil Cäsar es nicht achtete, diese Wage zu brauchen, ward er der ungerechteste Krieger, opferte Millionen Menschen sich selbst auf, empörte sich gegen sein Vaterland und brachte

es unter's Joch der Tyrannei. Wenn du fähig bist, diesen Bösewicht, dieses Ungeheuer zu lieben; mehr zu lieben als den gerechten Cato, der, mit Löwenstärke und mit Löwenmuth, den Strom des Verderbens so lange dämmte; mehr als Brutus, den sanften liebenden Mann, den Rächer des Vaterlands, den Blitz der Freiheit, ihn, in welchem Rom auflebte, in dessen letztem Athemzug es auf ewig starb — o Jüngling, so wirst du da nur Gift finden, wo dir die edelste Nahrung bereitet war!

Was soll ich von dir sagen, göttliche Dichtkunst? Du entströmst der Fülle des Herzens und bietest die süßen Trunkenheiten deines Nectars reinen Herzen an. Du erhebst das Herz auf Flügeln des Adlers, und bildest es zu allem, was groß ist und edel.

Groß und weit ausgebreitet ist deine Macht; du bist die Tochter der Natur, hehr und sanft und groß und wahr, wie sie, in angeborner Einfalt!

Du fleugst gen Himmel, nimmst Flammen vom Altare, wärmest und erleuchtest das Menschengeschlecht!

Dir opferten die Weisen des Alterthums, ächte Philosophen, welche mit reiner Inbrunst die Weisheit suchten, wie Orpheus die Eurydice.

Aber vielleicht hält mancher aufrichtiger Mann Alles, was ich gesagt habe, für Chimäre, und meint, daß weder Natur, noch ihre Töchter, Dichtkunst und Philosophie, noch auch die Geschichte,

das Herz für die Ewigkeit ausbilden könne, daß dieses allein das Werk der Religion sei. So sehr ich auch überzeugt bin, daß jedes edle Gefühl heilig ist, und wenn der Mensch, welcher es empfand, edel bleibt, ewig in ihm fortwirkt, so gewiß bin auch ich überzeugt, daß die Religion die Hauptquelle jedes Seelenadels und der ewigen Wonne ist.

Aber, mein Freund, diese Religion, ist sie nicht der Fülle göttlicher Liebe und Weisheit, wie die Natur, entströmt, und von demselben Geiste beseelt? Und sieh', ihr erstes Gebot ist Liebe. Sie, die göttliche Religion zeigt uns, daß wir durch Liebe zu den Menschen und Gott ihm ähnlich werden sollen. Ists nicht göttliche Weisheit, welche uns lehrt, daß in den zweien Geboten: Liebe Gott! und liebe den Menschen! der Inbegriff aller Pflichten enthalten ist? Sagt nicht eben diese göttliche Weisheit, daß dem viel vergeben würde, welcher stark liebte? Sagt nicht ein Bote Gottes an seine Gemeine, daß Christum lieb haben besser sey als alles Wissen? und sagt nicht eben dieser Mann, daß alle Wissenschaft, ja die höchsten Gaben, die Gabe der Weissagung nnd Wunder zu thun, vereint mit dem Verdienste des Märtyrertodes, nichts sey, ohne Liebe zum Nächsten, ohne sie nur ein tönend Erz sey, eine klingende Schelle?

Aber möchte man sagen, Fülle des Herzens ist eine Gabe Gottes; wie kann sie belohnt, wie kann ihr Mangel bestraft werden?

Jeder Mensch hat so viel Herz, daß er lieben kann, und weniger wird von dem gefordert, welcher weniger empfangen hat. Darf er murren, daß er weniger empfing? So dürfte der Rabe murren, daß er kein Adler ist.

Fülle des Herzens ist die edelste Gabe Gottes; aber, eben darum, Fluch dem, der durch sie nicht besser wird! Wehe dem, deß Geist sich erheben, deß Herz mit heißem Liebesgefühl vieles umfassen kann, wenn dieser Geist, wenn dieses Herz nicht emporfliegen und weilen kann bei'm Unendlichen und Alliebenden! wenn dieses Herz wie Wachs zerschmelzen, und doch kalt seyn kann bei der Betrachtung einer Religion, deren ganzes Wesen Lieb' und Erbarmen ist! Ich weiß wohl, daß einige unserer Schriftgelehrten gern aus der Religion die Empfindungen des Herzens verbannen möchten, aus der Religion, welche auf nichts als Liebe Gottes und Gegenliebe des Menschen gegründet ist; aber das ist noch ungereimter, als wenn man dichten wollte ohne Begeisterung, oder als wollte man ringen ohne Kraft.

Ich habe zartfühlende Menschen in Augenblicken des Grams klagen gehört über das heiße Gefühl, welches sie so lebhaft empfinden macht. Sie glauben alsdann, bei weniger Gefühl sei mehr Genuß des Lebens. Aber wenn bei diesen Menschen wahrer Geist der Liebe, wahre Fülle des Herzens ist, und nicht nur jene leidende Reizbarkeit, nicht Ebbe ohne Fluth, so mögen sie sich freuen über die

Ursache ihres heftigen Grams. Auch wird ihnen eignes Selbstgefühl Zeugniß geben vom Adel ihrer Seele. Wo viel Licht ist da ist auch viel Schatten, und heftiger Gram muß oft das Loos dessen seyn, welcher wahres Wonnegefühls fähig ist.

Die Erinnerung streut ihre schönsten Blumen nur auf den Pfad des Starkempfindenden. Selbst die Erinnerung des vergangenen Leidens ist süß. Der empfindende Wanderer sieht mit freudiger Rührung auf die zurückgelegte Bahn des Lebens zurück, auch da, wo der Pfad steil war und dornig.

Ist nun der Weg vollendet, wischen nun den Schweiß von der Stirne die Pilger, und schütteln den Staub von den Füßen, o wie wird alsdann in einem Leben, wo jede Empfindung sich in Wonne wandelt, der, dem Fülle des Herzens bei der Geburt zu Theil ward, es empfinden, daß ihm das Loos am lieblichsten gefallen ist!

Fr. Gr. z. Stolberg.

2) Der Tod eines Engels.

Zum Engel der letzten Stunde, die wir so hart den Tod nennen, wird uns der weichste, gütigste Engel zugeschickt, damit er gelinde und sanft das niedersinkende Herz des Menschen vom Leben abpflücke und es in warmen Händen und ungedrückt aus der kalten Brust in das hohe wärmende Eden trage. Sein Bruder ist der Engel der ersten Stunde, der den Menschen zweimal küsset, das erstemal, damit er dieses Leben anfange, das zweitemal, damit er droben ohne Wunden aufwache, und in das andere lächelnd komme, wie in dieses Leben weinend.

Da die Schlachtfelder voll Blut und Thränen standen und da der Engel der letzten Stunde zitternde Seelen aus ihnen zog: so zerfloß sein mildes Auge und er sagte: „Ach, ich will einmal sterben wie ein Mensch, damit ich seinen letzten Schmerz erforsche und ihn stille, wenn ich sein Leben auflöse.“ Der unermeßliche Kreis von Engeln, die sich droben lieben, trat um den mitleidigen Engel und verhieß dem Geliebten, ihn nach dem Augenblick seines Todes, mit ihrem Strahlenhimmel zu umringen, damit er wüßte, daß es der Tod gewesen; — uud sein Bruder, dessen Kuß unsere erstarrten Lippen, wie der Morgenstrahl kalte Blumen öffnet, legte sich zärtlich an sein Angesicht

und sagte: wenn ich dich wieder küsse, mein Bruder, so bist du gestorben auf der Erde und schon wieder bei uns.

Gerührt und liebend sank der Engel auf ein Schlachtfeld nieder, wo nur ein einziger schöner feuriger Jüngling noch zuckte, und die zerfehmetterte Brust noch regte: um den Helden war nichts mehr als seine Braut, ihre heißen Zähren konnte er nicht mehr fühlen und ihr Jammer zog unkenntlich als ein fernes Schlachtgeschrei um ihn. O da bedeckte ihn der Engel schnell und ruhte in der Gestalt der Geliebten an ihm und zog mit einem heißen Kusse die wunde Seele aus der zerspaltenen Brust — und er gab die Seele seinem Bruder, der Bruder küßte sie droben zum zweitenmale, und dann lächelte sie schon.

Der Engel der letzten Stunde zuckte wie ein Blitzstrahl in die öde Hülle hinein, durchloderte den Leichnam und trieb mit dem gestärkten Herzen die erwärmten Lebensströme wieder um. Aber wie ergriff ihn die neue Verkörperung! Sein Lichtauge wurde im Strudel des neuen Nervengeistes untergedaucht — seine sonst fliegenden Gedanken wateten jetzt träge durch den Dunstkreis des Gehirns — an allen Gegenständen vertrocknete der feuchte, weiche Farbenduft, der bisher herbstlich über ihnen wogend gehangen, und sie stachen auf ihn aus der heißen Luft, mit einbrennenden, schmerzlichen Farbenflecken — alle Empfindungen traten dunkler, aber stürmischer und näher an sein Ich und dünkten

ihm Instinkt zu seyn, wie uns die der Thiere — der Hunger riß an ihm, der Durst brannte an ihm, der Schmerz schnitt an ihm — — O seine zertrennte Brust hob sich blutend auf und sein erster Athemzug war sein erster Seufzer nach dem verlassenen Himmel! — „Ist dieses das Sterben der Menschen!“ dacht' er; aber da er das versprochene Zeichen des Todes nicht sah, keinen Engel und keinen umflammenden Himmel: so merkt' er wohl, daß dieses nur das Leben derselben sei.

Abends vergingen dem Engel die irdischen Kräfte und ein quetschender Erdball schien sich über sein Haupt zu wälzen; — denn der Schlaf schickte seine Boten. Die innern Bilder rückten aus ihrem Sonnenschein in ein dampfendes Feuer, die ins Gehirn geworfenen Schatten des Tages, fuhren verwirrt und kolossalisch durch einander und eine sich aufbauende unbändige Sinnenwelt stürzte sich über ihn; — denn der Traum schickte seine Boten. Endlich faltete sich der Leichenschleier des Schlafes doppelt um ihn und in die Gruft der Nacht eingesunken, lag er einsam und starr, wie wir arme Menschen, dort. Aber dann flogest du, himmlischer Traum, mit deinen tausend Spiegeln vor seine Seele und zeigtest ihm in allen Spiegeln einen Engelkreis und einen Strahlenhimmel; und der erdige Leib schien mit allen Stacheln von ihm loszufallen. „Ach, sagt' er in vergeblicher Entzückung, mein Entschlafen war also mein Verscheiden!“ Aber da er wieder mit dem eingeklemmten

Herzen, voll schweren Menschenblut aufwachte und die Erde und die Nacht erblickte, so sagt' er: „Das war nicht der Tod, sondern blos das Bild desselben, ob ich gleich den Sternenhimmel und die Engel gesehen."

Die Braut des emporgetragenen Helden merkte nicht, daß in der Brust ihres Geliebten nur ein Engel wohne: sie liebte noch die aufgerichtete Bildsäule der verschwundenen Seele, und hielt noch fröhlich die Hand dessen, der so weit von ihr gezogen war. Aber der Engel liebte ihr getäuschtes Herz mit einem Menschenherzen wieder, eifersüchtig auf seine eigne Gestalt — er wünschte nicht früher als sie zu sterben, um sie so lange zu lieben, bis sie ihm es einmal im Himmel vergäbe, daß sie an einer Brust zugleich einen Engel und einen Geliebten umfangen. Aber sie starb früher; der vorige Kummer hatte das Haupt dieser Blume zu tief niedergebogen und es blieb gebrochen auf dem Grabe liegen. O sie ging unter, vor dem weinenden Engel, nicht wie die Sonne, die sich prächtig vor der zuschauenden Natur ins Meer wirft, daß seine rothen Wellen am Himmel hinaufschlagen, sondern wie der stille Mond, der um Mitternacht einen Duft versilbert und mit dem bleichen Dufte ungesehen niedersinkt. — Der Tod schickte seine sanftere Schwester, die Ohnmacht, voraus — sie berührte das Herz der Braut und das warme Angesicht gefror — die Wangenblumen krochen ein — der bleiche Schnee des Winters,

unter dem der Frühling der Ewigkeit grünet, deckte ihre Stirn und die Hände zu. — — Da zerriß das schwellende Auge des Engels in eine Thräne; und als er dachte, sein Herz mache sich in Gestalt einer Thräne, wie eine Perle aus der mürben Muschel los; so bewegte die Braut, die zum letzten Wahnsinn erwachte, noch einmal die Augen und und zog ihn an ihr Herz und starb, als sie ihn küßte, und sagte: Nun bin ich bei Dir, mein Bruder! — Da wähnte der Engel, sein Himmels-Bruder hab' ihm das Zeichen des Kusses und Todes gegeben; aber ihn umzog kein Strahlenhimmel, sondern ein Trauerdunkel und er seufzete, daß das nicht sein Tod, sondern nur die Menschenqual über einen fremden sey.

O ihr gedrückten Menschen, rief er, wie überlebt ihr Müden es, o wie könnt ihr denn alt werden, wenn der Kreis der Jugendgestalten zerbricht und endlich ganz umliegt, wenn die Gräber eurer Freunde wie Stufen zu euerem eigenen hinuntergehen, und wenn das Alter die stumme leere Abend-Stunde eines erkalteten Schlachtfeldes ist, o ihr armen Menschen, wie kann es euer Herz ertragen?

Der Körper der aufgeflogenen Heldenseele stellte den sanften Engel unter die harten Menschen — unter ihre Ungerechtigkeiten — unter die Verzerrungen des Lasters und der Leidenschaften — auch seiner Gestalt wurde der Stachelgürtel von verbundenen Sceptern angelegt, der Welttheile mit Stichen zusammendrückt, und den die Großen

immer enger schnüren — er sah die Krallen gekrönter Wappenthiere am entfiederten Raube hacken und hörte diesen mit matten Flügelschlägen zucken — er erblickte den ganzen Erdball von der Riesen-Schlange des Lasters in durchkreuzenden, schwarzbunten Ringen umwickelt, die ihren giftigen Kopf tief in die menschliche Brust hineinschiebt und versteckt. — Ach, da mußte durch sein weiches Herz, das eine Ewigkeit lang nur an liebevollen warmen Engeln gelegen war, der heiße Stich der Feindschaft schießen und die heilige Seele voll Liebe mußte über eine innere Zertrennung erschrecken: „Ach, sagt' er, der menschliche Tod thut wehe." — Aber es war keiner, denn kein Engel erschien.

Nun wurd' er eines Lebens, das wir ein halbes Jahrhundert tragen, in wenig Tagen müde und sehnte sich zurück. Die Abendsonne zog seine verwandte Seele. Die Splitter seiner verletzten Brust matteten ihn durch Schmerzen ab. Er ging, mit der Abendgluth auf den blassen Wangen, hinaus auf den Gottesacker, den grünen Hintergrund des Lebens, wo die Hüllen aller schönen Seelen, die er sonst ausgekleidet hatte, aus einander genommen wurden. Er stellte sich mit wehmüthiger Sehnsucht auf das nackte Gras der unaussprechlich geliebten, eingesunkenen Braut und sah in die verblühende Abendsonne. Auf diesem geliebten Hügel schaucte er seinen schmerzenden Körper an und dachte: du würdest auch schon hier dich aus einander legen, lockere Brust, und

keine Schmerzen mehr geben, wenn ich dich nicht aufrecht erhielte. — Da überdachte er sanft das schwere Menschenleben, und die Zuckungen der Brustwunden zeigten ihm die Schmerzen, mit denen die Menschen ihre Tugend und ihren Tod erkaufen, und die er freudig der edeln entflohnen Seele dieses Körpers ersparte. — Tief rührte ihn die menschliche Tugend und er weinte aus unendlicher Liebe gegen die Menschen, die unter dem Anbellen ihrer eignen Bedürfnisse, unter herabgesunkenen Wolken, hinter langen Nebeln auf der einschneidenden Lebensstraße, dennoch vom hohen Sonnenstern der Pflicht nicht wegblicken, sondern die liebenden Arme in ihrer Finsterniß ausbreiten, für jeden gequälten Busen, der ihnen begegnet, und um die nichts schimmert, als die Hoffnung, gleich der Sonne in der alten Welt unterzugehen, um in der neuen aufzugehen. — Da öffnete die Entzückung seine Wunde, und das Blut, die Thräne der Seele, floß aus dem Herzen auf den geliebten Hügel — der zergehende Körper sank süß verblutend der Geliebten nach — Wonne-Thränen brachen die fallende Sonne in ein rosenrothes schwimmendes Meer — fernes Echo-Getöne, als wenn die Erde von weitem im klingenden Äther vorüberzöge, spielte durch den nassen Glanz — dann schoß eine dunkele Wolke oder eine kleine Nacht vor dem Engel vorbei und war wohl Schlaf — und nun war ein Strahlenhimmel aufgethan und überwallete ihn und tausend Engel flammten. „Bist

du schon wieder da, du spielender Traum!" sagt' er — aber der Engel der ersten Stunde trat durch die Strahlen zu ihm und gab ihm das Zeichen des Kusses und sagte: „Das war der Tod, du ewiger Bruder und Himmelsfreund!" — Und der Jüngling und seine Geliebte sagten es leise nach.

Jean Paul.

3) Traum des Galilei.

Galilei, der sich um die Wissenschaften so unsterblich verdient gemacht hatte, lebte jetzt in einem ruhigen und ruhmvollen Alter, zu Arketri im Florentinischen. Er war bereits seines edelsten Sinnes beraubt, aber er freute sich dennoch des Frühlings: theils um der wiederkehrenden Nachtigall und der duftenden Blüthen willen, theils um der lebhaftern Erinnerung willen, die er an ehemalige Freuden hatte.

Einst, in seinem letzten Frühling, ließ er sich von Viviani, seinem jüngsten und dankbarsten Schüler, in das Feld von Arketri führen. Er merkte, daß er sich für seine Kräfte zu weit entfernte, und bat daher im Scherz seinen Führer, ihn nicht über das Gebiet von Florenz zu bringen. Du weißt, sagte er, was ich dem heiligen Gericht habe geloben müssen. — Viviani setzte ihn, zum Ausruhen, auf eine kleine Erhebung des Erdreichs nieder, und da er hier, den Blumen und Kräutern näher, gleichsam in einer Wolke von Wohlgeruch saß, erinnerte er sich der heissen Sehnsucht nach Freiheit, die ihn einst zu Rom, bei Annäherung des Frühlings, befallen hatte. Er wollte jetzt eben den letzten Tropfen Bitterkeit, der ihm noch übrig war, gegen seine grausamen Verfolger ausschütten, als er schnell wieder einhielt, und sich selbst mit

den

den Worten bestrafte: Der Geist des Copernikus möchte zürnen.

Viviani, der noch von dem Traum nicht wußte, auf den sich Galilei bezog, bat ihn um Erläuterung dieser Worte. Aber der Greis, dem der Abend zu kühl und für seine kranken Nerven zu feucht ward, wollte erst zurückgeführt seyn, eh' er sie gäbe.

Du weißt, fieng er dann nach einer kurzen Erholung an, wie hart mein Schicksal in Rom war, und wie lange sich meine Befreiung verzögerte. Als ich fand, daß auch die kräftigste Fürsprache meiner Beschützer, der Medici, und selbst der Widerruf, zu dem ich mich herabließ, noch ohne Wirkung blieben, warf ich mich einst, voll feindseliger Betrachtungen über mein Schicksal, und voll innerer Empörung gegen die Vorsehung, auf mein Lager nieder. — So weit du nur denken kannst, rief ich aus, wie untadelhaft ist dein Leben gewesen! Wie mühsam bist du, im Eifer für deinen Beruf, die Irrgänge einer falschen Weisheit durchwandert, um das Licht zu suchen, das du nicht finden konntest! Wie hast du alle Kraft deiner Seele daran gesetzt, um hindurch zur Wahrheit zu brechen, und sie alle vor dir zu Boden zu kämpfen, die verjährten mächtigen Vorurtheile, die dir den Weg vertraten! Wie karg gegen dich selbst hast du oft die Tafel geflohn, nach der dir gelüstete, und den Becher den du ausleeren wolltest, von deinen Lippen gezogen, um nicht träge

zu den Arbeiten des Geistes zu werden! Wie hast du mit den Stunden des Schlafs gedarbt, um sie der Weisheit zu schenken! Wie oft, wenn alles um dich her in sorgloser Ruhe lag, und den ermüdeten Leib zu neuen Wollüsten stärkte; wie oft hast du vor Frost gezittert, um die Wunder des Firmaments zu betrachten! oder in trüben umwölkten Nächten beim Schimmer der Lampe gewacht, um die Ehre der Gottheit zu verkündigen, und die Welt zu erleuchten! — Elender! Und was ist nun die Frucht deiner Arbeit? Was für Gewinn hast du nun für alle Verherrlichung deines Schöpfers und alle Aufklärung der Menschheit? — Daß der Gram über dein Schicksal die Säfte aus deinen Augen trocknet, daß sie dir täglich mehr absterben, diese treusten Gehülfen der Seele; daß nun bald diese Thränen, die du nicht halten kannst, ihr dürftiges Licht auf ewig vertilgen werden!

So sprach ich zu mir selbst, Viviani, und dann warf ich einen Blick voll Neids auf meine Verfolger. — Diese Unwürdigen, rief ich, die in geheimnißreiche Formeln ihren Aberwitz und in ehrwürdiges Gewand ihre Laster hüllen, die zur schnöden Ruhe für ihre Trägheit sich menschliche Lügen zu Aussprüchen Gottes heiligten, und den Weisen, der die Fackel der Wahrheit empor hält, wüthend zu Boden schlagen, daß nicht sein Licht sie in ihrem wollüstigen Schlummer störe; diese Niederträchtigen, die nur thätig für ihre Lüste und

das Verderben, der Welt sind: wie lachen sie, in ihren Palläſten, des Kummers! wie genießen sie, in unaufhörlichem Taumel, des Lebens! wie haben sie dem Verdienste alles geraubt; auch das heiligste seiner Güter die Ehre! wie stürzt vor ihnen andächtig das Volk hin, das sie um die Frucht seiner Äcker betrügen, und sich Freudenmahle von dem Fett seiner Heerden und dem Most seiner Trauben bereiten! — Und du, Unglücklicher! der du nur Gott und deinem Berufe lebtest; der du nie in deiner Seele eine Leidenschaft aufkommen ließest, als die reinste und heiligste, für die Wahrheit; der du, ein besserer Priester Gottes, seine Wunder im Weltsystem, seine Wunder im Wurm offenbartest; mußt du auch jetzt das Einzige missen, wornach du schmachtest? das Einzige was selbst den Thieren des Waldes, und den Vögeln des Himmels gegeben ist — Freiheit? Welches Auge wacht über die Schicksale der Menschen? Welche gerechte unpartheiische Hand theilt die Güter des Lebens aus? Den Unwürdigen läßt sie alles an sich reißen: dem Würdigen alles entziehen!

Ich klagte fort, bis ich einschlief; und alsbald kam es mir vor, als ob ein ehrwürdiger Greis an mein Lager träte. Er stand, und betrachtete mich mit stillschweigendem Wohlgefallen, indeß mein Auge voll Verwundrung auf seiner denkenden Stirne, und den silbernen Locken seines Haupthaars ruhte. — Galilei! sagte er endlich: was du jetzt leidest, das leidest du um Wahrheiten, die ich dich lehrte; und

eben der Aberglaube, der dich verfolgt, würde auch mich verfolgen, hätte nicht der Tod mich in jene ewige Freiheit gerettet. — Du bist Copernikus! rief ich, und schloß ihn, noch eh' er mir antworten konnte, in meine Arme. — O sie sind süß, Viviani, die Verwandtschaften des Bluts, die schon selbst die Natur stiftet; aber wie viel süßer noch sind Verwandtschaften der Seele! Wie viel theurer und inniger, als selbst die Bande der Bruderliebe, sind die Bande der Wahrheit! Mit wie seligen Vorgefühlen des erweiterten Wirkungskreises, der erhöheten Seelenkraft, der freien Mittheilung aller Schätze der Erkenntniß, eilt man dem Freund entgegen, der an der Hand der Weisheit hereintritt!

Siehe! sprach nach erwiederter Umarmung der Greis: ich habe diese Hülle zurückgenommen, die mich ehemals einschloß, und will dir schon itzt seyn, was ich dir künftig seyn werde — dein Führer. Denn dort, wo der entseelte Geist in rastloser Thätigkeit unermüdet fortwirkt; dort ist die Ruhe nur Tausch der Arbeit: eignes Forschen in den Tiefen der Gottheit wechselt nur mit dem Unterricht, den wir den spätern Abkömmlingen der Erde geben, und der Erste, der einst deine Seele in die Erkenntniß des Unendlichen leitet, bin Ich. — Er führte mich bei der Hand zu einer niedergesunkenen Wolke, und wir nahmen unsern Flug in die unermeßliche Weite des Himmels. Ich sah hier den Mond, Viviani, mit seinen Anhöhen und Thälern; ich sah die Gestirne der Milchstraße, der Plejaden, und

des Orion, ich sah die Flecken der Sonne, und die Monden des Jupiters: alles, was ich hienieden zuerst sah, das sah ich dort besser mit unbewaffneten Auge, und wandelte am Himmel, voll Entzückens über mich selbst, unter meinen Entdeckungen, wie auf Erden ein Menschenfreund unter seinen Wohlthaten wandelt. Jede hier durcharbeitete mühvolle Stunde ward dort fruchtbar an Glückseligkeit, an einer Glückseligkeit, die der nie fühlen kann, der leer an Erkenntniß in jene Welt tritt. Und darum will ich nie, Viviani, auch nicht in diesem zitternden Alter, aufhören nach Wahrheit zu forschen: denn wer sie hier suchte, dem blüht dort Freude hervor, wo er nur hinblickt; aus jeder bestätigten Einsicht, aus jedem vernichteten Zweifel, aus jedem enthüllten Geheimniß, aus jedem verschwindenden Irrthum. — Siehe! ich fühlte dies alles in jenen Augenblicken der Wonne; aber auch nur dies Einzige, daß ich es fühlte, ist mir geblieben: denn meine zu überhäufte Seele verlor jede einzelne Glückseligkeit in dem Meer ihrer aller.

Indem ich so sah und staunte, und mich in dessen Größe verlor, der dies alles voll allmächtiger Weisheit schuf, und durch seine ewigwirksame Liebe trägt und erhält, erhob mich das Gespräch meines Führers zu noch höhern Begriffen. — Nicht die Grenzen deiner Sinne, sagte er, sind auch die Grenzen des Weltalls, obgleich aus undenklichen Fernen ein Heer von Sonnen zu dir

herüberschimmert: noch viele tausende leuchten, deinem Blick unbemerkbar, im endlosen Äther; und jede Sonne, wie jede sich umkreisende Sphäre, ist mit empfindenden Wesen, ist mit denkenden Seelen bevölkert. Wo nur Bahnen möglich waren, da rollen Weltkörper, und wo nur Wesen sich glücklich fühlen konnten, da wallen Wesen! Nicht eine Spanne blieb in der ganzen Unermeßlichkeit des Unendlichen, wo der sparsame Schöpfer nicht Leben hin schuf, oder dienstbaren Stoff für das Leben; und durch diese zahllose Mannigfaltigkeit von Wesen hindurch herrscht, bis zum kleinsten Atom herab, unverbrüchliche Ordnung; ewige Gesetze stimmen Alles von Himmel zu Himmel, und von Sonne zu Sonne, und von Erde zu Erde in entzückende Harmonie. Unergründlich ist für den unsterblichen Weisen in die Ewigkeit aller Ewigkeiten der Stoff zur Betrachtung, und unerschöpflich der Quell seiner Seligkeiten. — Zwar, was sag' ich dir das schon itzt, Galilei? Denn diese Seligkeiten faßt doch ein Geist nicht, der noch gefesselt an einen trägen Gefährten, in seiner Arbeit nicht weiter kann, als der Gefährte mit ausdauert, und sich schon zum Staube zurückgerissen fühlt, wenn er kaum anfieng sich zu erheben!

Er mag sie nicht fassen, rief ich, diese Seligkeiten, nach ihrer ganzen göttlichen Fülle; aber gewiß, er kennt sie, Copernikus, nach ihrer Natur, ihrem Wesen. Denn welche Freuden schafft nicht, schon in diesem irdischen Leben, die Weisheit!

Welche Wonne fühlt nicht, schon in diesen sterblichen Gliedern, ein Geist, wenn es nun anfängt, in der ungewissen Dämmerung seiner Begriffe zu tagen, und sich immer weiter und weiter der holde Schimmer verbreitet, bis endlich das volle Licht der Erkenntniß aufgeht, das dem entzückten Auge Gegenden zeigt, voll unendlicher Schönheit! — Erinnere dich, der du selbst so tief in die Geheimnisse Gottes schautest, und den Plan seiner Schöpfung enthülltest, erinnere dich jenes Augenblicks, als der erste kühne Gedanke in dir heraufstieg, und sich freudig alle Kräfte deiner Seele hinzudrängten, ihn zu fassen, zu bilden, zu ordnen; erinnere dich, als nun alles in herrlicher Übereinstimmung vollendet stand, mit wie trunkner Liebe du noch einmal das schöne Werk deiner Seele überschautest, und deine Ähnlichkeit mit dem Unendlichen fühltest, dem du nachdenken konntest! O ja, mein Führer! Auch schon hienieden ist die Weisheit an himmlischen Freuden reich; und wäre sie's nicht: warum sähn wir aus ihrem Schooße so ruhig allen Eitelkeiten der Welt zu? — —

Die Wolke, die uns trug, war zurück zur Erde gesunken, und ließ sich jetzt, wie es mir däuchte, auf einen der Hügel von Rom nieder. Die Hauptstadt der Welt lag vor uns; aber voll tiefer Verachtung streckt ich aus meiner Höhe die Hand hin, und sprach: Sie mögen sich groß denken, die stolzen Bewohner dieser Palläste, weil Purpur ihre Glieder umhüllt, und Gold und Silber auf ihren

Tafeln das Kostbarste beut, was Europa und Indien tragen. Aber, wie der Adler auf die Raupe im Seidengespinnst, so sieht auf diese Blöden der Weise herab; denn sie sind Gefangne an ihrer Seele, die über das Blatt nicht hinaus können, an dem sie kleben: indeß der freie Weise auf seine Höhen tritt und die Welt überschaut, oder sich auf Flügeln der Betrachtung hinauf zu Gott schwingt, und unter Sternen einhergeht.

Da ich so sprach, Viviani, da umwölkte sich mit feierlichem Ernst die Stirn meines Führers; sein brüderlicher Arm sank von meinen Schultern herab, und sein Auge schoß einen drohenden Blick bis ins Innerste meiner Seele. — Unwürdiger! rief er: so hast du sie schon auf Erden gefühlt, jene Freuden des Himmels? hast deinen Namen herrlich gemacht vor den Weisen der Nationen? hast sie alle erhöht, deine Seelenkräfte, daß sie bald freier und mächtiger fortwirken in Erkenntniß der Wahrheit, eine Ewigkeit durch? Und nun dich Gott würdigt, Verfolgung zu leiden, nun dir deine Weisheit Verdienst werden soll, und dein Herz sich mit Tugenden schmücken, wie dein Geist mit Erkenntniß: nun ist es ohne Spur vertilgt, das Gedächtniß des Guten, und deine Seele empöret sich wider Gott? — — Hier erwacht ich von meinem Traum, sah mich aus aller Herrlichkeit des Himmels in mein ödes Gefängniß zurückgeworfen, und überschwemmte mit einer Fluth von Thränen mein Lager. Dann erhob ich, mitten

durch die Schatten der Nacht, mein Auge, und sprach: O Gott voll Liebe! Hat das Nichts, das durch dich etwas ward, deine Wege getadelt? Hat der Staub, dem du die Seele gabst, hat er auf die Rechnung seiner Verdienste geschrieben, was Geschenke deiner Erbarmung waren? Hat der Unwürdige, den du in deinem Busen, an deinem Herzen nährtest, dem du so manchen Tropfen Seligkeit reichtest aus deinem eigenen Becher; hat er deiner Gnaden und seiner Vorzüge vergessen? — Schlage sein Auge mit Blindheit! laß ihn nie wieder die Stimme der Freundschaft hören! laß ihn grau werden im Kerker! Mit willigem Geist soll er's tragen, dankbar gegen die Erinnerung seiner genossenen Freuden, und selig in Erwartung der Zukunft! —

Es war meine ganze Seele, Viviani, die ich in diesem Gebete hingoß; aber nicht das Murren des Unzufriedenen, nur die willige Ergebung des Dankbaren, hatte der Gott vernommen, der mich zu so viel Seligkeit schuf! Denn siehe! ich lebe hier frei zu Arketri, und nur heute noch hat mich mein Freund unter die Blumen des Frühlings geführt.

Er tappte nach der Hand seines Schülers, um sie dankbar zu drücken; aber Viviani ergriff die seinige, und führte sie ehrerbietig an seine Lippen.

Engel.

4) Entzückung des Las Casas.

Las Casas, dessen Name unter der Zahl thätiger Menschenfreunde ewig glänzen, und um so heller glänzen wird, da er neben den höllenschwarzen Namen jener Ruchlosen erscheint, die durch Schwert und Folter und Sklavendienste eine Million von Unschuldigen innerhalb fünfzehn Jahren würgten; dieser beredte, eifrige unermüdete Fürsprecher der Indianer, lag jetzt, als ein neunzigjähriger Greis, auf dem Sterbebette. So sehr schon längst seine ganze Sehnsucht auf den Lohn im Himmel gerichtet war, so ward ihm doch im Angesichte der Ewigkeit bange. Es war die Bangigkeit einer holden liebenden Braut, die in dem Augenblick, wo das Glück ihres Lebens gegründet, und alle ihre Wünsche gekrönet werden sollen, vor der Veränderung ihres Standes zittert. Las Casas war sich der Reinigkeit seines Herzens und der Unschuld seines Lebens bewußt; er hatte Königen ins Antlitz gesehen, und scheute keinen irdischen Richter: aber der Richter, vor den er jetzt treten sollte, war Gott, und eine unendliche Heiligkeit und Gerechtigkeit war ihm furchtbar. Auch das kühne Auge der Rechtschaffenheit schlägt den Blick, wie das Blöde der Schuld, vor der Sonne nieder.

Zu seinen Füßen saß ein würdiger Ordensbruder, auch ein Greis, und seit vielen Jahren sein

Freund. Gleiche Rechtschaffenheit hatte ihn mit zärtlicher Liebe gegen Las Casas, und Bewußtseyn geringerer Kräfte mit Bewunderung und Ehrerbietung erfüllt. Er sah mit Wehmuth, wie sein Freund ohnmächtiger ward, und sprach ihm Hoffnung ein, um Hoffnung bei sich selbst zu erwekken. Aber der Greis, der des großen Gedankens an die Ewigkeit voll war, bat ihn hinauszugehen, und ihn mit seinem Richter allein zu lassen.

Las Casas lag und überdachte sein Leben. Wohin er sein Auge wandte, da sah er Irrthümer und Fehler, und sah sie in ihrer ganzen Größe: ihre Folgen breiteten sich vor ihm aus, wie ein Meer; aber klein, und unlauter, und fruchtlos an dem gehofften Guten, schien ihm jede bessere That: eine Quelle der Wüste, die im Sande dahin schwindet, ohne daß Halm oder Blume ihr Ufer schmücke. Reuig, gedemüthigt, beschämt, warf er sich nieder in Gedanken vor Gott, und flehte aus der Tiefe der Seele: Gehe nicht ins Gericht mit mir! Laß mich Erbarmen vor deinem Throne finden, Vater der Menschen!

Die Kräfte des Sterbenden waren zu matt für diese Anstrengung der Seele; so sehr er zu wachen rang, so versiegelte bald der Schlaf seine Augenlieder. Und plötzlich war ihm, als hätt' er die Gestirne des Himmels zu seinen Füßen, und ging auf Wolken einher in einem endlosen Raum, und sah' in tiefer Ferne ein majestätisches Dunkel, durchbrochen von einzelnen Lichtfluthen göttlicher

Glorie, und rings von Herrschaaren umschwebt, die aus den Welten herauffuhren und hinab in die Welten. Kaum hatte noch sein Auge gefaßt und seine Seele bewundert; so stand vor ihm da, mit ernstem Blick des Richters, ein Engel, und hielt in seiner Linken eine Rolle, die seine Rechte entwickelte. Todesschauer, wie er den Verurtheilten beim Anblick der Richtstätte ergreift, wo er bluten soll, durchfuhr den zitternden Greis, als zuerst der Unsterbliche seinen Namen aussprach, und ihm dann vorhielt die höhern, edleren Kräfte alle, in seine Seele gesenkt, und die bessern, sanftern Neigungen alle, in seinem Blute bereitet, und die Anlässe, die Hülfen zur Tugend alle, in seine Lage verwebt: so daß ihn dünkte, sein Gutes komme alles von Gott, und nichts werde ihm übrig bleiben, als seine Irrthümer und seine Sünden.

Jetzt, da der Engel sein Leben begann, suchte er nach den Vergehungen seiner Jugend; aber er fand sie nicht. Die erste Thräne der Reue hatte sie alle verwaschen. Nur sie selbst stand bemerkt, diese Thräne, und jeder ernste Vorsatz zum Guten, und jede Beschämung über erneuerten Fehltritt, und jeder stille Triumph über vollbrachte Pflicht, und jedes willig genährte Gefühl der sich selbst verläugnenden Güte, und jeder edle, siegreiche Kampf mit der Sinnlichkeit, der Empörerin gegen Gott. Da ging sein Herz dem Gerichteten auf in Hoffnung. Und obgleich seiner Fehler mehr

war, als des Sandes am Meer, so war doch auch des Guten und des Edlen die Fülle: und das Gute wuchs, und der Fehler ward minder, je mehr er an Jahren fortschritt, und Erfahrung und Nachdenken die Kraft der Seele, so wie übung im Guten die Neigung und das Vermögen, stärkte. Doch war auch sein Bestes nicht vollkommen vor Gott, und der edelsten Thaten Quell war auf seinem Grunde noch trübe.

Bald aber, da erhöhte der Engel den Ton, und seine Rede ward strömend: denn der Jüngling war zum Manne gereift, und war aufgetreten als Held der Menschheit, in jenen Eilanden, die einst Eilande des Segens und Friedens, und jetzt des Fluchs und des Mordes waren. Was er hier litt, der Edle, und noch mehr, was er hier that; wie jede Noth der Unschuldigen seine eigene ward, und wie ihm die ganze Seele zu einer Thätigkeit aufflammte, die noch fortglühte im Greisenalter; wie er hohen Muths im Gefühl seines Rechts, der Rache der Mächtigen Trotz bot, und lauten Fluch über den Golddurst aussprach, der mordete, und über den Glaubensstolz, der es lächelnd ansah, und über die Staatsklugheit, die es zu ahnden vergaß; wie er hin und her, der Stürme und der Klippen nicht achtend, über die Tiefen des Meeres flog, um bald dem Thron seine Klagen, bald der Unschuld den Trost der Hoffnung zu bringen; wie er hintrat vor den stolzen Eroberer, den ersten Herrscher in zweien Wel-

ten, und ihm seine Schuld in die Seele donnerte, daß ihm ward, als ständ' er vor dem Richter der Welt, und als leckten die unauslöschlichen Flammen der Hölle schon an seinem Krankenlager; wie er sich hinwarf über die Trümmer gescheiterter Hoffnungen, und laut aufweinte gen Himmel, aber sich stets wieder aufriß als Mann, und wieder dastand voll Muthes und Kraft, und rüstig fortbaute an immer neuen Entwürfen; wie jeder Strahl der Hoffnung, der den Elenden erschien, ihm das Herz mit Entzücken schwellte, und als der letzte in trübe ewige Nacht dahinschwand, wie er da, jeder Freude und jedem Trost entsagend, sich tief in die Einsamkeit barg, und die Erde ihm nichts mehr war als ein Kerker, und die Sehnsucht nach Auflösung und Ewigkeit ihm von nun an die Seele füllte: alle diese Thaten und diese Leiden standen geschrieben vor Gott, nach ihrer ganzen Lauterkeit, Verdienstlichkeit, Schönheit. So wie er fort las, der Engel; so glühte ihm seine Wange von immer höherm Feuer, sein Athem ward lauter, sein Blick beseelter, und rings um ihn her wallte reineres holderes Licht: denn Eifer für Wahrheit und Recht — und wenn er, thatenlos, nichts als Zeugniß und Thränen opferte, weil ihm Thaten versagt waren — ist von hohem unnennbaren Werth im Himmel.

Aber noch stand der Greis, den Blick zur Wolke gesenkt, und trüben denkenden Ernst auf der Stirne: denn ihm preßte das Herz jener unselige Rath-

schlag, womit er einst, in unbedachter Verzweiflung, um das eine Volk zu erleichtern, das andre erdrückte; alle Gedanken seiner Seele schweiften umher am Gambia und am Senegal, bis tief ins Innerste jenes Welttheils, wo verrätherischer ewiger Krieg den Barbaren Europens Myriaden auf Myriaden in ihre Ketten liefert. Und sie kam endlich, nach unzähligen bessern, diese gefürchtete That: schwarz und scheußlich in ihren Folgen, wie eine Unthat der Hölle, und reicher an Blut und an Thränen, als sie je der reumüthige Greis in der finstersten seiner Nächte träumte. Aller Gräuel und Bosheit und alle Wehklage der Unschuld war im Andenken vor Gott; aller unsägliche, undenkbare, unendliche Jammer im Mutterlande, auf dem Meer, auf den Inseln; alles Hinsinken der ersterbenden Kraft, und alle Geißelhiebe statt Erquickung und Schlummers; alles Wimmern der sich sträubenden Todesangst, und alle Stille der dahingegebenen Verzweiflung. — Las Casas stand, als sollt' ihn das Entsetzen vernichten. Er dachte jetzt nicht den Heiligen, den Gerechten, vor dem keine Finsterniß deckt und kein Flügel des Lichtes sichert; voll des innigsten, tiefsten Erbarmens, dacht er nur das endlose Elend aller dieser Tausende, seiner Brüder. — Da der Engel ihn sah, wie die Reue mit allen ihren Nattern ihm an die Seele fiel, und wie er das Kleinod seiner Natur, die Unsterblichkeit, hätte geben mögen, um seine Schuld zu vertilgen, da entfloß auch ihm eine Thräne.

Aber eine Stimme vom Heiligthum her, sanft und liebreich, wie eines versöhnten Vaters, gebot dem Engel: Zerreiß die Rolle!

Und der Engel zerriß sie, und ihre Trümmer flogen hin in die Vernichtung. Getilgt, sprach er, sind deine Schwachheiten vor Gott. Aber geschrieben steht vor seinem Angesichte mit Zügen des Lichts dein Name. Wollt' er Fehler ahnden, wie deine Fehler; so wäre deiner Brüder keiner gerecht vor ihm, und leer und bürgerlos bliebe sein Himmel. Er hat Seelen in Staub gesenkt, damit sie durch Irrthümer zur Wahrheit hindurchbrächen, und durch Fehler zur Tugend, und durch Leiden zur Glückseligkeit.

Nimm mir, nimm mir, schluchzte Las Casas, dem mit einer Thränenfluth die Stimme zurückkam: nimm mir, wenn du's vermagst, die Erinnerung dieser That; oder ich werde ewig mein Gericht in mir selber tragen. Zerreiß, wie du diese Rolle zerrissen hast, auch das Andenken an sie, hier im Innersten meines Herzens; oder selbst in der Gegenwart Gottes werd' ich den Himmel suchen, und, der Seligkeit im Schooße, nach Ruhe jammern.

Sterblicher! rief der Engel, wo ist Seligkeit, als in dir? als in deiner eignen Seele? Und worin sonst kann sie dir Endlichen blühen, der du nie ohne Fehl und Irrthum seyn kannst, wie Gott, als daß du dich wirksam zum Guten fühlest mit all deiner Kraft, und innige treue Liebe nährest

auch für den niedrigsten deiner Brüder, und in der Bitterkeit deines Schmerzens selbst, wo du gefehlt hast, den Adel deiner Seele empfindest?

O! aber dies grenzenlose, unaussprechliche Elend durch lange Jahrhunderte — —

Wird zu Wonne werden, und zu Fülle der Seligkeit, in dem Weltentwurf deines Schöpfers. Du hast dich selbst in deiner Schwachheit erkannt; erkenne nun in seiner Herrlichkeit Ihn!

Und er gebot der Wolke, daß sie sich donnernd vom Boden des Himmels losriß, und Hand in Hand fuhren sie nun hinab in die Schöpfung. Da rollte zu des Greises Füßen die Erde, und der Unsterbliche wies ihn hin auf rauhe unwirthbare Gebirge, die ein ewiges Eis bedeckte, und auf Schreckniße schwarzer kämpfender Ungewitter, und auf Zerstörungen wilder wüthender Stürme. Von den Gebirgen herab quollen Bäche und Ströme, und an ihren Ufern freuten sich Millionen; in den kämpfenden Ungewittern stieg der Segen vom Himmel, und Feld und Wald blüheten schöner; und wo die Stürme zerstört hatten, da athmete freier die Brust, und die Wange gewann wieder Röthe: denn zerbrochen war der Flügel der Pest, die in Dämpfen daherzog, und sie war zurückgestürzt in den Abgrund. — So führt' er den Staunenden fort von übel zu übel, aus der sichtbaren in die unsichtbare Natur, und mit immer schwellender Wonne weiht' er ihn ein in jene höhern Erkenntniße, deren ganzes Geheimniß dem sterb-

lichen Blick keine sterbliche Hand entsiegelt: wie durch alles Wogen und Empören des Endlichen der Unendliche seinen Weg hindurchgeht in seiner Herrlichkeit, daß kein Fehl und kein Irrthum da-bleibt in aller Tiefe und Weite der Schöpfung vom ersten bis zum letzten Gestirn; und wie, in der Welt der Seelen, Leiden die Thätigkeit weckt, und Mutter und Pflegerin wird jedes größten und jedes schönsten Gefühls der Menschheit; und wie, unter dem fremden Himmel, der geraubte Sklave Eindrücke sammelt — einen Besitz für die Ewigkeit! — Eindrücke, in denen der seligen Erkenntnisse zu vielen Tausenden schlafen, so wie im Fruchtkorn die Ärnte schläft, oder im Schößling der Wald; und wie in höhern Zeitpunkten des Daseyns, aus seiner duldenden, geängsteten zerrissenen Seele jede Tugend hervorblüht, und ihre Blüthen die sanfteste, edelste krönt, sie der Sittlichkeit Wipfel, und der Menschheit Vollendung: Liebe: die auch den Todfeind umfängt; und wie er selbst, der Peiniger und Untertreter der Unschuld, so krank und wund und zerrüttet jede Kraft seiner Natur ist, vom Verderben genest, so daß all sein Gericht nur Verzug seines Heils war, nur rauherer, dornenvollerer Umweg, der sich weit vom Himmel hinwegschlang, und doch wieder hinführt zum Himmel; wie an der Spitze der Bosheit das Elend aufsproßt, und in dem Elend die Reue, und in der Reue die Tugend, und in der Tugend die Seligkeit, und in der Seligkeit immer höhere

Tugend; wie jeder Mißlaut der Erde hinschmilzt in Harmonieen, und jeder Klagton in Jubel.

Horchend, von Schauder auf Schauder ergriffen, der ihm durch all sein Gebein fuhr, im Gefühle der näheren Gegenwart Gottes, stand vor dem Engel der Greis, und staunte, und lernte am Geheimniß der Liebe. Da fiel es ihm von seinem Auge, wie Schuppen; da schwanden die Schatten der Unwissenheit und ihre Unholden hin; da ging über dem Innern der Schöpfung für ihn der Tag auf, der volle, heitere, selige Tag, und Entzücken war seine Morgenröthe. Aber noch bebte heimlich jeder Nerve in ihm von Mitleiden und Wehmuth; die kämpfenden Gefühle vermischten sich, und neue Thränengüsse quollen auf seine Wangen herab. — O du, rief er jetzt aus, indem seine Knie in die zitternde Wolke stürzte, und Arm und Auge sich froh emporhuben gen Himmel: o Du, den ich suchte von meiner Kindheit an, und der sich mir jetzt entwölkt, wie er ist, als ganz Huld, ganz Erbarmen und Liebe; Du, mein Vater und nicht mein Richter! und aller deiner Geschöpfe Vater! und deiner zahllosen Welten Vater! Gott! Gott! der Du die Ärnten des Heils zeigst, auch wo meine Thorheit Verderben säte; der Du von mir hinwegnimmst jeden Kummer der Seele, und mich fühlen lässest in meinem Innersten, daß Dir anhangen einzig Seligkeit ist, und Deine Herrlichkeit sehn, ihre Vollendung; der Du Wollen des Guten — ach! nur Wollen, nur Ringen darnach,

mit diesen Entzückungen lohnst, und Irrthümer selbst durch ihre spätesten Folgen in Quellen neuer Entzückungen wandelst; Herrlicher! Unbegreiflicher! Du, dessen Ehre die Himmel, Du, dessen Ehre ich Staub — — Aber ich kann nicht weiter; meine Seele erliegt.

So war es! Seine Seele erlag; seine Zunge verstummte. Hülfreich hob, die Hände gegen ihn ausgestreckt, der Engel ihn auf, und mit Blicken voll holder unaussprechlicher Liebe zog er ihn näher an seinen Busen, und hieß ihn: Bruder.

Hier erwachte Las Casas. Als er den Blick erhob, sah er seinen irdischen Engel, der geschlichen kam, nach seinem Odem zu horchen. Er wollte reden, wollte ihm von der Seligkeit, die seine ganze Seele durchdrang, den Pflichttheil der Freundschaft geben; aber schon brach sein Auge: er sank zurück, nnd streckte sein Gebein in den Tod hin. Zitternd und stumm hing über dem Entseelten der Bruder. Dann sank er nieder auf ihn, küßte seinen erstarrten verlornen Freund, und weinte. Seinen Himmel gerichteter Blick und seine gefalteten Hände sprachen ein Gebet zu Gott, daß sein Hingang wäre, wie dieses Gerechten Hingang. Denn der Tod des Edlen war sanft, ein leises, stilles Hinschlummern des Säuglings im Schooß der Mutter; und Ruhe der Seele, wie sie aus Erkenntniß Gottes und seiner selbst hervorging, lächelte noch im Tode auf seinem Angesichte.

Engel.

5) über Liebe und Freundschaft.

Es ist eine schöne Sage der ältesten Dichtung, daß Liebe die Welt aus dem Chaos gezogen, und die Geschöpfe mit Banden des Verlangens und der Sehnsucht wechselseitig in einander geknüpft hat; daß mit diesen zarten Banden sie alles in Ordnung erhalte und zu dem Einen leite, der Quelle alles Lichts ist, wie aller Liebe. Unter wie mancherlei Namen und Einkleidungen dies dichterische System vorgetragen ward; so ist an ihm überall dies Allgemeine kenntlich; daß Liebe die Wesen vereinige, wie Haß sie scheide; in Liebe und Vereinigung gleichartiger Dinge bestehe aller Genuß der Götter und Menschen; Sehnsucht und Verlangen endlich seien gleichsam die Brautführerinnen der Liebe, die starken und doch zarten Arme, die allen Genuß herbeiziehen, vorbereiten, ja die selbst das größte Vergnügen vorahnend gewähren.

Je geistiger der Genuß ist; desto dauernder wird er, desto mehr ist auch sein Gegenstand außer uns dauernd. — Das Bild der Alten von Freundschaft, die beiden in einander geschlungenen Hände, scheinen das beste Sinnbild ihrer Vereinigung, ihres Zweckes und Genusses zu seyn; bedeutender, als die zwei gleichgestimmten Saitenspiele. Diese drücken nichts aus als Geselligkeit, die lange noch nicht Freundschaft ist.

Ein geselliger Mensch ist leicht- und wohlgestimmt; er stimmt sich selbst leicht zu jeder Gesellschaft, und so stimmt sich auch diese leicht zu ihm. Er drückt Niemand mit seinem Daseyn, er verengt keinen, und so ist jedermann gern um ihn; man ist auch auf einen gewissen Grad mit ihm vertraut, weil man fühlt, der Mensch habe nichts Arges. Charaktere der Art sind zum täglichen Umgange gut; aber Freundschaft — welch ein anderes heiliges Band ist diese! Herzen und Hände knüpft sie zu Einem gemeinschaftlichen Zwecke zusammen, und wo dieser Zweck augenscheinlich, wo er fortwährend, anstrengend, selbst unter oder hinter Gefahren, vorliegt; da ist das Band der Freundschaft oft so genau, fest und herzlich, daß nichts als der Tod es zu trennen vermochte. Der Phalanx griechischer Freunde im Kriege, die alle wie Einer siegten oder starben; jene hellen Zwillingsgestirne der Freundschaft, die unter allen Nationen, Hebräern und Griechen und Wilden, aus der Nacht der Zeiten hervorglänzen, und dem menschlichen Herzen so wohl thun, wodurch waren sie Freunde? Gemeinschaftlicher Zweck verband sie; Gefahr zog den Knoten zusammen; erprobte Treue, fortgehender wachsender Eifer, glorreiche Mühe, gemeinschaftlicher Genuß der Mühe, Noth und Tod endlich machten den Knoten unauflöslich. Wie wahr ist, was jener Freund von seinem Freunde singt: deine Liebe war mir mehr, als Frauenliebe! Die Schöpfung

kennt nichts Edlers, als zwei freiwillig und unauflöslich zusammengeschlungene Hände, zwei freiwillig Eins gewordene Herzen und Leben.

Auch Ehe soll Freundschaft seyn, und wehe, wo sie's nicht ist, wo sie nur Liebe seyn sollte! Es ist einem edeln Weibe süß, auch um ihres Mannes willen zu leiden, geschweige sich mit ihm zu freuen, und Er sich in Ihr, Sie sich in Ihm wirksam, fröhlich, geschätzt und glücklich zu fühlen. Die gemeinschaftliche Erziehung der Kinder ist der schöne leitende Zweck ihrer Freundschaft, der noch im grauen Alter beide süß belohnt. Als zwei verschlungene Bäume stehen sie da, und werden dastehen, umringt vom Kranze jugendlich grünender Bäume. — überhaupt ist gemeinschaftliches Leben das Mark der wahren Freundschaft; Aufschluß und Theilung der Herzen, innige Freude an einander, gemeinschaftliches Leid mit einander, Rath, Trost, Bemühung, Hilfe für einander sind ihre Kennzeichen, ihre Süßigkeiten und Belohnung. — Es gibt Augenblicke der Sympathie ohne die mindeste äußere Veranlassung, die zwar die Psychologie nicht erklärt, aber die Erfahrung lehrt und bekräftigt. Es gibt Erinnerungen abwesender Freunde an einander, die oft von der wunderbarsten, mächtigsten Art sind. Wenn überhaupt die Seele je die geheime Kraft hätte, ohne Organ unmittelbar in eine andere Seele zu wirken: wo könnte es natürlicher seyn, als bei der Freundschaft. Diese ist reiner und also auch gewiß

mächtiger, als die Liebe; wenn diese sich zur Stärke und Dauer der Ewigkeit erheben will, muß sie erst, von der groben Sinnlichkeit geläutert, echte und wahre Freundschaft werden. Wie selten gelangt sie dahin! Sie zerstört sich selbst, oder zerstört ihren Gegenstand mit durchdringenden, fressenden Flammen. Aber die Glut der Freundschaft ist reine erquickende Menschenwärme. Die beiden Flammen auf Einem Altare spielen in einander, heben und tragen frohlockend einander; und oft noch in der Stunde der traurigsten Scheidung schweben sie fröhlich und innig ins Land der reinsten Vereinigung, der treuesten, untrennbaren Freundschaft.

Am nächsten steht der Freundschaft die Ältern-zärtlichkeit, die väterliche und mütterliche Liebe. Sie ist göttlich; denn sie ist uneigennützig und sehr oft ohne Dank. Sie ist himmlisch; denn sie kann sich auch in Viele zertheilen, und bleibt immer ganz, immer ungetheilt und neidlos. Endlich ist sie auch ewig und unendlich; denn sie überwindet Liebe und Tod.

Zu wem kann ich von der zärtlichen, göttlichen, ewigen Älternzärtlichkeit hinaufsteigen, als zu Dir, zärtlichster, höchster Vater! Meine Sprache hat kein Wort, die Empfindung zu nennen, mit der du dich in jedes Geschöpf, in jede Nerve und Winkel eines schlagenden Herzens setztest, und jedem derselben seinen für Andre unübersehbaren, unerklärbaren Genuß gabst. Deine ganze Schöpfung ist ein Gewebe, das die Macht aus dem Nichts

hervor-

hervorzog, die Weisheit einschlug, und dem die Liebe ihre tausendgestaltigen, sinn- und liebreichen Figuren einwebte. Wer sollte dich also nicht lieben, da jedes Geschöpf nur zu dir ziehet, zu dir weiset? und wer kann es, wie er sollte, da er im Meere deiner Gedanken und vorgefühlten Empfindungen untergehet? Du hast das Schicksal aller Ältern, daß sie mehr lieben, als geliebt werden; aber du hast vor allen das voraus, daß du die Sehnsucht nach dir in mir selbst erschaffen hast, und mich an Banden des Erkenntnisses und der Liebe dir immer näher zuführen kannst. Mein ganzes Herz sagt es mir, du werdest und müssest es thun; denn das kleine Fünkchen Erkenntniß und Liebe in mir ist ja nur ein Abglanz der unendlichen Flamme deines Herzens. Du mußt mich also tausendfach inniger erkennen, nennen, suchen und lieben, als ich dich nennen und suchen kann, und dieser ewige Zug deines Herzens zu dem meinen ist mir ein eingepflanzter Bürge meiner unsterblichen Neigung zu dir und des immer wachsenden Genusses Deiner. —

Herder.

---

6) Der Wunsch.

Dürft ich vom Schicksal die Erfüllung meines einzigen Wunsches hoffen; denn sonst sind meine Wünsche Träume; ich wache auf, und weiß nicht, daß ich geträumt habe, es sey denn ein Wunsch für andrer Glück: Dürft ich vom Schicksal dieses hoffen, dann wünscht ich mir nicht Überfluß, auch nicht über Brüder zu herrschen, nicht daß entfernte Länder meinen Namen nennen. O könnt ich unbekannt und still, fern vom Getümmel der Stadt, wo dem Redlichen unausweichliche Fallstricke gewebt sind, wo Sitten und Verhältnisse tausend Thorheiten adeln, könnt ich in einsamer Gegend mein Leben ruhig wandeln, im kleinen Landhaus, beim ländlichen Garten, unbeneidet und unbemerkt!

Im grünen Schatten wölbender Nußbäume stünde dann mein einsames Haus, vor dessen Fenstern kühle Winde und Schatten, und sanfte Ruhe unter dem grünen Gewölbe der Bäume wohnen; vor dem friedlichen Eingang einen kleinen Platz eingezäunt, in dem eine kühle Brunnquelle unter dem Traubengeländer rauschet, an deren abfließendem Wasser die Ente mit ihren Jungen spielt, oder die sanften Tauben vom beschatteten Dach herunterfliegen, und nickend im Grase wandeln, indeß daß der majestätische Hahn seine gluch-

zenden Hennen im Hof umher führt; sie würden dann auf mein bekanntes Locken herbeiflattern ans Fenster, und mit schmeichelndem Gewimmel Speise von ihrem Herrn fodern.

Auf den nahen schattenreichen Bäumen würden die Vögel in ungestörter Freiheit wohnen, und von einem Baum zum andern nachbarlich sich zurufen und singen. In der einen Ecke des kleinen Hofes sollen dann die geflochtenen Hütten der Bienen stehn; denn ihr nützlicher Staat ist ein liebliches Schauspiel: Gerne würden sie in meinem Anger wohnen, wenn wahr ist, was der Landmann sagt, daß sie nur da wohnen, wo Fried und Ruh in der Wirthschaft herrschet. Hinten am Hause sey mein geraumer Garten, wo einfältige Kunst den angenehmen Phantasien der Natur mit gehorsamer Hülfe beisteht, nicht aufrührisch sie zum dienstbaren Stoff sich machet, in groteske Bilder sie zu schaffen. Wände von Nußstrauch umzäunen ihn, und in jeder Ecke steht eine grüne Hütte von wilden Rosinen: würd' ich oft den Strahlen der Sonn' entweichen, oder sehen, wie der braune Gärtner die Beeten umgräbt, um schmackhafte Gartengewächse zu säen. Oft würd' ich die Schaufel aus der Hand ihm nehmen, durch seinen Fleiß zur Arbeit gelockt, um selbst umzugraben, indeß daß er neben mir stünde, der wenigern Kräfte lächelnd; oder ich hülf' ihm die flatternden Gewächse an Stäben aufbinden, oder der Rosenstauden warten, und der zerstreuten Nelken und Lilien.

Außen am Garten müßt' ein klarer Bach meine grasreiche Wiese durchschlängeln; er schlängelt sich dann durch den schattigten Hain fruchtbarer Bäume, von jungen zarten Stämmen durchmischet, die mein sorgsamer Fleiß selbst bewachet. Ich würd' ihn in der Mitte zu einem kleinen Teich sich sammeln lassen, und in des Teiches Mitte baut' ich eine Laube auf eine kleine aufgeworfene Insel: Zöge sich dann doch ein kleiner Stebberg an der Seite in die offne Gegend hinaus, und ein kleines Feld mit winkenden Ähren, wäre dann der reichste König gegen mir beneidenswerth?

Aber fern sey meine Hütte von dem Landhaus, das Doranthes bewohnt, ununterbrochen in Gesellschaft zu seyn. Bei ihm lernt man, daß Frankreich gewiß nicht kriegen wird, und was Mops thäte, wenn er König der Britten wäre! und bei wohlbedeckter Tafel werden die Wissenschaften beurtheilt, und die Fehler unsers Staats, indeß daß majestätischer Anstand vor der leeren Stirne schwebt. Weit von Dronten weg sey meine einsame Wohnung; fernher sammelt sich Wein in seinem Keller; die Natur ist ihm nur schön, weil niedliche Biffen für ihn in der Luft fliegen, oder den Hain durchirren, oder in der Fluth schwimmen. Er eilt auf das Land, um ungestört rasen zu können. Wie bang ist man in den verfluchten Mauern, wo der dumme Nachbar jede That bemerkt! Dir begegne nie, daß ein einsamer Tag bei dir allein dich lasse, eine unleidliche Gesellschaft für dich; vielleicht ent-

wischt dir ein schauender Blick in dich selbst. Aber nein, gepeinigte Pferde bringen dir schnaubend ihre unwürdigen Lasten, sie springen fluchend von dem unschuldigen Thier; Tumult und Unsinn, und rasender Witz begleiten die Gesellschaft zur Tafel, und ein ohnmächtiger Rausch endet die tobende Scene. Noch weiter von dir, hagrer Harpax, dessen Thüre hagre Hunde bewachen, die hungernd dem ungestüm abgewiesenen Armen das bethränte Brod rauben! Weit umher ist der arme Landmann dein gepeinigter Schuldner: Nur selten steigt der dünne Rauch von deinem umgestürzten Schornstein auf; denn solltest du nicht hungern, da du deinen Reichthum dem weinenden Armen raubest! Aber wohin reißt mich ungestümer Verdruß? Kommt zurück angenehme Bilder, kommt zurück, und heitert mein Gemüth auf! Führet mich wieder dahin, wo mein kleines Landhaus steht! Der fromme Landmann sey mein Nachbar in seiner braunen beschatteten Hütte! Liebreiche Hülfe und freundschaftlicher Rath machen dann einen dem andern zum freundlich lächelnden Nachbar: denn was ist seliger, als geliebet zu seyn, als der frohe Gruß des Mannes, dem wir Gutes gethan?

Wenn den, der in der Stadt wohnet, unruhiges Getümmel aus dem Schlummer weckt, wenn die nachbarliche Mauer der Morgensonne liebliche Blicke verwehrt, und die schöne Scene des Morgens seinem eingekerkerten Blick nicht vergönnt ist, dann würd' eine sanfte Morgenluft mich wecken,

und die frohen Concerte der Vögel. Dann flög ich aus meiner Ruhe, und ging' Auroren entgegen auf blumigte Wiesen oder auf die nahen Hügel, und säng entzückt frohe Lieder vom Hügel herunter. Denn was entzücket mehr, als die schöne Natur, wenn sie in harmonischer Unordnung ihre unendlich mannigfaltigen Schönheiten verbindet? Zu kühner Mensch! Was unterwindest du dich, die Natur durch weither nachahmende Künste zu schmücken? Baue Labyrinthe von grünen Wänden, und laß den gespitzten Taxus in abgemessener Weite emporstehn; die Gänge seyen reiner Sand, daß kein Sträuchgen den wandelnden Fußtritt verwirre; mir gefällt die ländliche Wiese und der verwilderte Hain; ihre Mannigfaltigkeit und Verwirrung hat die Natur nach geheimern Regeln der Harmonie und der Schönheit geordnet, die unsre Seele voll sanften Entzückens empfindet.

Auch würd ich in einsamen Gegenden irren, im Labyrinthe des Gesträuches, am verführenden Ufer eines Baches. Da würde ein dunkler Schatten zur Ruhe mich locken, dort ein rauschender Wasserfall, von jedem Fußsteig fern. O wie ist es lieblich, wenn, fern von allem Getümmel, kein ander Geräusch um uns her tönt, als ein naher Bach, oder das Sumsen der Biene, oder das Rauschen der Eidexe, die durch das Gras wischt. Wenn, unter dem einsamen Laubdach Schatten und seltenes Licht auf dem dichtrischen Blatt auf meinem Schoos spielen, und nichts mich stört,

als wenns ein sanfter Wind überwälzt, oder die kleine Heuschrecke mit verirrtem Sprung auf selbigen sich hinsetzt, sich wundert, und schnell wieder abspringt.

Oft würd' ich bei sanftem Mondschein bis zur Mitternacht wandeln, in einsamen frohen Betrachtungen über den harmonischen Weltbau, wenn unzählbare Welten und Sonnen über mir leuchten.

Auch den Landmann würd' ich besuchen, wenn er beim furchenziehenden Pflug singt, oder die frohen Reihen der Schnitter, wenn sie ihre ländlichen Lieder singen, und hörte ihre frohen Geschichten und ihren muntern Scherz: Oder wenn der Herbst kommt, und die Bäume bunt färbet, dann würd ich die gesangvollen Weinhügel besuchen, wenn die Mädchen und die Jünglinge im Reben-Hain lachen, und die reifen Trauben sammeln. Wenn der Reichthum des Herbstes gesammelt ist, dann gehen sie jauchzend zu der Hütte zurück, wo der Kelter lautes Knarren weit umhertönt, sie sammeln sich in der Hütte, wo ein frohes Mahl sie erwartet. Der erste Hunger ist gestillet, itzt kommt der ländliche Scherz und das laute Lachen, indeß daß der freundliche Wirth die Wein-Flaschen wieder auffüllt, und zur Freude sie aufmahnet. Kunz erzählt itzt, wie er große Reisen gethan hat; bis weit in Schwaben hinaus; und wie er Häuser gesehen, noch größer und schöner als die Kirche im Dorf, und wie einen Herrn sechs schöne Rosse in einem gläsernen Wagen ge-

zogen haben, schöner als das beste, das der im Thal hat; und wie die Bauern da mit grünen spitzen Hüten gehen. So erzählt er vieles, indeß der junge Knecht, aufmerksam den offenen Mund auf die unterstützende Hand gelehnet, bald vergessen hätte, daß sein Mädchen an seiner Seite sitzt, hätte sie ihn nicht lachend in die Wangen gekneipt.

Dann erzählt Hans, wie seinen Nachbar ein Irrwisch verfolgt hat, und wie er ihm auf den Korb gesessen, er hätt ihn bis unter die Dachrinne verfolgt, wenn er nicht eins geschworen hätte. Aber itzt gehen sie aus der Hütte, um beim Mondschein zu tanzen, bis die Mitternacht sie zur Ruhe ruft.

Wenn aber trübe Tage mit frostigem Regen, oder der herbe Winter, oder die schwüle Hitze des Sommers den Spaziergang mir verböten, dann würd ich ins einsame Zimmer mich schließen; mich unterhielte dann da die edelste Gesellschaft, der Stolz und die Ehre eines jeden Jahrhunderts; die großen Geister, die ihre Weisheit in lehrende Bücher ausgegossen haben; edle Gesellschaft, die unsere Seele zu ihrer Würd' erhebt! Der lehrt mich die Sitten ferner Nationen und die Wunder der Natur in fernen Welttheilen. Der deckt mir die Geheimnisse der Natur auf, und führt mich in ihre geheime Werkstatt; der würde mich die Ökonomie ganzer Nationen lehren, und ihre Geschichte, die Schand und die Ehre des Menschen-

geschlechts. Der lehrt mich die Größe und die Bestimmung unsrer Seele, und die reizvolle Tugend; um mich her stünden die Weisen und die Sänger des Alterthums; ihr Pfad ist der Pfad zum wahren Schönen; aber nur wenige wagen sich hin, das blöde Haupt macht tausende schwindlicht zurückgehn, auf eine leichtere Bahn voll Flittergold und geruchloser Blumen. Soll ich dir wenige nennen? Du schöpfrischer Klopstock, und du Bodmer, der du mit Breitingern die Fackel der Critik aufgesteckt hast, den Irrlichtern entgegen, die Sümpfe oder dürre Einöden verführen! Und du Wieland! (Oft besucht deine Muse ihre Schwester, die ernste Weltweisheit, und holt erhabenen Stoff aus ihren geheimesten Kammern, und bildet ihn zu reizenden Grazien.) Oft sollen eure Lieder in heiliges Entzücken mich hinreissen! Auch du malerischer von Kleist! Sanft entzückt mich dein Lied, wie ein helles Abendroth; zufrieden ist dann mein Herz, und still, wie die Gegend beim Schimmer des Mondes. Auch du Gleim! wenn du die lächelnden Empfindungen unsers Herzens singest, und unschuldigen Scherz — — Doch sollt ich euch alle nennen, ihr wenigen? Euch zu verkennen ist Schande; der späteste Enkel wird eure Namen mit Ehrfurcht nennen.

Auch ich schriebe dann oft die Lieder hin, die ich auf einsamen Spaziergängen gedacht, im dunkeln Hain, oder beim rauschenden Wasserfall, oder im Traubengeländer beim Schimmer des Monds. Oder

ich sähe im Kupferstich, wie große Künstler die Natur nachgeahmet haben, oder ich versucht es selbst, ihre schönen Auftritte auf dem gespannten Tuch nachzuschaffen.

Oft würd ein lautes Klopfen vor meiner Thüre mich stören. Wie entzückt wär ich, wenn dann beim Eröffnen ein Freund in die offenen Arme mir eilte! Oft fänd ich sie auch, wenn ich vom Spaziergang zurück der einsamen Hütte mich näherte, einzeln oder in Truppen mir entgegengrüßen. Gesellschaftlich würden wir dann die schönsten Gegenden durchirren; unter mannigfaltigen Gesprächen, oft ernsthafter, oft froher, mit freundschaftlichem Entzücken und munterm Scherzen vermischet, würden die Stunden uns schnell vorbeihüpfen. Hunger würde die Kost uns würzen, die mein Garten mir gäbe, und der Teich und mein belebter Hof. Wir fänden sie bei der Rückkunft unter ein Traubengeländer, oder in der schattigten Hütte im Garten aufgetischet! Oft auch säßen wir beim Mondschein in der Laube, beim bescheidenen Kelch-Glas, bei frohen Liedern und munterm Scherz; es wäre denn, daß der Nachtigall melancholisches Lied uns aufmerken hieße.

Aber was träum' ich? Zu lang, zu lang schon hat meine Phantasie dich verfolget, dich, eiteln Traum! Eitler Wunsch! Nie werd ich deine Erfüllung sehen. Immer ist der Mensch unzufrieden: Wir sehen weit hinaus auf fremde Gefilde von Glück, aber Labyrinthe versperren den Zugang; und dann seufzen wir hin, und vergessen, das

Gute zu bemerken, das jedem auf der angewiesenen Bahn des Lebens beschert ist. Unser wahres Glück ist die Tugend. Der ist ein Weiser, und glücklich, der willig die Stell ausfüllt, die der Baumeister, welcher den Plan des Ganzen denkt, ihm bestimmt hat. Ja du, göttliche Tugend, du bist unser Glück; du streust Freud und Seligkeit in jedem Stand auf unsre Tage! O, wen sollt ich beneiden, wenn ich durch dich beglückt die Laufbahn meines Lebens vollende? Dann sterb ich froh, von Edeln beweint, die mich um deinetwillen liebten, von euch beweint, ihr Freunde! Wenn ihr beim Hügel meines Grabes vorbeigeht, dann drücket euch die Hand, dann umarmet euch. Hier liegt sein Staub, sagt ihr, des Redlichen! und Gott belohnt seine Bemühung, glücklich zu seyn, itzt mit ewigem Glück! Bald aber wird unser Staub auch da liegen, und dann genießen wir mit ihm das ewige Glück.

Und du, geliebte Freundinn! Wann du beim Hügel meines Grabes vorübergehest, wann die Maaßlieben und die Ringelblumen von meinem Grabe dir winken, dann steig eine Thräne dir ins Auge: Und, ists den Seligen vergönnt, die Gegend, die wir bewohnt, und die stillen Haine zu besuchen, wo wir oft in seligen Stunden unsrer Seele große Bestimmung dachten, und unsre Freunde zu umduften, dann wird meine Seele dich oft umschweben; oft, wenn du voll edler hoher Empfindung einsam nachdenkest, wird ein sanftes Wehen deine Wangen berühren. Dann gehe ein sanftes Schauern durch deine Seele. — —

Gessner.

X. Lebensverhältnisse.

1) Ländliche Beschäftigungen.

Ein Theil unsrer angenehmen ländlichen Aussichten sind oft die Vieh-Heerden, die jenseit der Aare auf den entgegenliegenden Hügeln umherweiden. Ergötzend ist es zu sehen, wie sie im fetten Grase für uns ihr Euter mit süßer Milch füllen, wie sie unter dem frohen Geläute ihrer Glocken unter einem heitern, gesunden Himmel zerstreut herumirren, wie sie bald die Wärme der Sonne, bald die Kühlung des Schattens, bald die Erfrischungen des Wassers suchen; eine Scene, die immer für Dichter und Maler anziehend genug war, und die in Landschaftsschilderungen bei kluger Wahl und Zusammensetzung eine der anmuthigsten Stücke ausmacht. Noch ergötzender ist dort der überraschende Anblick einer Heerde, die auf den Gipfeln eines himmelhohen Gebirges weidet. Da irren sie in den vertraulichen Wolken umher, und ein dumpfes Gebrüll der Rinder schallet aus den Höhen in das tief unten schweigende Thal herab. Die Schaar gesellschaftlicher Hirten macht, ohne weibliche Hülfe, den benachbarten Himmel zum Zeugen ihres Fleißes und ihrer Unschuld; ihre Tage, die anstatt der Nacht, nur mit einer leich-

ten Dämmerung abwechseln, wallen in ihren kleinen Hütten in glückseliger Einförmigkeit, getheilt zwischen Arbeit und Ruhe vorüber; ihr Herz ist, so weit sie von der Erde erhöhet sind, über Neid und Kummer und Sorgen erhaben; und Scherz und Spiel und Freundschaft, und ein von Gesang und Hörnern gewecktes Echo lassen sie die ganze Welt, nur nicht ihre entfernten Galatheen vergessen, deren Ruhm sie oft das öde Gebirge wiederhallen lehren. Aber sobald die abgegraseten Weiden anfangen, vom nächtlichen Reife starr dem umwölkten Mittag entgegen zu traurn, und der Herbst, vom Sturm und rauhen Nebel begleitet, die Berge mit frühen Flocken überschleiert; dann steigen die fetten Heerden wieder zu ihren Dörfern hinab, dann schwärmen sie brüllend daher unter dem Klang der Schellen, der weit umher den Weg durchtönt, zu den bekannten Ställen hin, unterdessen daß einige stärkere Stiere die knarrenden Wagen, mit den reichen Früchten der Euter belastet, langsam daherziehen. Dann eilen die Hirten mit Kränzen geschmückt, unter dem Getön ihrer Hörner, und jauchzendem Zuruf entgegen, und gesellige Winterfreuden versüßen ihnen in ländlicher Stille unaussprechlich die Tage.

Nicht weniger Reizungen hat die Erndte, wovon so viel für das Glück des Landmanns und für die Wohlfahrt des Staats abhängt, für den menschenfreundlichen Zuschauer. Wenn Mühe und Schweiß angewendet sind, die Wiesen zu befruch-

ten, die Äcker zu pflügen und zu besäen, so erwacht die stille Hoffnung in der Brust des Landmanns, er erwartet mit Zuversicht den Segen der Witterung, er hört schon von Ferne seine Sichel in dem falben Getraide rauschen; schon sieht er jede Garbe in seine Scheune einführen. — Frisch und lebhaft war die Gestalt der Wiesen, ehe sie vom Fuße des Schnitters betreten wurden; zu einer fruchtbaren Höhe war das Gras emporgewachsen, in welchem die vermischte Farbe des Grüns und der hin und her schimmernden bunten Blumen von Ferne das Auge ergötzte; erquickende Wohlgerüche weheten uns von ihnen in der kühlen Dämmerung auf dem Spaziergange entgegen. Aber bald wurden die Annehmlichkeiten der Wiesen geraubt, da man ihren Nutzen suchte. Scharf fuhr die niederhauende Sense in das dicke Gras, und warf es in gleichen Haufen zur Seite; hundert geschäftige Hände zerstreueten es vor den trocknenden Strahlen der Sonne; bald häuften sie es wieder zu Hügeln auf, und verwandelten die Ebene in lauter kleine Berge; die Landleute sangen ihre Freude und den Dank der Vorsehung; begleitet von langen Schatten führten die Stiere die Wagen, auf welchen ihre eingesammelte Nahrung gepreßt geladen ward, vergaßen die Beschwerlichkeit des Zugs, und eilten mit fröhlichem Gebrüll in die offnen Scheunen. — Und dort ausgestreckt in die weite Ferne, deren Grenze das Auge kaum mißt, glänzen die Kornfelder im gelben Schmuck, erhöht

von den Strahlen der Sonne; bewegt von den Winden wallet das volle Getraide, sich immer fortwälzend, wie die Wellen des Meeres; und gebeugt von der Last ihrer Fülle verkündigen die Ähren ihre Reife, und rufen den wartenden Schnitter. Wie fröhlich eilt er in das Feld und holt den Segen, den ihm die Natue und sein Fleiß in die Hände liefert! Eine noch zu wenig erkannte Wollust ist es, solchen Beschäftigungen zuzusehen. —

O! dreimal glücklicher Landmann, der du, beschützt von den Mauern deiner Alpen, in grasreichen Thälern und auf kornvollen Hügeln, einen sichern Reichthum angeerbter Güter besitzest, für dich allein deine Heerden weidest, für dich von deinen Äckern sammelst, und die unter deinen Händen erwachsenen Früchte der Natur in Hütten verzehrest, worin Friede und Vergnügen sich mit einer edlen Einfalt vereinigen. Wer kann deine gesegneten Wohnungen erblicken, oder dich in ländlichen Beschäftigungen auf dem Felde sehen; ohne mit einem Herzen voll Freude an deinem Zustand Antheil zu nehmen, und andern Dörfern zur Ehre der Menschlichkeit den Besitz eines gleichen Glückes anzuwünschen? So oft du die Sonne deine Berge bestrahlen, und auf ihren fruchtbaren Abhängen dein Getraide reifen siehst, oder im anliegenden Thal das Geblök deiner Heerden hörst; so oft empfinde, wie glücklich der Mensch ist, der, gesichert vor den Anfällen der Ungerechtigkeit sein Eigenthum unter einem wohlthätigen Himmel ge-

nießet. Und so oft deine Frohlockungen im Lande ertönen, oder du gelagert unter dem grünen Schatten der von deinen Händen gepflanzten Fruchtbäume, oder unter den schlanken Weinreben Lieder von Ruhe und Freiheit dem Wiederhalle vorsingest, so müssen sie zugleich eben so viele Stimmen der Dankbarkeit gegen den seyn, der das Schicksal der Völker regiert. Die Zufriedenheit mit dem was die Natur und Arbeitsamkeit geben, und die Bedürfnisse des Lebens zu stillen genug ist, gleich fern von Ekel und von Lüsternheit nach fremden Gütern, und die edelste Einfalt der Sitten waren die Tugenden, die deine Vorfahren zu einem Glück erhoben, wovon noch eine reiche Ausströmung bis zu deinen Tagen herabgedrungen ist. Folge, geliebtes Volk, folge immer ihren würdigen Grundsätzen; sie verlassen, ist der Weg zum Elende, und sie nachahmen, heißt sich so lange glücklich machen, als die entweichenden Strahlen der Abendsonne das Wetterhorn in Purpurglanz bestreuen werden.

Hirschfeld.

2) Das Landleben in der Schweiz.

Wenn gleich jeder Winkel der Erde für den weisen Mann ein angenehmer Aufenthalt werden kann; so ist es doch gewiß, daß unsre Empfindungen zunächst von den äußern Eindrücken bestimmt werden. Asiens brennende Wüsten, und ein kühles Tempe — wer wird lange wählen können? Und welche Macht haben nicht das Klima, die Sitten, der Wohlstand eines Landes auf uns? Oft sind es kleinere Vorzüge, die uns für eine Gegend einnehmen; eine ruhigere Lage, einige freiere Aussichten, einige feinere und mannigfaltigere Züge der Schönheit, von der Hand der Natur nachlässig hingestreut.

Ille terrarum mihi praeter omnes
Angulus ridet.

Dieß würde der Dichter von der Gegend unsers schweizer Landhauses gesagt haben, wenn er sie bewohnt hätte. Rein und heiter ist hier die Luft, nicht vergiftend, wie in den Sümpfen der Niederlande, noch lodernd wie in Italien; Kälte und Wärme wechseln, und die Bewegungen der Winde füllen sie immer mit Reinigung und Erfrischung; belebende Kühlung wehet von allen waldigten Höhen, und rauscht mit den schäumenden Wasserfällen herab. Leicht zerstreuet die aufgehende Sonne, die mit sanfter Helle am falben Himmel aufglimmt und

allmählig die Wolken an den Spitzen der Felsen mit einem heitern Purpur durchgießt, die flüchtigen Nebel; und dann entzünden sich die Berge und die Ebenen, dann strahlt sie mit lieblicher Wärme über das glückselige Land hin. Welche unendliche Mannigfaltigkeit in der Landschaft, und welche Vervielfältigungen der Aussichten, die auf allen Seiten die Zusammenkettung der Hügel, der Berge und der Gebirge bilden! Bei jedem Schritt eröffnet sich ein neuer Schauplatz von Schönheiten für das Auge; und die sanften Reizungen der meisten Gegenden erheben sich neben den romantischen Wildnissen und der feierlichen Dunkelheit der öden Felsgebirge. Anmuthiger lacht die von Fruchtbäumen und Schatten umschleierte Landhütte, oder das Badhaus an dem Rücken der Waldungen und rauhen Felsstücke, die unabsehbar sich in den Wolken verlieren, und jeden Blick mit einem neuen Entsetzen füllen; und indessen daß dort die Waldströme, ungestüm in einander stürzend, in finster wiederhallende Abgründe hinabdonnern, so locken hier stille Thäler, von lebendigen Bächen gewässert, und vom hohen Gras geschwängert, das Auge zum ergötzenden Anschauen hin. Die Verbindung des Großen mit dem Reizenden, des Rauhen mit dem Sanften macht den Hauptcharakter dieser Landschaften; oft ist das Schöne allein in einige Gegenden eingeschränkt, aber mit so unerschöpflicher Abänderung, daß selbst ein Haller und Geßner nie das Gemälde vollenden würden.

Ein angenehm Gemisch von Bergen, Fels und Seen,
Fällt nach und nach erbleicht, doch deutlich ins Gesicht;
Die blaue Ferne schließt ein Kranz beglänzter Höhen,
Worauf ein schwarzer Wald die letzten Strahlen bricht,
Bald zeigt ein nah Gebirg die sanft erhobnen Hügel,
Wovon ein laut Geblök im Thale wiederhallt;
Bald scheint ein breiter See ein meilenlanger Spiegel,
Auf dessen glatter Fluth ein zitternd Feuer wallt.
Bald aber öffnet sich ein Strich von grünen Thälern,
Die, hin und her gekrümmt, sich im Entfernen schmälern.

Getreu der Natur hat hier ein gesunder Geschmack die Gärten überall angelegt, wo keine Pracht verschwendet wird, um die höheren Reize sichtbarer zu machen; wo keine Blumenbeete mit ängstlicher Genauigkeit zertheilt, keine Hecken in einförmige Wände verwandelt, keine Plätze nach holländischem Witz mit zerbrochenem Glas, Porzellain, Muscheln belegt, keine Gänge mit Lauben nach der steifen Manier des Franzosen mit einförmiger Regelmäßigkeit und ekelhafter Symmetrie angeordnet sind. Hier ahmen die Gärten die angenehme Freiheit der Natur, und eine Art von ihrer gefälligen Nachläßigkeit nach. Die Kunst scheint nur ihre Hand anzubieten, um die kleinen Ausschweifungen der Natur zu verbergen. Die Reizungen der Aussichten, und die mannigfaltigen Abänderungen, die schon die Gegend giebt, vernichten jeden fremden Schmuck; und die wahre unverstellte Schönheit, die das Auge ergötzt und die feinen Empfindungen unterhält, bricht auch

mitten unter einer kleinen Verwilderung anlockender hervor. Freiwillig kommt das gefällige Wasser von den nahen Hügeln herab, und bietet sich nicht vergebens zu Springbrunnen an, die oft um die freien Blumenbeete sprudeln, oft durch unsichtbare Gänge in die Sommergemächer geleitet, unerwartet ihren silbernen Strahl hervorschießen lassen. Und in diesen reizenden Gefilden wohnt ein Landvolk, nur den Gesetzen der Freiheit unterthan; denn hier behauptet die Menschlichkeit ihre unentheiligten Rechte, und scheint, aus andern Gegenden verjagt, in diesen Gebirgen eine sichere Freistatt gefunden zu haben. „Ich drücke meine Unterthanen nicht," sagt der kleine Tyrann auf manchem Landgute in Deutschland, wenn er noch so gutherzig ist, ihnen das Blut zu lassen. Nicht drücken? verächtlicher Ruhm! Hier empfängt der Landmann, was er verdient, Schutz, Liebe und Hochachtung. Und welche angenehme Tage, die Reizungen des Landlebens unter diesem Volk zu genießen, dessen Zustand seinen Sitten Milde und Fröhlichkeit mittheilt? Gewiß, der Wohlstand und die Freude des Landmanns vermehren die Annehmlichkeiten des Landlebens für jeden, der noch recht zu empfinden weiß; der Anblick der Glücklichen ist schon ein Glück; und es wäre unnatürlich, keine Zufriedenheit der Seele verspüren, wenn man den Landmann seine Früchte von den Äckern, Weinbergen und Heerden einsammeln, und ihn das selbst genießen sieht, was er selbst erworben hat.

Noch hat das Verderben der Zeit hier nicht die Herzen zerrüttet; noch wohnt hier unter bemoosten Dächern die alte angeerbte Tugend, die die Gottheit fürchtet, die Obrigkeit ehrt, keine Gefahren, aber jede Ungerechtigkeit, jede Treulosigkeit scheut. O! möchte diese Tugend immer eben so unbeweglich bleiben, als das Alpgebirge. In stiller Einfalt, in glückseliger Einförmigkeit fließet hier das Leben dahin. Jeder Tag hat seine Arbeit, zu welcher die Morgenröthe weckt, und mäßige Früchte des Feldes und der Heerde, und ein Trank, oft aus dem vorüberfließenden Bache, oft aus dem Weinbecher, stärken. Die Äcker und Weiden und Weinberge geben alles, was das dürftige Leben heischt; die Flüsse tragen, nicht fremde gefährliche Schätze, sondern den Segen des Feldes und des Weinstocks auf sichern Wellen von einem Dorfe zum andern bequem hin; und an ihren Ufern lauscht der Fischer nicht vergebens. Friedfertigkeit und Treue und gesellige Freundschaft wohnen mit dem Landmann in einer Hütte, und begleiten ihn ins Feld. Er liebt seinen Nachbar, und ist sein Rath, auch wenn er bei ihm mehr Rinder und Garben sieht, als er selbst hat. Er theilt Arbeit und Vergnügen mit ihm, freundlich kommen sie zusammen in der Wiese und bei der Milchspeise, immer ist ihr Geist gleich ruhig, und kein Sturm der Welt empört ihn. Oft, wenn der Abend seine Schatten über das Thal ausstreuet, so ruhen sie unter dem selbstgepflanzten Obstbaum

oder Weinstock; dann lagert sich das Alter bei dem Alter zu muntern Gesprächen, unterdeß daß hier einige noch ermüdete Jünglinge ihre Stärke im Ringen üben, und auf Sieg und Beifall stolz neue Zweikämpfe wagen, und dort ein bunter Kranz, von Fröhlichkeit und Liebe begeistert, im kunstlosen Tanz auf dem zertretenen Grase umherfliegt. Zwar mischt sich oft in ihre abendlichen Unterredungen ein unschädlicher Aberglaube, oder die Liebe zu Abentheuern, oder die schalkhafte List, andere damit zu täuschen. Dann erscheinen bezauberte Örter, hüpfende Irrlichter, wandelnde Männer ohne Füße und Kopf, rasselnde Geister und wahrsagende Nachteulen. Spottet nicht der Einfalt und der Vorurtheile des Landmanns, die Erziehung und Zeit ihm vielleicht unüberwindlich gemacht haben. Was schadet es seinen Tugenden, wenn er sich auch vor Nachterscheinungen fürchtet? Wird er darum weniger fromm, weniger gerecht, weniger arbeitsam seyn? Hat nicht auch die Stadt ihre Träume? Erfinnt nicht oft selbst der Gelehrte in späten Mitternächten Grillen, die er am Morgen der Welt für Wahrheiten verkauft? — Oft beginnt ein Greis, auf dem noch der Geist der alten Helvetier ruhet, eine Unterredung von Waffen und Streit; in seinem runzelvollen Gesicht, dessen ehrwürdige Mienen von dem weißen herabhangenden Barte erhöhet werden, verjüngen sich wieder alle Züge seines noch ungebeugten Heldenmuths, bald nennt er die Ketten, die Tell

zerrissen, und die Tyrannen, die er verjagt; bald erzählt er, wie Frankreichs böse Politik auch seine gnädigen Herren beunruhige, oder wie jetzt der üppige Junker nicht mehr den theuren Vorfahren gleiche; bald kommt er auf seine eigenen Thaten, zeigt seine Narben und indem er den zuhorchenden Jüngling zum Muth anfeuert, ergreift er mit zitternder Hand das volle Weinglas und leeret es auf den Ruhm seines tapfern Vaterlandes aus. Dann fängt ein anderer an zu erzählen, was für Reisen er nach Holland gethan und was für Wunder er gesehen: Leute, nicht mit so weiten Hosen, als man daheim trägt, auch einen Augsburger, den Statthalter, der zum Erstaunen mehr Aufsehen gemacht, als Ihro Gnaden, sein Herr Schultheiß; dann preiset er sich glücklich, daß er wieder heim ist, lobt seine Ruhe, sein Weib und die süße Milch seiner Kühe. Andere nehmen den angegebenen Ton auf und mischen lange Gespräche voll Klugheit und Erfahrung vom Hausstande, vom Wetter, das die Alpen angezeigt, vom Weinstock, der gute Hoffnung giebt; oder von den Anweisungen und Belohnungen, womit die Obrigkeit den Ackerbau unterstützt. Unter solchen nützlichen Gesprächen, die selbst den Weisen ergötzen und das witzlose Geschwätz der Hofjunker beschämen, verfließen diesen glückseligen Landleuten ihre Abendstunden; und dann wandeln sie, von Unterricht und Vergnügen begleitet, unter dem stillen Schimmer des Mondes zur Ruhe.

Hirschfeld.

3) Die Mannigfaltigkeit des Landlebens.

Immer entdecken sich neue Vorzüge des Landlebens, je mehr wir es genießen, sagte mir Aripes, als wir einst an einem schönen Morgen vor der Thüre unsers Sommerhauses saßen, und die weite Gegend überschauten. Welch ein Unterschied ist zwischen diesem Aufenthalt und der Stadt! Wie ängstlich war es doch dort in der engen Umschließung der Mauern, und bei der Einförmigkeit und Unbeweglichkeit der Dinge, die uns beständig vor Augen lagen, und Dunkelheit und überdruß über die Seele verbreiteten! Die Freiheit ist ein Bedürfniß unsrer Seele; ich habe es oft erfahren; und das Große und Ausgedehnte eine Quelle ihrer Vergnügungen; das empfinde ich in diesem Augenblick. Betrachten Sie einmal mit mir diese Landschaft. Eine Menge der schönsten Gegenstände fällt uns auf einmal in die Augen; die Verschiedenheit ihrer Größe macht ihre Anmuth empfindbarer: indeß daß diese ganz entfaltet in ihrem Umfang sich zeigen, so erscheinen uns jene theilweise, und lassen uns das Vergnügen, da fortzudenken, wo der Blick nichts mehr findet. Selbst ihre Verbindung unter einander enthält neue Reize, jenes Thal würde nicht so anmuthig glänzen, wenn nicht der silberne Strom es erheiterte, und an seiner Seite sich nicht der waldigte Berg erhöbe.

Und

Und welche Wirkungen des Lichts und der Farben! Einige Gegenstände glänzen in den Strahlen der Sonne, da andere halb im Schatten verschleiert liegen, und das vom Schimmer ermüdete Auge ruhet gerne bei ihnen in einer sanften Erquickung; und die leichten Wölkchen, die dort in der Ferne sich sammeln, und den benachbarten Wald dunkler überschatten, vervielfältigen unter ihrem Umherziehen die Schauspiele des Lichts. Wenn alle diese anmuthigen Scenen in einer unbeweglichen Stellung erschienen; wie viel würde ihren Reizungen noch fehlen? Aber sehen Sie, wie lebendig alles ist; wie der Fluß, nachdem er sich von der Anhöhe schäumend herabgestürzt, mit unaufhaltsamen Wellen dahinbrauset; wie jene Rinder in der Weide zerstreut umherirren, wie dort die Landleute hin und her wimmeln, wie die Schwalben in der Luft schwimmen, wie der Morgenwind auf den Blumen schwärmt und in den Blättern dieser Bäume über uns, daß der Thau von ihnen fällt; hören Sie den Lärmen der Springbrunnen hier vor uns, und dort vom Hügel herab das frohe Geblök der Heerde, und nahe um uns her die Stimmen der Vögel, die immer abwechselnd ihr Concert halten; nehmen Sie, Freund, dieß alles wahr, empfinden Sie dieses Leben und diese Abänderung der Scene. Wie viele heitere und lachende Bilder, wie viele angenehme Beschäftigung für die Einbildungskraft!

Ja, Freund, fuhr ich fort, ich empfinde alles dies, was der Phantasie die süßeste Unterhaltung giebt, und ich werde durch den Anblick der Natur auf eine neue Betrachtung geleitet, die mit jener verwandt ist, die Betrachtung der Mannigfaltigkeit. Der uns so gewöhnliche Trieb zu ihr findet in diesen Scenen hier seine völlige Befriedigung. Wie unruhig sind wir nicht, wenn wir ihn nicht sättigen können? Und wie wenig würden uns selbst diese reizenden Aussichten, die vor uns liegen, zuletzt beschäftigen, wie matt ihre Eindrücke auf uns werden, wenn hier keine Abwechslung, keine Mannigfaltigkeit herrschte? Diese belebt unsre ganze Seele, alle die Freuden zu genießen, woran die Schöpfung so fruchtbar ist. In der Stadt schmachteten wir oft nach Abwechslung, und unaufhörlich verfolgte uns der Ekel der Einförmigkeit. Hier wird unsre Neigung zur Mannigfaltigkeit immer gereizt, aber auch immer befriedigt. Eine Reihe von Wesen, die sich ins Unabsehbare verlieret — am Tage die Pflanzen und Thiere — in der Nacht die Gestirne — wie mannigfaltige Belustigungen für das aufmerksame Auge, und den denkenden Geist! Auf allen Seiten beschäftigt sich die gütige Natur, uns mit einem immer neuen Vergnügen zu überraschen; und selbst in dem Wurm, in dem Blatte bietet sie uns eine Quelle der Ergötzung an; sie fließt aber nicht für den Leichtsinn, und den verachtenden Stolz, sondern nur für den empfindenden

Weisen. Für ihn nur eifert jeder Tag auf dem Lande, ihm eine ganze Fülle abwechselnder Freuden zu schaffen. —

Wohl hatte unser Horaz recht, erwiederte Aripes, wenn er das mannigfaltige Schöne des Landlebens einzeln entwickelte. Und andere weise Dichter haben eben so wenig die Mannigfaltigkeit der Vergnügungen der Natur vergessen. Sie erinnern sich noch wohl, wie froh wir neulich auf dem benachbarten Hügel den Eingang in Hallers Gedicht vom Ursprung des übels lasen. Der muß keine Augen haben, der diese Mannigfaltigkeit nicht bemerkt, der nicht erkennt, daß die Natur so viel vereinigt, um unser Vergnügen zu unterhalten. Eben die Quelle, die bei unsrer Wohnung vorüberfließt das Thal zu wässern, ladet uns auch zum Schlummer ein, ergötzt das Ohr, und versorgt uns mit Getränk. Eben der schattigte Wald, in dem wir Kühlung athmen, und das mannigfaltige Lied der Vögel hören, nähret die für unsre Tafel nützlichen Thiere. Eben die Bäume, an welchen die farbigte Blüthe reizt, liefern uns süße Früchte, und das von Getreide anmuthig wallende Gefilde ist die Quelle unsrer künftigen Nahrung.

Die Natur stellt uns kein Schauspiel vor, das einseitig wäre, keines, das uns nicht mehr als ein Vergnügen, mehr als einen Nutzen verschaffte. Aus weiser Sorgfalt für uns wählte sie bei der Bekleidung der Erde das Grüne zur Hauptfarbe. Dies war genug, um zu vergnügen; aber doch

nicht genug, um so sehr zu vergnügen, als sie durch die Mannigfaltigkeit konnte. Daher die vielen Verstärkungen und Verminderungen des Lichts in dieser Farbe; die belustigenden Abwechslungen und sanften Schattirungen. Wie viele Arten des Grünen, die aus dem Hellen in das Dunkle durch unzählige Stufen hinaufsteigen! Jede Familie der Pflanzen hat ihre eigene angeerbte Farbe. Und die mit Wäldern, Gebüschen, Kräutern und Gras und Saaten gefüllte Landschaft, welche lebendige Malerei des Grünen stellt sie uns nicht vor, wo die mannigfaltigen Gattungen der Farbe unter einander laufen, hier stark abstehen, dort sanft in einander schmelzen, und überall in einer empfindbaren Harmonie verbunden sind! —

Zu diesen Gedanken gehört noch ein Blick in unsern Garten. Jeder Monat führet neue Gewächse und Blumen hervor; die Stelle der verblüheten Geschlechter wird mit andern Ankömmlingen wieder besetzt; und sie erscheinen nacheinander, damit die Scene niemals leer sey. Noch heute sah ich in der kühlen Frühstunde, wie manche frische Knospe sich bei der Morgenröthe eröffnet hatte, und wie hin und wieder ein junger Keim aus dem Boden hervorblickte. Und welche Welt von Farben der Blumenflur! Welcher Reichthum, welche Pracht hier in den Tulpen, und welche Feinheit in den Nelken, die sich so eben entfalten! Die unnachahmliche Mischung der Farben, die Harmonie, die Malerei, die Auszackung der Blätter, der weiche

Sammet, der leichte Duft, der auf ihnen ruht, der ganze kunstreiche Bau der Blumen — wie viele abwechselnde Belustigungen für das Auge!

Unter diesen Unterredungen waren wir aufgestanden, und irrten im Garten umher; die Heiterkeit des Tages und das Vergnügen des Gesprächs hatte uns unvermerkt bis an seinen Ausgang geleitet. Voll vom Gefühl der schönen Natur verfolgten wir einen Weg durchs Thal; auf einmal wurden wir von einem neuen Auftritt überrascht, und es schien, als wenn alles sich vereinigte, um das Bild der Mannigfaltigkeit, wovon wir uns unterredeten, zu erweitern. Zwischen zween Hügeln blitzten dem Auge die Wellen eines Sees entgegen, auf dessen heller Fluth eine fröhliche Gesellschaft ruderte, und hin und her ruhende Kähne zerstreut lagen, worin aufmerksame Fischer lauschten, längs dem Ufer zogen sich mit Wein bepflanzte Hügel hin, auf deren Anhöhe ein Landhaus sein Haupt zwischen Umhüllungen von Fruchtbäumen und Buchen hervorstreckte; und an dem untern Absatz hing eine kleine Heerde von Ziegen nagend an den Gesträuchen; aus dem See entfernte sich ein Strom, floß an der Seite unsers Thals bald unter der grünen Decke eines überhangenden Gebüsches dunkel dahin, bald eilte er tiefer unten mit schnellen Wellen, die im Glanz der Sonne tanzten, in eine ruhige Einöde hinab. Mehr als einmal sagten wir uns (denn die Dichter sind uns immer gegenwärtig):

O, welche Wollust haucht von dem bebüschten Hügel!
Welch angenehmer West durchzieht
Mit schattigtem bethauten Flügel
Dieß holde Thal, wo alles grünt und blüht! *)

Ja, wir standen vor einem hohen Hügel; wir fingen an, einen Abhang nach dem andern zu überklettern. Unterdessen begrüßte uns oft die mit uns steigende Lerche, und die auf der einen Seite grasende Heerde; dann ruhten wir eine Weile unter dem Gemurmel eines kleinen Wasserfalls, und sahen zurück, wie weit wir gekommen waren. Allmählig war die Spitze erstiegen. Welche Menge der Aussichten, welches feierliche Luftspiel, welche Malerei von tausend lächelnden Scenen! Ein sanfter Dunst umschwebet die in die Tiefe sich hinabsenkenden Blicke, indem sich eine halbe Welt im bleichen Schimmer überschauen läßt. Da winden sich blumigte Thäler mit belustigenden Krümmungen durch das weite Land hin, in welchem die stolze Stadt mit ihren Palästen und Thürmen, wie ein kleiner dunkler Fleck, liegt; neben ihnen schlingen sich Gärten und Wiesen und Gebüsche in einander; an jenem Hügel hängt eine weiße Wollen-Heerde, anmuthig durch die grünen Gesträuche hervorschimmernd: und hinter ihm pranget eine Aussicht von Wäldern, wovon die letzten sich mit immer tiefern Schatten schwärzen. Nahe vor ihnen ruhen friedsame Hütten, um welche rings umher

---

*) Uz.

sich das Gewühl des Fleißes sehen läßt. Sehen Sie, wie dort kämpfende Stiere durch einander taumeln, und Sand und Erde in die Luft werfen, da auf eben der Weide indessen junge Rosse in muthwilligen Sprüngen scherzen? Wie dort im Meierhof der helle Teich zwischen den umpflanzten Weiden blinkt, und da durch die niedrigen Ebenen das Silber der Aare hinwallet! Wie glänzen nahe vor uns die wechselnden Farben der Flächen, die in der Ferne in eine völlige Dunkelheit verbleichen würden, wenn nicht noch da die Felder voll Getreide in einem höhern Schmuck hervorstrahlten! Bemerken Sie doch zur Rechten den Waldstrom von beschäumten Höhen herab; sein brausendes Wasser durch eine enge Öffnung hervordrängend, von Fels auf Fels mit Ungestüm den tiefen Fall herabstürzend, wird eine lange milchweiße Säule, wirft einen weißen Nebel um sich, und tränkt die untere Gegend mit thauigtem Gestöber. Von da aus ziehen sich die grauen, von keinem Laub, von keinem Gras umgrünten Felsen-Gebirge, die fürchterlich über einander gewälzt liegen und ihre nie besuchten Gipfel im Schooße der Donnerwolken verhüllen, wild und rauh in einer ungeheuren Strecke fort; auf ihren Häuptern liegt die Sonne, und in ihren schrecklichen Zwischenräumen die Nacht; ihre Grenze ist das Ende des Sommers, und der Anfang eines ewigen Winters, an dessen Gebiet sie angedrängt sind. *)

*) Die Alpen.

Unterdessen, daß dies Große die Schönheit der andern Gegenden erhebt; so malet, um den Reiz der Erde noch mehr zu erhöhen, in den vorüberwandelden Wolken sich eine ganze Landschaft; Gold und Rosen durchglimmen die dunkelblauen Decken des Himmels, und Purpur umröthet ihren Saum. Welche unaussprechliche Kraft, welche harmonische Verwickelung in diesen ländlichen Schauspielen!

Nachdem wir uns unter diesen mannigfaltigen Ergötzungen recht erquickt hatten, so wandelten wir zu unserm Landhause wieder hinunter. Die Alphörner einiger Hirten begleiteten nns beim Hinabsteigen und das kunstlose Lied ihrer Galatheen tönte mit darunter; jedes Echo wachte auf, und aus der Ferne her verstärkte ein Waldhorn den Wiederhall; laut rief er aus dem entgegenstehenden Gehölze zurück; dann schmolzen die Töne in immer mattern Fall hinab, wurden noch einmal dumpf gehört, und verstummten. Die kühlenden Winde minderten die Wärme des herannahenden Mittags; und von allen Seiten hauchte uns ein süßer Duft aus den Gebüschen und Kräutern zu. Wir kamen in unserm Sommerhaus mit der neuen Erfahrung an, daß uns die Natur auf dem Lande bei jedem Schritte eine unermeßliche Mannigfaltigkeit von Ergötzungen darbietet.

Hirschfeld.

4) Vorzüge des Landes vor der Stadt.

Außer der Unempfindlichkeit gegen die Reize der Natur, sie sey eine angeborne Krankheit der Seele, oder eine Wirkung unordentlicher Neigungen, erstrecken sich auch die Vorurtheile der Menschen nicht selten über die Beurtheilung des Landlebens, und machen, daß oft der Städter von dem Landbewohner anders urtheilt, als er sollte. So weit ist der Mensch gekommen, daß er nicht einmal die verschiedenen Standörter der Welt, die vor ihm liegen, richtig zu beurtheilen weiß; immer so blödsichtig, als unzufrieden.

Man bildet sich ein, daß das Vergnügen allein in der Stadt seinen Wohnsitz habe, daß auf dem Lande eine ekelhafte Einsamkeit herrsche, und man nichts anders vor Augen habe, als die Heerden und die Arbeiten des einfältigen Landmanns. Man blickt mit einem lächerlichen Stolz auf die Hütten der Bauern herab, und glaubt, es sey der feinern Welt unanständig, sich ihnen zu nähern. Man stößt sich an die Sitten des Landmanns, und meint, das Land mache die Lebensart mißfällig. Vorurtheile, die Geßners Menalk und Weißens Hänschen am natürlichsten widerlegen.

Welches Vergnügen gleicht dem, das wir auf dem Sommerhause in einer kleinen Zahl zärtlicher und aufgeklärter Freunde haben, wo der Geist

frei von der Unruhe der Leidenschaften ist, wo das Ohr von keiner Verläumdung betäubt, von keiner Schmeichelei getäuscht wird, wo wir in einer edlen Freiheit mit einander und mit der ganzen Natur umgeben, uns bald mit dem Himmel, bald mit der Erde, und ihren mannigfaltig ergötzenden Scenen unterhalten? Zu beklagen ist der, der sich nur in der Gesellschaft gefällt, der einsam sich unerträglich wird, und sich selbst zu fliehen sucht. Erquickend ist sie, die holde Einsamkeit, die uns das Land schenkt, und die man in der Stadt anklagt. Soll denn unser Geist in einem ewigen Wirbel sinnlicher Zerstreuungen herumgetrieben werden? Und die kurzen Tage des Lebens, sollen sie denn alle in einem wilden Geräusch verfliegen, ohne von der Weisheit genutzt zu werden? Sollen wir uns denn niemals von den Ermüdungen der Welt erholen, und uns selbst genießen? O! Freund eines wahren Vergnügens, betrüge dich nicht mehr.

Ja, gar zu partheiischer Verehrer des Stadtlebens, mein lieber Thenut, für Sie sind diese Betrachtungen. Niemals werde ich mit ihrer Meinung übereinstimmen, daß die Stadt dem Lande vorzuziehen sey. Mein Herz mit allen seinen Empfindungen, ja, die ganze schöne Natur würde sich wider den Beifall empören, den ich Ihnen zum Nachtheil des Landlebens gäbe. Vermuthlich haben nur die Jahre Ihrer Erziehung unter den städtischen Sitten, und die Gesellschaften Ihrer Freunde Ihnen allmählig ein Vorurtheil für das Stadtleben ein-

geflößt. Kommen Sie, Freund, Ich lade Sie hiemit im Namen des ganzen blühenden Frühlings ein, kommen Sie nur einmal auf unser Sommerhaus. Die Stadt mit den Bezauberungen, die sie für Sie hat, wird Ihnen auf einmal verschwinden; die schönen Gegenden werden Ihr Herz zu einem neuen Gefühl erobern; und Sie werden durch das Vergnügen, das Ihnen der Aufenthalt auf dem Lande geben wird, für Ihre Gleichgültigkeit auf die angenehmste Art bestraft werden. Eine sanfte Stille wird sie empfangen. Nicht das dumpfe Getöse der menschenvollen Gassen, nicht das Rasseln der Wagen, nicht den Lärm des Pöbels, nicht die mühsamen Gewerbe der Handwerker werden Sie mehr hören und sehen; aber das Murmeln vorüberfließender Bäche, die ländliche Flöte, worin das Lied der zärtlichen Schäferin eintönt, die Stimmen froher Heerden, den melodiereichen Gesang der Lerche, die der Morgenröthe entgegensteigt. Zur Nacht erschreckt Sie nicht das Getümmel berauschter Schwärmer aus dem Schlafe. Fern von dem Schall der kriegerischen Abendmusik, fern von dem Schreien der wechselnden Wache, schlummern Sie unter den sanft dahin fließenden Tönen der Nachtigall ein; und wenn Sie schon ruhen, singt sie noch fort, um, wenn Sie erwachen sollten, Ihnen die schlaflosen Stunden unter den süßesten Empfindungen zu verkürzen, indeß der Mond mit silbernem Schimmer in das Schlafgemach hinscheint. Die Sonne wird Sie mit den lieblichsten

Strahlen zur Morgenluft erwecken. Dann eilen wir zusammen in die frische Luft, erblicken durch das eröffnete Fenster den Anfang des Lichts und die mit uns erwachende Natur, treten in den kühlen Garten, brechen Blumen voll Thau, und genießen die reinsten Vergnügungen, unterdessen das ganze Feld umher vom Fleiße aufzuleben anfängt. Der ganze Tag auf dem Lande ist ein ununterbrochener Zusammenhang von Ergötzungen, die uns niemals ermüden, noch verdrießlich werden lassen. So bald man nur der Stadt sich entzogen hat, und mit freiem Gemüth in dem Labyrinth der Lustplätze des Landes umherirret; sogleich fängt auch die Seele an, sich einer gewissen Entzückung zu überlassen, worin man die gewöhnliche Auftritte des Lebens vergißt, und bei aller Lebhaftigkeit der Empfindung doch immer in dem Bezirke einer sanften Ruhe und Gelassenheit bleibt. Sagen Sie, Freund, haben Sie niemals eine ländliche Beschreibung mit solchem Gefühl gelesen, das bei Ihnen ein Verlangen erzeugt hätte, die schöne Natur in ihrem eigenen Schooße zu betrachten? Haben Sie niemals in Hagedorns Liedern die süße Nachtigall singen gehört, niemals in Kleistens Frühling einen Hügel bestiegen, und Wald und Berg und Thal lachen gesehen, niemals in Geßners Idyllen den frohen Festen der Hirten beigewohnt? Können Sie sich etwas Reizenderes vorstellen, als ein ganzes mit tausend abwechselnden Auftritten und Farben geschmücktes Land?

Nur jene Aussicht da, wie viele Schönheiten sind nicht allein in ihr enthalten! Sanft über einander geworfene Hügel erheben sich allmählig zu einem Gebirge, wo das Auge ruhet; an ihren Abhängen schimmern junge Lämmer zwischen einem kleinen Buchenwald hervor; wie sie da hüpfen, wie der Schein der untergehenden Sonne die lachende Scene erheitert; wie die umherziehenden Wolken ein Gaukelspiel des Lichts und der Schatten verbreiten. Doch, was halt' ich mich auf, Ihnen Schönheiten begreiflich zu machen, die mehr empfunden, als beschrieben werden können? Kommen Sie, Freund, nur aufs Land! Die Natur wird es Ihnen tausendfältig ersetzen, was ich Ihnen zu schildern unfähig bin.

Hirschfeld.

5) Die Beschwerden des Seedienstes.

Dem Mittelländer fehlt der Begriff von der Härte des Seedienstes, den nur das Anschauen recht lebhaft erwecken kann. Kaum hat die Schiffs-Glocke geläutet, oder vielmehr angeschlagen, so ertönt des Bootsmanns Pfeife durch den Matrosenraum, und seine heisere Stimme ruft die Wache hinauf, um ihre Kameraden abzulösen. Beim zweiten Rufe muß alles auf den Beinen seyn, und auf dem Verdeck, auf dem Vorder-Casteel und am Steuerruder ein jeder seinen angewiesenen Posten einnehmen. Das Ungestüm zweier Elemente, die fast in unaufhörlicher Bewegung sind, dringt mit vereinten Kräften auf sie ein. Um sich warm zu erhalten, laufen sie beständig auf und ab, bis irgend ein Vorfall sie zur Arbeit ruft. Ändert der Wind seine Richtung, so werden die Segel nur anders gestellt: steigt aber seine Heftigkeit, so müssen sie theils eingerefft, theils völlig eingezogen werden. Der Anblick dieser gefährlichen Verrichtung ist schauderhaft, wenigstens für jeden, der es nicht gewohnt ist, Menschen ihr Leben aufs Spiel setzen zu sehen. Sobald die untersten Zipfel des Segels vom Verdeck aus gelöst und aufgezogen werden, brausen die Winde darein, und schlagen es an Stange und Mast, daß das ganze Schiff davon erbebt. Mit bewunderungswürdiger Behen-

digkeit und nicht geringem Muthe klettern die Matrosen sogleich bis zur zweiten oder dritten Verlängerung der Masten hinauf. Dort hangen in starken Tauen die Segelstangen oder Raaen quer über das Schiff; an ihren beiden Enden und in der Mitte befestigt, hangt ein schlotterndes Seil, welches den Füßen des verwegenen Seemanns zum Ruhepunkte dient. Auf diesem Seile gehen sechs bis acht Matrosen hurtig und mit sichrem Tritt zu beiden Seiten bis an die äußersten Enden der Raa hinaus, trotz dem Winde, der das flatterude Segel gewaltsam hin und her schleudert, und das Seil unter ihren Füßen erschüttert; trotz der schwankenden Bewegung des Schiffes, die in jener Höhe ohne Vergleich stärker gefühlt wird, als auf dem Verdecke. Man hat berechnet, und mit dem Sextanten gemessen, daß der Mast zuweilen bei sehr hoher See in einem Winkel von 38 Graden von der Perpendikulärlinie abweicht. Ich habe zu gleicher Zeit das Ende des großen Raa sich in eine thürmende Welle tauchen gesehen. Der Matrose am Ende einer Segelstange, die gegen fünfzig Fuß hoch am Maste hangt, wird folglich mit jeder Welle alsdann durch einen Bogen von fünfzig bis sechzig Fuß geschaukelt. Jetzt scheint er ins Meer hinabgeschleudert zu werden, jetzt wieder die Sterne zu berühren, doch ohne sich diese gewaltsamen Bewegungen anfechten zu lassen, biegt er sich über die Segelstange, entreißt dem Winde das Segel, rollt es zusammen, bindet es fest, und

vollendet diese gefahrvolle Arbeit mit seinen Gehilfen in wenig Minuten. Seine einzige Sorge bei diesem, wie bei jedem andern Geschäfte, ist dahin gerichtet, daß es ihm keiner an Geschicklichkeit und Muth zuvorthun möge, denn dieser rühmliche Wetteifer liegt tief in seiner Seele und ist die Folge eines gewissen gemeinschaftlichen Gefühls, welches diesem Stande eigen ist. Ihm muß es übrigens gleich gelten, ob ihm die Sonne dazu leuchtet, oder ob er sich in der tiefsten Finsterniß der Nacht blos auf das Tasten seiner harten Hände verlassen darf. Selbst wenn der Sturm ein Segel zerrissen hat, und mit den Stücken alles zerpeitscht, scheut kein Matrose die Gefahr, von einem solchen Schlage getroffen zu werden, und rettet, was zu retten ist. Wenn in der Nähe Land vermuthet wird, sitzt er mehrere Stunden lang unbeweglich am höchsten Gipfel der Maststange, und blickt aus dieser einsamen, schwindlich machenden Höhe wachsam umher. Er lächelt, wenn unerfahrne Landleute, oder junge Anfänger, jeden heftigen Wind einen Sturm nennen, und ist ungern freigebig mit diesen Namen, so lange das Schiff noch mehr als die untern großen Segel führt. In offner See hat selbst ein Sturm nichts schreckliches für ihn. Was kann ihm schaden, sobald alle Segel eingezogen sind, und das Schiff mit dem Schnabel gegen den Wind beigelegt, mit fest gebundenem Ruder, dem Drange der Wellen folgt? oder wenn man es, sicher daß kein Land in der Nähe sey,

mit wenigen Segeln schnell vor dem Sturm hinfliehen läßt? Nur alsdann wird der Sturm in der That furchtbar, wenn er das Schiff auf eine Küste führt, wo kein Hafen dem Seefahrer Sicherheit verspricht, und die einzige Hoffnung dem Schiffbruch zu entgehen, auf der Stärke der Segel beruht. Diese Gefahr trifft ihn indessen nur selten; Anstrengungen und Unannehmlichkeiten hingegen sind sein tägliches Loos. Der Posten am Steuerruder ist einer der beschwerlichsten; keiner hält es länger als eine halbe Stunde dabei aus; und wenn die See in hohen Wogen geht, oder der Wind heftig stürmt, müssen zwei Personen zugleich das Rad regieren, welches sonst für die Kräfte des einzelnen Mannes leicht zu mächtig wird, und ihn zuweilen so mit sich fortreißt, daß er in Lebensgefahr ist. Wenn das Schiff nahe am Winde geht, und die See etwas ungestüm ist, so schlagen die Wellen oft hinein und zwar hauptsächlich da wo die Wache sich aufhält, die zuletzt bis auf die Haut durchnäßt, sich lachend über ihr Unglück tröstet. Diese Gleichmüthigkeit, die den Sinn für Freude nicht ausschließt, ist ein Hauptzug in dem Charakter des Seemanns, und hat sie gleich oft den Anstrich eines kindischen Leichtsinns, so grenzt sie doch zuweilen an die wahre Philosophie des Lebens, und ist auch wie diese das Resultat der Erfahrung und der Gesundheit. Die schnellen Veränderungen der Witterung und des Windes, die man zur See so oft erfährt, tragen vieles dazu

bei, den Matrosen gegen alles Ungemach zu härten. In Sturm und Regen lebt er der frohen Hoffnung, daß bald wieder milder Sonnenschein und guter Wind kommen werde; allein wenn auch die Zeit der Prüfung kommt, wo diese Hoffnung fehlschlägt, ist das Beispiel des Befehlshabers und der Offiziere hinreichend, um den Muth des getäuschten Seemanns aufrecht zu erhalten. Auf viermonatlichen Fahrten gegen den Südpol, wo das Schiffsvolk fast täglich von Kälte und Nässe litt, wo das Eis an den Segeln und Tauen die Hände verwundete, die es angreifen mußten, wo einmal über das andere die ganze Mannschaft aufgerufen ward, um das Schiff aus einer dringenden Gefahr zu retten, wo das Hin- und Hersegeln zwischen Eismassen, denen man öfters ausweichen mußte, nebst vielem stürmischen Wetter, vollends alle Kräfte erschöpfte, wo endlich der Nebel die Sonne fast immer vor unseren Augen verbarg und wie ein drückendes Gewicht auf unserm Geiste lag; — wenn da der Trübsinn des Engländers endlich überhand genommen hätte, fürwahr! Man hätte Unrecht gehabt, sich darüber zu wundern, doch dazu kam es nie. Ich sah unsere Leute schweigen, wenn Monate lang das Verdeck, ihr Spiel-Platz und Erholungsort, ein unangenehmer Aufenthalt für sie war; aber unverdrossen und thätig blieben sie immer, denn ihre Vorgesetzten erduldeten bei Tag und bei Nacht mit ihnen die vielfachen Beschwerden ihres harten Dienstes. Der

Officier blieb durchnäßt und starrend vor Kälte auf dem Verdeck, und verließ es nicht eher als seine Wache; und Cook selbst genoß keine andere Speise, als der gemeine Seemann. Eine Last wird leicht, und die Gefahr verschwindet, wenn man sie mit andern theilt. Noch wirksamer war aber das feste Vertrauen des Volks auf die weise Führung seines Befehlshabers, und die Ehrfurcht, die man am Bord allgemein gegen seine Talente und seinen Charakter hegte. Theils jene freiwillige Enthaltsamkeit von allem ausschließenden Genuß, theils unzählige Beispiele von seiner unermüdeten, väterlichen Sorge für das Wohl seiner Untergebenen, stärkten ihr Vertrauen auf ihn bis zu einem Grade von Enthusiasmus.

Georg Forster.

B. Erzählende Prosa.

I. Einzelne kurze Geschichten.

1) Die beiden Brüder.

(Eine arabische Erzählung.)

Dort, wo das wüste und glückliche Arabien an einander grenzen, wohnte seit Jahrhunderten eine ansehnliche Familie, die sich nie durch Raub und Plünderung, sondern blos von ihren Heerden nährte; Gott segnete sie auch mit Wohlstand, jeder Fremdling war willkommen in ihren Hütten, und rund um sie her fand sich kein Armer, kein Nothleidender und kein Kranker, der nicht von dem Emir oder von seinem Weibe wäre erquickt und getröstet worden.

Vorzüglich aber schien Alreddin in der ganzen Reihe seiner Vorfahren der glänzendste und weiseste zu seyn; wer in einer schweren Sache Rath bedurfte, der fragte den Emir Alreddin; wo Streit war, da stiftete sein Ansehen und seine Gerechtigkeit Frieden; wer arm war, der flehte ihn nicht vergebens und aus seinem Vorrath von Arzneimitteln wurde manchem Kranken geholfen.

Alreddin und sein Weib (er hatte nur eine, aber sehr geliebte Gattin) genossen bei allem dem

ihr Glück nur halb; denn sie hätten keine Kinder, und es schien als wenn mit ihnen ihr vortreffliches Geschlecht aussterben sollte; je älter sie wurden, desto mehr stieg ihr Kummer, und es hatte das Ansehen, als wenn die Sonne ihres Lebens dereinst trübe untergehen würde.

An einem Frühlings-Abend, als Alreddin über Feld geritten war, und er spät wiederkehren wollte, saß Machpelach, seine Gattin, vor ihrem Zelt, und sah mit bethräntem Auge die Sonne über dem waldigten Berg untergehen, und hinter ihr schimmerte der Vollmond safrangelb zwischen den Cederstämmen durch.

Indem sie nun den trüben Blick von der abgeschiedenen Sonne seitwärts wandte, sahe sie ein altes krummgebücktes Mütterchen an einem Stabe langsam durchs Gebüsch herankriechen. Machpelach winkte ihr mit liebevollem Lächeln, ging ihr dann mit offnen Armen entgegen, und ließ sie neben sich auf den Blumenrasen sitzen.

Das edle Weib ließ ihr Zeit zu Odem zu kommen, und fragte sie dann mit einem Herzen voll Wohlwollen, womit sie sie erquicken könne? — Gott belohne dir diese Frage! versetzte die Alte; gieb mir etwas Honig mit Rahm gemischt, und ein Stück Brod! — Machpelach lief ins Zelt, holte das Verlangte, und setzte es ihr in einer Schüssel vor; die Alte aß die Hälfte, zog dann ein Fläschchen mit einem kostbaren Balsam aus ihrer Tasche, dessen Wohlgeruch die Luft umher

erfüllte, goß ihn in die andere Hälfte der Speise und sagte: Ich bin die Fee Elfagor — die in der Felsengrotte bei der Silberquelle im Thal Bukraim wohnt; ich liebe gute Menschen, und habe vom Vater aller Wesen die Gnade empfangen, die billigen Wünsche der Sterblichen zu erfüllen. Der Ruf deiner guten Werke hat mich zu dir geführt, und ich habe in dieser armen Hülle die Wahrheit dieses Gerüchts erfahren, bitte also von mir, was ich dir thun soll!

Machpelach erstaunte; sie hatte viele Mährchen von der guten Fee Elfagor erzählen hören, und jetzt freute sie sich ihrer Gegenwart; gute Fee! antwortete sie: ich habe nichts zu wünschen als einen Sohn, der seinem Vater ähnlich ist.

Dein Wunsch ist billig, fuhr Elfagor fort; iß nun die übrige Hälfte dieser wohlthätigen Speise, und du wirst innerhalb Jahresfrist zween wohlgebildete und gesunde Söhne haben.

Machpelach genoß die Speise begierig, und dankte der Fee für ihre Güte. Kaum hatte sie den letzten Mundvoll genommen, als sich ein Silberwölkchen im Mondenglanz vor ihren Augen bildete, Elfagor wurde in ein Kind von englischer Schönheit verwandelt, sie stieg auf dieses Wölkchen, und schwang sich dann langsam empor: aber im Hinschwinden hauchte sie dem Weibe des Emirs noch die Worte zu: Sei reines Herzens Machpelach! — damit deine Kinder nicht im Keime vergiftet werden mögen. Das edle Weib gieng nun

in ihre Hütte, und dachte der seltsamen Erscheinung nach, die sie auch Alreddin gleich nach seiner Heimkunft erzählte. Der Emir wunderte sich und sagte: Söhne die vom Himmel angekündigt und von unfruchtbaren Weibern geboren werden, waren wohl ehe zu großen Männern emporgewachsen. Gottes Wille geschehe!

Das Versprechen der Fee wurde erfüllt, Machpelach gebar zween Söhne auf einmal, und während dem Gebären schwebte eine schneeweiße Taube mit einem Purpurhals um sie her, und nachdem die beiden Knaben auf ihrem Bettchen lagen, so schwang die Taube ihre Flügel über ihnen und verschwand.

Die anwesenden Frauen wahrsagten den Kindern viel Gutes, die beiden Eltern aber dachten an die Fee Elfagor.

Die Knaben wuchsen in aller guten Zucht und Ehrbarkeit heran; Alreddin gewöhnte sie zur Arbeit, und Machpelach lehrte sie Gott fürchten und die Menschen lieben.

So wie nun die Knaben anfingen groß zu werden, so fingen auch die Eltern an zu wünschen; darinnen kamen sie beide überein, daß sie tugendhafte und rechtschaffene Männer werden möchten, aber Alreddin hatte sich große Dinge in den Kopf gesetzt, und das darum, weil ihm seine Söhne auf eine außerordentliche Weise angekündigt worden; Machpelach aber wünschte nichts weiter, als daß sie beide nur das Glück ihrer Väter genießen möchten.

Dieser friedfertige Zwiespalt beider Eheleute brachte sie endlich auf die Gedanken, der wohlthätigen Fee Elfagor ihre Wünsche zu entdecken, und sie dann entscheiden zu lassen, sie gingen also zusammen in einer mondhellen Nacht ins Thal Bukraim; da wo dieses Thal ein Becken von einer Viertelstunde im Durchmesser bildet, das rund umher mit hohen Cypressen- und Terebinth-Bäumen bekränzt ist, klingelt eine wasserreiche Quelle an dem Eingang einer tiefen und weiten Felsenhöhle zwischen den Steinen hervor; tiefe Stille ruhte auf jedem Ästchen des Waldes, und die ganze Natur horchte der sprudelnden Quelle; der Mond glänzte hoch über den Cypressen-Wipfeln herüber, und verbreitete einen silbergrauen Schimmer über das bethaute, und mit Mettenfädlein und Geweben übersponnene Grün des Rasenbodens.

Alreddin und Machpelach schritten langsam und mit heiligem Schauer erfüllt, der Quelle entgegen, deren Crystall mit schmelzendem Gold im Mondesschimmer gemischt schien, und dessen Widerstrahlen, oben im Gewölbe der Grotte, auf den Kieselspitzen des grauen Gesteins ein leuchtendes Gewimmel verursachte. Hier neben den Brunnen stellte Machpelach ihr Opfer, das sie in einem Körbchen trug, und das aus Milchrahm mit Honig und etwas Brod bestand, auf einen breiten Stein nieder, und rief dann mit gemäßigter Stimme: Gute Fee Elfagor! Wenns dir

Gott

Gott erlaubt, unsre Wünsche zu erfüllen, so erscheine uns und höre sie! — Allmählig schien ein zweifelhaftes Gelispel aus der dunkeln Tiefe der Grotte, die horchenden Ohren aufmerksamer zu machen und zu gleicher Zeit schwirrte ein Haufen schwarz und silbergrau gesprenkelter Nachtschmetterlinge in einem Zug von hinten heraus, vorwärts gegen die Quelle zu; sie waren an graue Mettenfaden gespannt, mit denen sie einen Muschelwagen zogen, der aus einer Straußen-Eierschale verfertigt und mit leuchtenden Johanniswürmchen statt der Juwelen besetzt war. Vier große dunkelblaue und mit goldenen Sternchen prangende Schmetterlinge trugen den Muschelwagen schwebend, ein paar Schuh hoch über der Erde empor, auf dem die Fee Elfagor auf einem Polster von Bienenhärchen saß, sie war etwa Fingerslang, und hatte die vollkommenste weibliche Gestalt; ihr zarter Körper glänzte von Gold und Edelsteinen, und ihr feines lockiges Haar wallte wie ein goldnes Wölkchen den zarten schlanken Rücken hinab bis auf die Lenden. Dreimal schwirrte der Zug um die Silberquelle, dann verwandelte sich die Fee in ein Kind von vier Jahren, genoß wieder etwas von der mitgebrachten Speise, und fragte nun, was begehrest du Machpelach? —

Das Weib des Emirs antwortete: Liebe, gute Elfagor! mein Mann und ich haben verschiedene Wünsche; du weißt, daß wir zwei wackere

und liebenswürdige Söhne haben; nun geht unser erstes und flehentliches Bitten dahin, daß sie beide gute und vortreffliche Männer werden mögen; dann aber wünscht Alreddin Ruhm, Ehre und Ansehen in der Welt, ich aber begehre nichts weiter als ein ruhiges, stilles und höchst wohlthätiges Leben für unsre beiden Kinder. Jetzt sind wir nun deshalb zu dir gekommen, um von dir zu hören, welche Wünsche du erfüllen willst.

Die Fee lächelte heiter und froh, und erwiederte: ich will Eure beiden Wünsche erfüllen, und zwar so: der älteste soll nach dem Willen des Vaters groß, geehrt und ansehnlich in der Welt werden, und der jüngste soll nach deinem Begehren, ein stilles, unbekanntes aber höchst wohlthätiges Leben führen. Zeit und Erfahrung wird Euch dann am Ende belehren, wer am besten gewünscht hat.

Nun genoß Elfagor einen Theil des mitgebrachten Opfers, goß dann einen Balsam auf das übrige und sagte: da nimm diese Speise wieder mit dir zurück, Machpelach! und gieb sie deinen beiden Söhnen zu genießen, so werden sie beide einen unauslöschlichen Hunger nach Wahrheit und Rechtschaffenheit bekommen; dann schwebte sie über den Rasen hin, und holte zwei verschiedene wohlriechende Krautpflänzchen; eines davon gab sie dem Vater und sprach: dieses Kräutchen laß deinen ältesten Sohn ohne sein Wissen in ir-

gend einer Speise genießen, so werden ihn alle gute Menschen lieben und ehren, die bösen fürchten, und es wird ein großer und berühmter Mann aus ihm werden.

Das andere aber gab sie der Mutter mit den Worten: dies backe dem jüngsten in einen Ölkuchen und lasse es ihn, aber auch ohne sein Wissen genießen, so wird ihm jede gute That gelingen, aber er wird dabei unbekannt und von niemand gehaßt und gefürchtet, aber auch nur von Wenigen im Stillen geliebt werden. Jetzt verschwand die Fee mit ihrem ganzen Zug vor ihren Augen; beide nahmen nun die Speise und jedes sein Kräutchen, und wanderten vergnügt und befriedigt nach Hause.

Der Rath der Fee wurde genau befolgt; Alreddins ältester Sohn Ali bekam seinen Theil vom Speiseopfer und sein ihm zugehöriges Kräutchen, und Hassan, der jüngste, desgleichen.

Beide Jünglinge wuchsen heran, und wurden bald mannbar; Ali konnte sich allenthalben beliebt machen; wo eine Jagd, oder ein Pferdefest, oder sonst eine öffentliche Feierlichkeit angestellt wurde, da vergaß man ihn nie; wo man Klugheit, Tapferkeit und Edelmuth zeigen konnte, da war Ali gewiß immer der Erste. Hassan hingegen kannte man nicht weiter als eine halbe Tagreise umher; er besorgte die Heerden seines Vaters mit unbeschreiblicher Treue, und mit überschweng-

lichem Segen. Alles was trächtig war, verpflegte er so, daß alles neugeborne Vieh viel vollkommener war und ward, als sonst jemals; er vertilgte alle reissende Thiere in der ganzen Gegend, so daß auch die Heerden der Nachbarn sicher weiden konnten, allein er rühmte sich nie seiner Thaten, und niemand erfuhr, daß Hassan der allgemeine Wohlthäter war. Wenn auch zuweilen eine seiner Thaten bekannt wurde, so lag doch die Hülle seiner Bescheidenheit so darüber her, daß man das Mehrste dem Zufall zuschrieb. Er war in der ganzen umliegenden Gegend weiter nichts, als der brave rechtschaffene Hassan, der gute sorgfältige Hirte.

Indessen verbreitete sich der Ruhm Ali's immer weiter; und da der Bassa von Damaskus Hülfsvölker gegen den aufrührerischen Bassa von Bagdad verlangte, und diese ihm verwilligt wurde, so wurde Ali zum Anführer von zweitausend Arabern zu Pferde gemacht, und er hielt sich so tapfer, daß ihm die erhabene ottomanische Pforte den vorzüglichsten Antheil an der Bezwingung des Aufrührers zu verdanken hatte. Ali kam also mit Ruhm und Ehre gekrönt zurück, und der Großsultan zu Constantinopel beschenkte ihn nicht nur, sondern verlangte ihn auch in seine Dienste, die aber Ali nicht annahm.

Hassan führte indessen in dem Hause seines Vaters seine Heerden wie vorher, und wenn sein

Vater über den Ruhm seines Sohnes entzückt war, so freuten sich Machpelach und Hassan mit ihm, aber nie stieg diesem auch der leiseste Wunsch auf, zu seyn, was sein Bruder war; im Gegentheil, er freute sich seines unbemerkten Lebens, und des guten Fortgangs seiner wohlthätigen Anstalten; denn er hatte nun auch eine Schule errichtet, in welcher er selbst der Lehrer war; er versammelte Knaben um sich her, die er in allem Guten unterrichtete, und sie die große Kunst lehrte, gute Hausväter und fromme Menschen zu werden. Dann las er auch die Schriften der besten Ärzte, sammelte die kräftigsten Kräuter, und verfertigte daraus ein Arzneimittel, womit er unentgeltlich die armen Kranken heilte. Das alles brachte ihm keinen großen Ruhm zu wege, jedermann sahe seine Aufführung als eine Sache an, die sich von selbst verstand, und die nichts als Erfüllung seiner Pflichten war; indessen hieß er immer der gute, der rechtschaffene Hassan.

Nun erscholl auch der Ruhm des Ali bis zu den Ohren des Königs von Yemen; der Imam sandte einen Großen seines Hofes an ihn, und ließ ihm die Stelle eines Wesirs antragen; Ali nahm diesen glänzenden Posten an, und stund ihm auch so vor, daß sowohl der Imam, als auch alle Rechtschaffenen, Freude an ihm hatten; hier heirathete er die Tochter eines vornehmen Arabers, mit der er sehr glücklich lebte, aber keine

Kinder zeugte; Hassan heirathete auch ein frommes stilles Mädchen aus der Nachbarschaft, das sich für ihn und seine Heerden schickte, und er erlebte bald die Freude einer blühenden Nachkommenschaft.

In diesen Verhältnissen lebten beide Brüder viele Jahre, Ali stand auf der Spitze des Glücks, aber er genoß es nicht mehr; weiter konnte er nicht, und des Genusses gewohnt fing er an Langeweile zu spüren; dieser Plagegeist quälte ihn so, daß er von Tag zu Tag unglücklicher wurde, und nun einsahe, daß alle Güter der Welt der Seele keinen Frieden geben, und ihren unersättlichen Hunger nicht stillen können. Hassan hingegen wurde jeden Tag froher, denn da er keinen andern Wunsch hatte als wohlzuthun und sich täglich zu vervollkommnen, so fand er jeden Morgen und jeden Abend neue Quellen der Freude.

Endlich starben Machpelach und Ali's Weib ohngefähr zu einer Zeit. Alreddin trauerte sehr um seine vortreffliche Gattin, und wünschte ihr bald zu folgen, und da er zugleich den Tod seiner Schwiegertochter, und die Unzufriedenheit seines Sohnes Ali vernahm, so seufzte er tief, und beklagte seine ehemaligen eiteln Wünsche; jetzt sahe er ein, wie viel glücklicher Machpelach gewählt hatte; er ging einsam umher und weheklagte in der Stille; dieses mattete seinen Körper so ab, daß er sich allmählig dem Tode näherte:

er ließ dieses seinem Sohn Ali sagen, der denn auch unverzüglich kam, um seinen Vater noch einmal zu sehen, und seinen Segen zu empfangen.

Einsmals an einem Abend ließ der Emir seine beiden Söhne zu sich rufen, dann bat er sie, sie möchten ihn doch vor das Zelt in die Sonne tragen: denn er möchte ihren Untergang gerne noch einmal sehen. Die Söhne gehorchten; als er nun da im Grünen saß, und die Sonne sein ehrwürdiges Antlitz und seinen eisgrauen Bart bestrahlte, so schaute er sie eine Weile wie ein Adler mit unverwandten Blicken an, seufzte dann tief, und sprach: setzt Euch daher meine Söhne, ich hab Euch einen merkwürdigen Traum zu erzählen!

Ali und Hassan setzten sich. Nun fing Alreddin an: höret mich, ihr Söhne Machpelachs und nehmet die letzte Rede Eures Vaters zu Herzen! Ruhm und Ehre sind nicht die Güter die der Mensch suchen muß, sondern die stille unbemerkte Tugend der Gottes- und Menschenliebe, dieses habe ich schon eine geraume Zeit eingesehen, aber erst vor einigen Tagen in einem Traumgesicht sehr lebhaft empfunden: ich wälzte mich an einem Abende lange auf meinem Lager; die glücklichen Tage der Vergangenheit, die ich mit Machpelach verlebt, und die Freuden die ich an den Schicksalen meines Ali, und an dem häuslichen Segen meines Hassan genossen habe, schwebten mir, wie Engel in aller ihrer Herrlich-

keit vor der Seele, dann schwanden sie weg und ließen mich im dunkeln und öden Thal des traurigen Alters allein; nun wandte ich meinen Blick in die Zukunft, aber diese war in undurchdringliche Nacht verhüllt.

Endlich schlief ich unter diesen quälenden Vorstellungen ein, und nun träumte ich: — Ihr werdet euch noch der Gegend um Jerusalem erinnern, die wir ehemals mit so vieler Rührung durchwanderten, als wir den Emir auf dem Gebirge Carmel besucht hatten. Hier befand ich mich in meinem Traum; es war mir als wenn ich durch das Thal Josaphat am Bach Kedron hinaufwandelte, rechter Hand schaute ich nordostwärts den Ölberg hinan, und zur Linken warf ich meine Blicke auf den Gihon; ich konnte mich nicht genug wundern über meine Anwesenheit in dieser denkwürdigen Gegend. Leichten Tritts wanderte ich fort, und bald sah ich den felsigten Abhang des Berges Zion nordwestwärts vor mir. Es währte nicht lange, so erschien mir auch die prächtige Kuppel der Moschee auf dem Berge Moriah.

Indem ich nun so mit Staunen vorwärts schritt, und mich nicht genug wundern konnte, wie ich dahin gekommen seyn mochte: denn es war mir gar nicht so als wenn ich träumte, so befand ich mich auf einmal am Fuße des Berges Zion, und zwar an seiner südöstlichen Ecke, auf

welcher ehemals die königlichen Gärten gewesen sind; linker Hand lief das Thal Ben Hinnom gegen Abend an den Felswänden des Zion fort, und rechter Hand schaute ich durch das Thal des Bachs Kedron, zwischen dem Ölberg und dem Tempelberg gegen Mitternacht hinauf.

Jetzt entstand der Gedanke in mir, wie kommst du da auf den Berg? denn den Kedron hinauf bis an das Schaafthor zu gehen, das war mir zu weitläufig, und dahin zu klettern schien mir unmöglich und doch däuchte mir es müßte seyn; ich versuchte es also, und so wie ich mich anstrengte hinauf zu steigen, so fühlte ich, daß ich über die Erde erhaben war, und so hinschwebte. Dies verursachte eine freudige Bestürzung in mir: denn ich konnte nicht begreifen, wie ich das Fliegen gelernt hätte, da ich mich doch wohl besinnen konnte, daß ich nie gestorben war. Ich erinnere mich noch gar eigentlich, daß ich im leichten Hinaufschweben, zur linken den Brunnen und den Teich Siloah, und zur rechten die uralten Grund-Mauern des ehemaligen Tempels zwischen den Felsen erblickte.

Bald war ich droben, aber Gott welch ein Anblick! — Hier war das wüste, öde, jetzige Jerusalem nicht mehr, sondern ich fand eine Stadt, die ihres Gleichen in der Welt nicht hat. Links stand eine Burg, die gewiß alle Pracht der Pallaste Davids und Salomons übertraf, sie

nahm die ganze Breite des Zions ein, und rechts war auch nun die Moschee auf dem Moriah nicht mehr, sondern es stand da wieder ein Tempel, dessen Herrlichkeit nicht beschrieben werden kann, und da ich meinen Blick auf den gegenüber liegenden Ölberg warf, so fand ich seine ganze Seite mit Gärten und prächtigen Gartenhäusern übersäet.

Vor mir gegen Mitternacht die ganze Fläche hinab, lag eine neue Stadt, die unübersehbar weit hin, aus lauter Palläſten zu bestehen schien, und überall wimmelte es von Menschen, die aus allen Nationen des Erdbodens schienen dahin gekommen zu seyn. Allenthalben aber herrschte eine friedfertige und frohe Stille, als wenn sie alle zusammen nur eine Familie ausgemacht hätten.

Indem ich nun so da stand und mich an dem erstaunlichen Anblick weidete, fiel mir endlich ein, in den Tempel zu gehen: denn ich sahe das südliche Thor offen, und viele Menschen da ab- und zugehen; ich wandte mich also gegen Nordosten, und stieg in das flache Thal hinab, das zwischen dem Zion und dem Moriah liegt; allenthalben fand ich schöne Häuser und Gärten; nun stieg oder schwebte ich vielmehr auch den Tempelberg hinan, und ging durch das Thor in den Tempel hinein. Hier war alles voll froher Menschen, die aber im geringsten kein Getümmel machten, sondern sich freundlich unterredeten, auch wurde da gebetet, geopfert und gelehrt.

Nachdem ich Alles eine Weile angesehen hatte, so bemerkte ich einen schönen jungen Mann, der mir vornehmer zu seyn schien, als alle andere; freundlich nahm er mich an der Hand, und führte mich in ein überaus schönes Zimmer, wo eine große beschriebene Rolle auf einem Tische lag; jetzt sprach er zu mir: Alreddin, deine Wünsche und deine Bekümmernisse sind mir bekannt; willst du die Lebensrechnungen deiner beiden Söhne sehen? ich antwortete Ja!

Darauf rollte er das große Buch auseinander, und zeigte mir erst die Rechnung meines Sohns Ali; die eine Seite herab standen alle guten Handlungen seines Lebens; ihrer waren viel, aber ihr innerer Gehalt war schwach, die Totalsumme bis dahin, war nach der Größe seines Standes nicht beträchtlich. Auf der andern gegenüber stehenden Seite aber fand ich den ganzen Genuß seines Lebens berechnet. — Ach Gott! wie groß war der, gegen das was er geleistet hatte? — mir brachen die Thränen häufig aus den Augen hervor, und ich bat für meinen armen Sohn Ali. Der göttliche Jüngling aber tröstete mich und sagte: laß ihn in seines Bruders Fußstapfen treten, so kann er das Versäumte noch einbringen. Jetzt entwickelte er mir auch Hassans Rechnung; da fand ich nun gerade das Gegentheil; groß und vollwichtig war die Summe des Guten, und klein der Betrag des Genusses.

Nachdem ich das gesehen hatte, erwachte ich aus meinem Traum. Nun meine Söhne! folgt dem Rathe Eures sterbenden Vaters: zieht von hinnen! und Du Ali sey von nun an Hassans Hirte! thue wie er gethan hat, damit Du Deine Rechnung ausgleichen mögest!

So redete Alreddin, und bald darauf verschied er.

Stilling.

Polymnia,

oder

theoretisch-praktische Sammlung

über

das Gesammt-Gebiet

teutscher Prosa und Dichtkunst

in

systematischer Ordnung

entworfen

von

L. M. Eisenschmid,

Professor.

I. Abtheilung.

Das Gebiet der Prosa.

Zweiter Band. Drittes Heft.

Bamberg und Aschaffenburg,

bei Joh. Cas. Dresch,

1827.

2) Franz Sternbalds Wiederkehr ins Vaterhaus.

Franz war als ein Knabe von zwölf Jahren zufälliger Weise nach Nürnberg gekommen, und auf sein inständiges Bitten bei Meister Albrecht in die Lehre gebracht; er hatte in Nürnberg einige weitläuftige Verwandten, die ihn unterstützten. Jetzt hatte er von seinen Eltern, die Bauersleute waren, lange keine Nachricht bekommen; er machte sich daher auf, sie zu besuchen.

Es war noch am Morgen, als er in dem Wäldchen stand, das vor dem Dorfe seiner Heimath lag. Hier war sein Spielplatz gewesen, hier war er oft in der stillen Einsamkeit des Abends voll Nachdenken gewandelt, wenn die Schatten immer dichter zusammenwuchsen und das Roth der sinkenden Sonne tief unten durch die Baumstämme äugelte und mit zuckenden Strahlen um ihn spielte. Hier hatte sich zuerst sein Trieb entzündet, und er betrat den Wald mit einer Empfindung, wie man in einen heiligen Tempel tritt. Er hatte vor allen einen Lieblingsbaum gehabt, von dem er sich immer kaum hatte trennen können; diesen suchte er jetzt mit großer Emsigkeit auf. Es war eine dicke Eiche mit vielen weitausgebreiteten Zweigen, die Kühlung und Schatten gaben. Er fand den Baum und den Rasen am

Fuße deſſelben noch eben ſo weich und friſch, als ehemals. Wie vieler Gefühle aus ſeiner Kindheit erinnerte er ſich an dieſer Stelle! wie er gewünſcht hatte, oben in dem krauſen Gipfel zu ſitzen und von da ins weite Land hineinzuſchauen; mit welcher Sehnſucht er den Vögeln nachgeſehen hatte, die von Zweig zu Zweig ſprangen und auf den dunkelgrünen Blättern ſcherzten, die nicht wie er nach einem Hauſe rückkehrten, ſondern in ewig frohem Leben von glänzenden Stunden angeſchienen, die friſche Luft einathmeten und Geſang zurückgaben, die das Abend- und Morgenroth ſahen, die keine Schule hatten, und keinen ſtrengen Lehrer. Ihm fiel alles ein, was er vormals gedacht hatte, alle kindiſche Begriffe und Empfindungen gingen an ihm vorüber und reichten ihm die kleinen Hände und hießen ihn ſo herzlich willkommen, daß er heftig im Innerſten erſchrack, daß er nun wieder unter dem alten Baume ſtehe und wieder daſſelbe denke und empfinde, er noch derſelbe Menſch ſei. Alle zwiſchenliegenden Jahre, und alles was ſie an ihm vermocht hatten, fiel in einem Augenblicke von ihm ab und er ſtand wieder als Knabe da, die Zeit ſeiner Kindheit lag ihm ſo nah, ſo nah, daß er alles übrige nur für einen vorbeifliegenden Traum halten wollte. Ein Wind rauſchte herüber und ging durch die großen Äſte des Baums, und alle Gefühle, die fernſten und dunkelſten Erinnerungen wurden mit herüber gewebt und wie Vorhänge fiel es immer mehr von

Franzens Seele zurück und er sah nur sich und die liebe Vergangenheit. Alle frommen Empfindungen gegen seine Eltern, der Unterricht, den ihm seine ersten Bücher gaben, sein Spielzeug fiel ihm wieder bei und seine Zärtlichkeit gegen leblose Gestalten.

Wer bin ich? sagte er zu sich selber und schaute langsam um sich her. Was ist es, daß die Vergangenheit so lebendig in meinem Innern aufsteigt? Wie konnte ich alles, wie konnte ich meine Eltern so lange fast vergessen? Wie wäre es möglich, daß uns die Kunst gegen die besten und theuersten verhärten könnte? Und doch kann es nur das seyn, daß dieser Trieb mich zu sehr beschäftigte, sich mir vorbaute und die Aussicht des übrigen Lebens verdeckte.

Er stand in Gedanken und die Mahlerstube und Albrecht und seine Kopien kamen ihm wieder in die Gedanken, er setzte seinen Freund Sebastian sich gegenüber und hörte schnell wieder durch, was sie nur je mit einander gesprochen hatten; dann sah er wieder um sich und die Natur selbst, der Himmel, der rauschende Wald und sein Lieblingsbaum schienen Athem und Leben zu seinen Gemählden herzugeben, Vergangenheit und Zukunft bekräftigten seinen Trieb und alles, was er gedacht und empfunden, war ihm nur deswegen werth, weil es ihn zur Kunstliebe geführt hatte. Er ging mit schnellen Schritten weiter und alle Bäume schienen ihm nachzurufen, aus jedem Bu=

sche traten Erscheinungen hervor und wollten ihn zurückhalten, er taumelte aus einer Erinnerung in die andere, und verlor sich in ein Labyrinth von seltsamen Empfindungen.

Er kam auf einen freien Platz im Walde, und plötzlich stand er still. Er wußte selbst nicht, warum er inne hielt und verweilte, um darüber nachzudenken. Ihm war, als habe er sich hier auf etwas zu besinnen, das ihm so lieb, so unaussprechlich theuer gewesen sei; jede Blume im Grase nickte so freundlich, als wenn sie ihm auf seine Erinnerungen helfen wollte. Es ist hier, gewißlich hier! sagte er zu sich selber, und suchte emsig nach dem glänzenden Bilde, das wie von schwarzen Wolken in seiner innersten Seele zurückgehalten wurde. Mit einemmale brachen ihm die Thränen aus den Augen, er hörte vom Felde herüber eine einsame Schalmeie eines Schäfers, und nun wußte er alles. Als ein Knabe von sechs Jahren war er hier im Walde gegangen, auf diesem Platze hatte er Blumen gesucht, ein Wagen kam daher gefahren und hielt still, eine Frau stieg ab und hob ein Kind herunter, und beide gingen auf dem grünen Platze auf und ab, und vor dem kleinen Franz vorüber. Das Kind, ein liebliches blondes Mädchen, kam zu Franz und bat um seine Blumen, er schenkte sie ihr alle, ohne selbst seine Lieblinge zurückzubehalten, indeß ein alter Bedienter auf einem Waldhorne blies, und Töne hervorbrachte, die dem jungen Franz damals auf-

ferst wunderbar in die Ohren klangen. So verging eine Zeit, und Franz hatte alles vergessen; dann fuhren die Fremden wieder fort, und er erwachte wie aus einem Entzücken zu sich und den gewöhnlichen Empfindungen, den gewöhnlichen Spielen, dem gewöhnlichen Leben von einem Tag zum andern hinüber. Dazwischen klangen immer die holden Waldhornstöne in seine Existenz hinein, und vor ihm stand wie der Mond das holde Angesicht des Kindes, dem er seine Blumen geschenkt hatte, nach denen er im Schlummer oft die Hände ausstreckte, weil ihm dünkte, er erhielte sie von dem Mädchen wieder. Alles Liebe und Holde entlehnte er von ihrem Bilde, alles Schöne, was er sah, trug er zu ihrer Gestalt hinüber; wenn er von Engeln hörte, glaubte er einen zu kennen, und sich von ihm gekannt, er war es überzeugt, daß die Feldblumen einst ein Erkennungszeichen zwischen ihnen beiden seyn würden.

Als er so deutlich wieder an alles dieses dachte, als ihm einfiel, daß er es in so langer Zeit gänzlich vergessen hatte, setzte er sich ins grüne Gras nieder und weinte; er drückte sein heißes Gesicht an den Boden und küßte mit Zärtlichkeit die Blumen, die dort standen. Er hörte in der Trunkenheit wieder die Melodie eines Waldhorns, und konnte sich vor Wehmuth, vor Schmerzen der Erinnerung und süßen ungewissen Hoffnungen nicht fassen. Bin ich wahnsinnig, oder was ist es mit diesem thörigten Herzen? rief er aus. Welche

unsichtbare Hand fährt so zärtlich und grausam zugleich über alle Saiten in meinem Innern hinweg, und scheucht alle Träume und Wundergestalten, Seufzer und Thränen und verklungene Lieder aus ihrem fernen Hinterhalte hervor? O mein Geist, ich fühle es in mir, strebt nach etwas überirdischem, das keinem Menschen gegönnt ist. Mit magnetischer Gewalt zieht der unsichtbare Himmel mein Herz an sich und bewegt alle Ahndungen durch einander, die längst ausgewinten Freuden, die unmöglichen Wonnen, die Hoffnungen, die keine Erfüllung zugeben. Und ich kann es keinem Menschen, keinem Bruder einmal klagen, wie mein Gemüth zugerichtet ist, denn keiner würde meine Worte verstehen. Daher aber gebricht mir die Kraft, die den übrigen Menschen verliehen ist, und die uns zum Leben nothwendig bleibt, ich matte mich ab in mir selber und keiner hat dessen Gewinn, mein Muth verzehrt sich, ich wünsche, was ich selbst nicht kenne. Wie Jakob seh' ich im Traume die Himmelsleiter mit ihren Engeln, aber ich kann nicht selbst hinaufsteigen, um oben in das glänzende Paradies zu schauen, denn der Schlaf hat meine Glieder bezwungen, und was ich sehe und höre, ahnde und hoffe und lieben möchte, ist nur Traumgestalt in mir.

Jetzt schlug die Glocke im Dorfe. Er stand auf und trocknete sich die Augen, indem er weiter ging, und nun schon die Hütte und die kleine Kirche durch das grüne Laub auf sich zuschimmern

sah. Er ging an einem Garten vorbei, und über den Zaun herüber hing ein Zweig voll rother Kirschen. Er konnte es nicht unterlassen, einige abzubrechen und sie zu kosten, weil die Frucht dieses Baumes ihn in der Kindheit oft erfreuet hatte; Es waren dieselben Zweige, die sich ihm auch jetzt freundlich entgegenstreckten, aber die Frucht schmeckte ihm nicht wie damals. In der Kindheit wird der Mensch von den blanken, glänzenden und vielfarbigen Früchten und ihrem süßen Geschmack angelockt, das Leben lieb zu gewinnen, wie es die Schulmeister in der Schule machen, die mit Süßigkeit dem Kinde Lust zu lernen beibringen wollen; nachher verliert sich im Menschen dieses frohe Vorgefühl des Lebens, er ist der Lockungen gewohnt, und dagegen abgestumpft.

Franz ging über den Kirchhof und las die Kreuze im Vorbeigehen schnell, aber an keinem war der Name seines Vaters oder seiner Mutter angeschrieben, und er fühlte sich zuversichtlicher. Die Mauer des Thurms kam ihm nicht so hoch vor, alles war ihm beengter, das Haus seiner Eltern kannte er kaum wieder. Er zitterte, als er die Thüre anfaßte, und doch war es ihm schon wieder so gewöhnlich, diese Thür zu öffnen. In der Stube saß seine Mutter mit verbundenem Kopf und weinte; als sie ihn erblickte, weinte sie noch heftiger; der Vater lag im Bette und war krank. Er umarmte sie beide mit gepreßtem Herzen, er erzählte ihnen, sie ihm, sie sprachen durch einan-

der und fragten sich, und wußten doch nicht recht, was sie reden sollten. Der Vater war matt und bleich. Franz hatte ihn sich ganz anders vorgestellt, und darum war er nun so gerührt und konnte sich gar nicht wieder zufrieden geben. Der alte Mann sprach viel vom Sterben, von der Hoffnung der Seligkeit, er fragte den jungen Franz, ob er auch Gott noch so treu anhänge, wie er ihn gelehrt habe. Franz drückte ihm die Hand und sagte: Haben wir in diesem irdischen Leben etwas anders zu suchen, als die Ewigkeit? Ihr liegt nun da an der Grenze, Ihr werdet nun bald in Eurer Andacht nicht mehr gestört werden, und ich will mir gewiß alle Mühe geben, mich von den Eitelkeiten zu entfernen.

Liebster Sohn, sagte der Vater, ich sehe, daß meine Lehren an Dir nicht verloren gegangen. Wir müssen arbeiten, sinnen und denken, weil wir einmal in diesem Leben, in diesem Joch eingespannt sind, aber darum müssen wir doch nie das Höhere aus den Augen verlieren. Sei redlich in Deinem Gewerbe, damit es Dich ernährt, aber laß nicht Deine Nahrung, Deine Bekleidung den letzten Gedanken Deines Lebens seyn; trachte auch nicht nach dem irdischen Ruhme; denn alles ist doch nur eitel, alles bleibt hinter uns, wenn der Tod uns fordert. Mahle, wenn es seyn kann, die heiligen Geschichten recht oft, um auch in weltlichen Gemüthern Andacht zu erwecken.

Franz aß wenig zu Mittage, der Alte schien sich gegen Abend zu erholen. Die Mutter war nun schon daran gewöhnt, daß Franz wieder da sei; sie machte sich seinetwegen viel zu thun, und vernachläßigte den Vater beinahe. Franz war unzufrieden mit sich, er hätte dem Kranken gern alle glühende Liebe eines guten Sohnes gezeigt, auf seine letzten Stunden gern alles gehäuft, was ihn durch ein langes Leben hätte begleiten sollen, aber er fühlte sich so verworren und sein Herz so matt, daß er über sich selber erschrak. Er dachte an tausend Gegenstände, die ihn zerstreuten, vorzüglich ein Gemälde von Kranken, von trauernden Söhnen und wehklagenden Müttern, und darüber machte er sich dann die bittersten Vorwürfe.

Als sich die Sonne zum Untergange neigte, ging die Mutter hinaus, um aus ihrem kleinen Garten, der etwas entfernt war, Gemüse zu holen zur Abendmahlzeit. Der Alte ließ sich von seinem Sohn mit einem Sessel vor die Hausthüre tragen, um sich von den rothen Abendstrahlen bescheinen zu lassen.

Es stand ein Regenbogen am Himmel, und im Westen regnete der Abend in goldnen Strömen nieder. Schaafe weideten gegenüber und Birken säuselten; der Vater schien stärker zu seyn. Nun sterb' ich gerne, rief er aus, da ich Dich vor meinem Tode noch gesehen habe.

Franz konnte nicht viel antworten, die Sonne sank tiefer und schien dem Alten feurig ins Ge-

ficht, der sich wendete, und seufzte: Wie Gottes Auge blickt es mich noch zu guter letzt an und straft mich Lügen; ach! wenn doch erst alles vorüber wäre! Franz verstand diese Worte nicht, aber er glaubte zu bemerken, daß sein Vater von Gedanken beunruhigt würde. Ach! wenn man so mit hinunter sinken könnte! rief der Alte aus, mit hinunter mit der lieben Gottes Sonne! O wie schön und herrlich ist die Erde, und jenseits muß es noch schöner seyn; dafür ist uns Gottes Allmacht Bürge. Bleib immer fromm und gut, lieber Franz, und höre mir aufmerksam zu, was ich Dir jetzt noch zu entdecken habe. Franz trat ihm näher, und der Alte sagte: Du bist mein Sohn nicht, liebes Kind. — Indem kam die Mutter zurück; man konnte sie aus der Ferne hören, weil sie mit lauter Stimme ein geistliches Lied sang, und der Alte brach sehr schnell ab, und sprach von gleichgültigen Dingen. Morgen, sagte er heimlich zu Franz, morgen!

Die Heerden kamen vom Felde mit den Schnittern, alles war fröhlich, aber Franz war sehr in Gedanken versunken, er betrachtete die beiden Alten in einem ganz neuen Verhältniß zu sich selber, er konnte kein Gespräch anfangen, die letzten Worte seines vermeintlichen Vaters schallten ihm noch immer in den Ohren, und er erwartete mit Ungeduld den Morgen.

Es ward finster, der Alte ward hineingetragen, und legte sich nieder schlafen; Franz aß mit der

Mutter. Plötzlich hörten sie nicht mehr den Athem-Zug des Vaters, sie eilten hinzu und er war verschieden. Sie sahen sich stumm an, und nur Brigitte konnte weinen. Ach! so ist er denn gestorben ohne von mir Abschied zu nehmen? sagte sie seufzend; ohne Priester und Einsegnung ist er entschlafen! — Ach! wer auf der weiten Erde wird nun noch mit mir sprechen, da sein Mund stumm geworden ist? Wem soll ich mein Leid klagen, wer wird mir sagen wenn die Bäume blühen, und wenn wir die Früchte abnehmen? — Ach! der gute alte Vater, nun ist es also vorbei mit unserm Umgang, mit unsern Abendgesprächen, und ich kann gar nichts dazu thun, sondern ich muß mich nun so eben darein finden. Unser aller Ende sey eben so sanft!

Die Thränen machten sie stumm, und Franz tröstete sie. Er sah in Gedanken betende Einsiedler, die verehrungswürdigen Märtyrer, und alle Leiden der armen Menschheit gingen in mannigfaltigen Bildern seinem Geiste vorüber.

Tiek.

3) Herzog von Alba bei einem Frühstück auf dem Schlosse Rudolstadt im Jahre 1547.

Eine deutsche Dame aus einem Hause, das schon ehedem durch Heldenmuth geglänzt und dem deutschen Reich einen Kaiser gegeben hat, war es, die den fürchterlichen Herzog von Alba durch ihr entschlossenes Betragen beinahe zum Zittern gebracht hätte. Als Karl V. im Jahre 1547 nach der Schlacht bei Mühlberg auf seinem Zuge nach Franken und Schwaben auch durch Thüringen kam, wirkte die verwittwete Gräfin Katharina von Schwarzburg, eine geborne Fürstin von Henneberg, einen Sauve-Garde-Brief bei ihm aus, daß ihre Unterthanen von der durchziehenden spanischen Armee nichts zu leiden haben sollten. Dagegen verband sie sich, Brod, Bier und andere Lebensmittel gegen billige Bezahlung aus Rudolstadt an die Saalbrücke schaffen zu lassen, und die spanischen Truppen, die dort übersetzen würden, zu versorgen. Doch gebrauchte sie dabei die Vorsicht, die Brücke, welche dicht bei der Stadt war, in der Geschwindigkeit abbrechen, und in einer größern Entfernung über das Wasser schlagen zu lassen, damit die allzugroße Nähe der Stadt ihre raublustigen Gäste nicht in Versuchung führte. Zugleich wurde den Einwohnern aller Ortschaften,

durch welche der Zug gieng, vergönnt, ihre besten Habseligkeiten auf das Rudolstädter Schloß zu flüchten.

Mittlerweile näherte sich der spanische General, vom Herzog Heinrich von Braunschweig und dessen Söhnen begleitet, der Stadt, und bat sich durch einen Boten, den er voran schickte, bei der Gräfin von Schwarzburg auf ein Morgenbrod zu Gaste. Eine so bescheidene Bitte, an der Spitze eines Kriegsheeres gethan, konnte nicht wohl abgeschlagen werden. Man würde geben, was das Haus vermöchte, war die Antwort; seine Excellenz möchten kommen und vorlieb nehmen. Zugleich unterließ man nicht, der Sauve-Garde noch einmal zu gedenken, und dem spanischen General die gewissenhafte Beobachtung derselben ans Herz zu legen.

Ein freundlicher Empfang und eine gutbesetzte Tafel erwartete den Herzog auf dem Schlosse. Er muß gestehen, daß die thüringischen Damen eine sehr gute Küche führen, und auf die Ehre des Gastrechts halten. Noch hat man sich kaum niedergesetzt, als ein Eilbote die Gräfin aus dem Saal ruft. Es wird ihr gemeldet, daß in einigen Dörfern unterwegs die spanischen Soldaten Gewalt gebraucht, und den Bauern das Vieh weggetrieben hätten. Katharina war eine Mutter ihres Volks; was den Ärmsten ihrer Unterthanen widerfuhr, war ihr selbst zugestoßen. Aufs Äusserste über diese Wortbrüchigkeit entrüstet, doch von ihrer

Geistesgegenwart nicht verlassen, befiehlt sie ihrer ganzen Dienerschaft, sich in aller Geschwindigkeit und Stille zu bewaffnen, und die Schloßpforten wohl zu verriegeln; sie selbst begiebt sich wieder nach dem Saale, wo die Fürsten noch bei Tische sitzen. Hier klagt sie ihnen in den beweglichsten Ausdrücken, was ihr eben hinterbracht worden, und wie schlecht man das gegebene Kaiserwort gehalten. Man erwiedert ihr mit Lachen, daß dieß nun einmal Kriegsgebrauch sey, und daß bei einem Durchmarsch von Soldaten dergleichen kleine Unfälle nicht zu verhüten stünden. „Das wollen wir doch sehen," antwortete sie aufgebracht. „Meinen armen Unterthanen muß das Ihrige wieder werden, oder bei Gott!" — indem sie drohend ihre Stimme anstrengte, „Fürstenblut für Ochsenblut!" Mit dieser bündigen Erklärung verließ sie das Zimmer, das in wenigen Augenblicken von Bewaffneten erfüllt war, die sich, das Schwert in der Hand, doch mit vieler Ehrerbietigkeit hinter die Stühle der Fürsten pflanzten und das Frühstück bedienten. Beim Eintritt dieser kampflustigen Schaar veränderte Herzog Alba die Farbe; stumm und betreten sah man einander an. Abgeschnitten von der Armee, von einer überlegenen handfesten Menge umgeben, was blieb ihm übrig, als sich in Geduld zu fassen, und auf welche Bedingung es auch sey, die beleidigte Dame zu versöhnen. Heinrich von Braunschweig faßte sich zuerst, und brach in ein lautes Gelächter aus. Er ergriff den

vernünftigen Ausweg, den ganzen Vorgang ins Lustige zu kehren, und hielt der Gräfin eine Lob=Rede über ihre landesmütterliche Sorgfalt und den entschlossenen Muth, den sie bewiesen. Er bat sie, sich ruhig zu verhalten, und nahm es auf sich, den Herzog von Alba zu Allem, was billig sey, zu vermögen. Auch brachte er es bei dem Letztern wirklich dahin, daß er auf der Stelle einen Be=fehl an die Armee ausfertigte, das geraubte Vieh den Eigenthümern ohne Verzug wieder auszulie=fern. Sobald die Gräfin von Schwarzburg der Zurückgabe gewiß war, bedankte sie sich aufs Schönste bei ihren Gästen, die sehr höflich von ihr Abschied nahmen.

Ohne Zweifel war es diese Begebenheit, die der Gräfin Katharina von Schwarzburg den Bei=namen der Heldenmüthigen erworben.

v. Schiller.

4) Die Wittwe zu Zehra.

Der Kadi zu Zehra, Benbächir, begegnete einer Wittwe, welche einen Esel vor sich her trieb und weinte. „Warum weinst Du, armes Weib?“ „Wohl ein armes Weib,“ antwortete sie, „dieser Esel, der leere Sack, welcher darauf liegt, und die Kleidung, welche meine Blöße deckt, sind der ganze überrest meiner Haabe; alles übrige hat mir der Kaliph genommen.“ „Und worin bestand Deine übrige Habe?“ fragte Benbächir verwundert? „Ich besaß eine kleine Meierei; sie war das Erbtheil der Vorfahren meines verstorbenen Mannes und der meinigen; sie war uns über alles lieb; wir waren hier geboren und erzogen, unsere gemeinschaftliche Liebe nahm hier ihren Anfang; wir wurden Gatten, genossen die Zufriedenheit wahrer Liebe und unermüdeter Arbeitsamkeit, — noch auf dem Sterbebette bat mich mein guter Mann, dafür zu sorgen, daß unser kleines Gut, welches uns unsre Väter hinterlassen hätten, an Niemand anders gelange, als an unsern Sohn, welcher vielleicht in dem Augenblicke im Heere des Kaliphen sein Blut für einen Herrn vergießt, welcher seiner Mutter alles nimmt.“ „Und aus welchem Grunde,“ fragte der Kadi, „nahm Dir der Kaliph Dein Grundstück?“

„Er will sich ein Lustgebäude dahin bauen lassen," antwortete die Wittwe. — Guter Gott, dachte der Kadi bei sich selbst: er hat so viele Palläste und Lustgebäude, und auf einen bloßen Einfall, noch eins mehr zu haben, vertreibt er ein armes Weib aus ihrem Eigenthume! —

„Und welchen Ersatz gab er Dir?" fragte Benbächir. „Ersatz? keinen!" antwortete die Wittwe, er ließ mir anfänglich eine kleine Summe anbieten; wie ich aber das mir so theure Grundstück nicht verkaufen wollte, so nahm er es mir mit Gewalt."

„Hast Du ihm Deine traurige Lage nicht vorgestellt?" erwiederte der Kadi. — „Ich warf mich vor ihm nieder," antwortete die Wittwe, „benetzte mit meinen Thränen seine Füße, und bat und flehte — ich sagte ihm alles, was mir Schmerz, Kummer und Verzweifluug eingab." — Sie konnte vor Schluchzen nicht fortfahren. — „Und Dein Bitten vermochte nichts gegen ihn?" fragte Benbächir theilnehmend. — „Er wies mich mit aller möglichen Härte ab!" antwortete sie weinend. — Benbächir hob die Augen gen Himmel. Allmächtiger! seufzte er, Vater der Menschen! Er stellt dich hier auf Erden vor, und kann die von sich weisen, die nichts verlangen, als was Gerechtigkeit und Billigkeit heischt; und du übersiehst mit Langmuth und Geduld die unbilligsten und ungerechtesten Bitten der Sterblichen? „Weib," sagte er entschlossen nach dieser stillen Pause, „über-

laß mir Deinen Esel und den Sack auf eine kurze Zeit, und folge mir von ferne. Ich gelte etwas bei dem Kaliphen — wo ist er jetzt?"

„Er befindet sich eben jetzt," antwortete die Wittwe, „auf dem Grundstück, welches ich sonst mein nannte. — Aber was willst Du mit dem Esel?" — „Sey unbesorgt und folge mir!" — versetzte der Kadi. — Benbächir nahm den Esel, und suchte den Kaliphen auf. Der Kaliph bewillkommte ihn freundlich. „Ich habe Dich so lange nicht gesehen, Benbächir," sagte er zu ihm, „und wie kommt es, daß ich eben jetzt Dich sehe?"

„Erhabener Beherrscher der Gläubigen," antwortete Benbächir, „ich habe so eben ein armes Weib gesprochen, welchem — „Ich errathe, was folgen wird," unterbrach ihn der Kaliph in einem ernsthaften Tone, „und will nichts weiter hören. Die Halsstärrige mag ihr Betragen büßen! Steht es nicht in meiner Willkühr, über Vermögen und Leben meiner Unterthanen zu gebieten?" — „Deine Macht," erwiederte Benchächir, „ist hier auf Erden unbegrenzt. Auch verlangt die arme Wittwe ihr ehemaliges Eigenthum nicht wieder zurück; sie bettelt blos um ein kleines Andenken, und wenn Du es erlaubst, so fülle ich diesen Sack, zufolge ihres Wunsches, mit Erde."

„Die kann sie haben," erwiederte der Kaliph lächelnd, „und wenn sie zehn Säcke wollte. — Bald, Benbächir, sollst Du die Gegend nicht mehr kennen! Hier soll ein prächtiger Pallast er-

richtet werden, dort ein Wasserfall die Aussicht verschönern, und weiter hin ein hoher Thurm sich erheben, von welchem man die ganze Gegend übersehen kann."

„So?" — erwiederte Benbächir, welcher unterdessen den Sack mit Erde angefüllt hatte. — „Ich werde sogleich mein Geschäft vollendet haben, und dann, erhabner Beherrscher der Gläubigen, erlaube mir noch eine Bitte, die eben so unbedeutend ist, als die erste." — „Sie sey Dir gestattet," versetzte der Kaliph. „Der Sack ist gefüllt," fuhr Benbächir fort, „und nun, erhabner Beherrscher der Gläubigen, fleh' ich um Deinen Beistand, ihn auf den Esel zu laden." —

„Welche befremdende Bitte!" rief der Kaliph, „wie kannst Du dies von mir verlangen? Rufe meiner Sklaven einen, und er soll Dir helfen." — „Erlaube, Beherrscher der Gläubigen," erwiederte der Kadi, „daß ich Dich um diese Gnade bitte — daß ich Dich flehend bitte, sie mir nicht abzuschlagen." — „Wahnsinniger," rief der Kaliph, „die Last ist zu schwer für mich!" — „Zu schwer?" sagte Benbächir; „dieser Sack voll Erde, ein so kleiner Theil des Grundstücks, auf welchem wir uns befinden, scheint Dir zu schwer? O Herr! und Du schauderst nicht bei dem Gedanken an den Tag, an welchem Du vor Deinem und unserm Richter erscheinen wirst? an welchem nicht bloß dieser Sack voll Erde, sondern das ganze Grundstück mit allen Palläsien und Thürmen, welche

Du darauf erbauen willst, mit allen Thränen, mit welchen die Unglücklichen es durch Deine Veranlassung benetzt haben, zur weit unerträglichern Last werden dürfte? — Du bist hienieden unbeschränkter Herrscher; ein Wink von Dir verkürzt des Menschen Leben, und ein einziges Wort stürzt Tausende in's Unglück; aber — es kommt eine Zeit, in welcher Du mit Deinem Sklaven in gleichem Range stehst!" — „Mit meinem Sklaven in gleichem Range?" wiederholte der Kaliph. „Ich irre mich," faßte Benbächir wieder das Wort, „Dein größerer Vorzug hier wird Dir zur größern Qual gereichen. Du hast hier einen ungleich größern Wirkungskreis, folglich auch ungleich mehr zu verantworten. Jeder Deiner Unterthanen hat nur von dem Rechenschaft abzulegen, was er für sich besaß, und Du von allem, was wir insgesammt besitzen. Leb' wohl — verzeih Deinem Sklaven die Verwegenheit." —

Benbächir wollte sich entfernen. Der Kaliph hielt ihn zurück. „Dir verzeihen?" sagte er; „ich bin Dir Dank schuldig, daß Du mich von einer großen Ungerechtigkeit zurück hältst, die ich schon halb begangen habe. — Rufe die Wittwe! Sie nehme ihr väterliches Erbtheil zurück, und um sie für die Thränen zu entschädigen, die ihr meine Härte ausgepreßt hat, soll ihr Grundstück von meinen Gärten, welche angrenzen, um eben so viel vergrößert werden. Und Du verläßt nie wieder meinen Hofstaat, um Gelegenheit zu haben,

Dich angemessen zu belohnen. Die Regenten bedürfen einen freundschaftlichen Begleiter, der nichts scheut, der Wahrheit zu opfern; der sie auf ihre Fehltritte aufmerksam macht und davon zurückhält; Du sollst der meinige in Zukunft seyn."

Liebeskind.

5) Der Hirtenknabe.

Abbas, mit dem Zunamen der Große, König von Persien, war einst auf der Jagd verirret. Er kam auf einen Berg, wo ein Hirtenknabe eine Heerde Schaafe weidete; der Knabe saß unter einem Baum und blies die Flöte. Die süße Melodie des Liedes und die Neugierde lockte den König näher hinzu, das offne Gesicht des Knaben gefiel ihm; er fragte ihn über allerlei Dinge, und die schnellen treffenden Antworten dieses Kindes der Natur, das ohne Unterricht bei seiner Heerde aufgewachsen war, setzten den König in Verwunderung. Er hatte noch seine Gedanken darüber, als sein Vezier dazu kam. „Komm, Vezier, rief er ihm entgegen, und sage mir, wie dir dieser Knabe gefällt.“ Der Vezier kam herbei; der König setzte seine Fragen fort und der Knabe blieb ihm keine Antwort schuldig. Seine Unerschrockenheit, sein gesundes Urtheil, und seine offne Freimüthigkeit nahmen den König und den Vezier so sehr ein, daß jener beschloß ihn mit sich zu nehmen und erziehen zu lassen, damit man sähe, was aus dieser schönen Anlage der Natur unter der Hand der Kunst werde.

Wie eine Feldblume, die der Gärtner aus ihrem dürren Boden hebt und in ein besseres Erdreich pflanzet, in kurzem ihren Kelch erweitert und glänzendere

zendere Farben annimmt, so bildete sich auch der Knabe unvermerkt zu einem Manne von großen Tugenden aus. Der König gewann ihn täglich lieber, er gab ihm den Namen Ali Beg und machte ihn zu seinen Großschatzmeister.

Ali Beg besaß alle Tugenden, die sich nur zusammen vereinigen lassen: Unsträflichkeit in seinen Sitten; Treue und Klugheit in seinem Amt; Freigebigkeit und Großmuth gegen die Fremden; Gefälligkeit gegen alle, die ihn um etwas baten, und ob er gleich der Liebling des Königs war, die bescheidenste Demuth. Was ihn aber am mehresten unter den persischen Hofleuten auszeichnete, war seine Uneigennützigkeit; denn nie ließ er sich seine Dienste bezahlen; seine guten Thaten hatten die reinste Quelle, das Verlangen den Menschen nützlich zu werden. Und doch entging er bei allen diesen Tugenden den Verleumdungen der Höflinge nicht, die seine Erhebung mit heimlichen Neide ansahen. Sie legten ihm allerlei Fallen und suchten ihn bei dem Könige verdächtig zu machen. Aber Schach Abbas war ein Fürst von seltenen Eigenschaften; argwöhnischer Verdacht war für seine große Seele zu klein, und Ali Beg blieb in Ansehn und Ruhe, so lange sein großmüthiger Beschützer lebte.

Zum Unglück starb dieser große König, und Schach Sefi, der ihm folgte, schien die Wehklage der Völker zu rechtfertigen, die es bedauert, daß gute Fürsten wie andere Menschen sterben. Er

war das völlige Widerspiel seines Vorgängers, voll Mißtrauen, Grausamkeit und Geiz; Blutvergießen schien ihn zu erquicken, wie den Durstigen ein Trunk Wasser. So einen Oberherrn hatten Ali's Feinde erwartet und ihr verborgener Neid wurde sogleich wieder sichtbar. Sie brachten täglich Verleumdungen gegen den Schatzmeister an, auf die der König anfangs nicht achtete, bis eine unerwartete Begebenheit diese Anklagen wahr zu machen schien.

Der König nemlich verlangte einen kostbaren Säbel zu sehen, den Schach Abbas vom türkischen Kaiser zum Geschenk bekommen hatte, und dessen einige Hofleute erwähnten. Der Säbel war nicht zu finden, ob er gleich in dem nachgelassenen Verzeichniffe des großen Abbas eingetragen war; und so fiel Schach Sefi's Verdacht auf den Schatzmeister, daß er ihn veruntreuet habe. Dies war, was seine Feinde wünschten; sie verdoppelten ihre Beschuldigungen und malten ihn als den ärgsten Betrüger. „Er hat viele Häuser zur Bewirthung der Fremden gebauet," sagten sie, „und andere öffentliche Gebäude mit großen Kosten aufführen lassen. Er kam als ein nackter Knabe an den Hof, und doch besitzt er jetzt unermeßliche Reichthümer. Wo könnte er alle die Kostbarkeiten, womit sein Haus angefüllt ist, herhaben, wenn er den königlichen Schatz nicht bestähle?" Ali Beg trat eben zum Könige hinein, als ihm seine Feinde so verklagten und mit zornigen Blicken sprach der König:

„Ali Beg, deine Untreue ist kund worden; du hast dein Amt verloren, und ich befehle dir, in vierzehn Tagen Rechnung abzulegen.“ Ali Beg erschrak nicht; denn sein Gewissen war rein; aber er bedachte, wie gefährlich es seyn würde, seinen Feinden vierzehn Tage Zeit zu lassen, ehe er seine Unschuld bewiese. „Herr, sprach er, mein Leben ist in deiner Hand. Ich bin bereit die Schlüssel des königlichen Schatzes und den Schmuck der Ehre, den du mir gegeben hast, heute oder morgen vor deinem Throne niederzulegen, wenn du deinen Sklaven mit deiner Gegenwart begnadigen willst.“

Diese Bitte war dem Könige um so willkommener, er sagte sie ihm zu und besichtigte gleich des andern Tages die Schatzkammer. Alles war in der vollkommensten Richtigkeit; und Ali Beg überführte ihn, daß Schach Abbas den vermißten Säbel selbst herausgenommen und mit den Diamanten ein anderes Kleinod habe schmücken lassen, ohne daß er es in seinem Verzeichnisse bemerket. Der König konnte nichts dagegen einwenden; allein Mißtrauen ist ungerecht und findet sich beleidigt, wenn es sich auch in seinen falschen Muthmaßungen betrogen siehet. Er ersann einen Vorwand, und begleitete den Schatzmeister in sein Haus, um die vielen Kostbarkeiten zu finden, von denen ihm seine Höflinge gesagt hatten; zu seiner großen Verwunderung aber war auch hier alles anders. Gemeine Tapeten deckten

die Wände; die Zimmer waren mit nicht mehr als nothdürftigem Hausrath versehen, und Sefi mußte selbst gestehen, ein mittelmäßiger Bürger wohne köstlicher, als der Großschatzmeister seines Reiches. Er schämte sich dieser zweiten Täuschung und wollte sich entfernen, als ihm ein Höfling eine Thür am Ende der Gallerie zeigte, die mit zwei starken eisernen Riegeln verschlossen war. Der König ging näher und fragte den Ali Beg, was er unter so großen Schlössern und Riegeln verwahre? Ali Beg schien erschrocken; sein Gesicht erröthete; er erholte sich aber wieder und sprach: Herr! in diesem Gemach bewahre ich das Liebste, das ich auf der Welt habe, mein wahres Eigenthum. Alles, was du in diesem Hause gesehen hast, gehört dem Könige, meinem Herrn; was dieses Zimmer enthält, ist mein; aber es ist ein Geheimniß, ich bitte dich, verlange nicht es zu sehen."

Dies ängstliche Betragen schien dem argwöhnischen Sefi Gefühl der Schuld, und er befahl mit Heftigkeit, die Thür zu öffnen. Das Gemach that sich auf, und siehe da! vier weiße Wände mit einem Hirtenstabe, einer Flöte, einem schlechten Kleide und einer Hirtentasche geschmückt; das waren die Schätze, welche diese eisernen Riegel und Schlösser verwahrten.

Alle Anwesenden erstaunten, und Schach Sefi schämte sich zum drittenmal, als Ali Beg mit der größesten Bescheidenheit also sprach: „Mächtiger König! Als mich der große Abbas auf einem Berge

antraf, wo ich meine Heerde hütete, waren diese Armseligkeiten alle mein Reichthum. Ich bewahrte seitdem denselben als mein einziges Eigenthum, das Denkmal meiner glücklichen Kindheit und der großmüthige Fürst war zu gütig, als daß er es mir hätte nehmen wollen. Ich hoffe, Herr, auch du wirst es mir nicht nehmen, und mich mit ihm in jene friedlichen Thäler zurückkehren lassen, wo ich in meiner Dürftigkeit glücklicher, als im Überfluß deines Hofes war."

Ali schwieg; und alle Umstehenden waren bis zu Thränen erweichet. Der König zog sein Kleid aus und legte es ihm an (ein Zeichen der höchsten Gnade); der Neid und die Verleumdung waren mit Scham geschlagen, und sie konnten sich gegen diesen Edlen nie wieder erholen. Ali lebte lange und genoß die Belohnung seiner Tugenden, Liebe und Verehrung bei seinem Leben und nach seinem Tode waren Thränen die stillen Lobredner auf seinem Grabe. Alle Einwohner der Stadt begleiteten seine Leiche, und noch im Munde der Nachwelt hieß er immer der edle uneigennützige Ali. —

A. J. Liebeskind.

6) Mutterliebe.

In einer blühenden Ebene Italiens zwischen duftenden Limonienwäldern beglückte die gute Clementine in einem kleinen einsamen Häuschen einen Mann und drei Kinder mit unaussprechlicher Liebe. Sie gab ihrem Gatten mehr durch ihr Herz, als die Natur ihm gab durch die Reize, die in braunen Locken ihr Antlitz umspielten und aus ihren schwarzen Augen lächelten; sie that für ihre Kinder mehr durch holde bildende Pflege, als einst durch die Geburt in das Leben.

Eines Tages hatte sie von der kühlen Dämmerung des Morgens an bis zum schwülen sinkenden Abende, indeß ihr Gatte in Geschäften entfernt war, emsig gearbeitet, und, ohne nur einmal an sich zu denken, rastlos ihre Kräfte an der Beschickung des Hauses und der Besorgung ihrer Kleinen erschöpft. Froh der vollendeten Arbeit, trat sie in die Thür der Hütte und schaute mütterlich sorgsam hinaus nach ihrem Knaben Antonio, der in der Nähe mit der kleinern Schwester Franziska an einem Lorbeergesträuche im Schatten von Olivenbäumen einträchtig spielte.

Befriedigt eilte sie zurück in die arme reinliche Stube, besetzte den schlechten Tisch mit dürftiger, doch wohlschmeckender Kost, zum Abendessen, hing mit lächelndem Gesichte und verhaltenem Athem

lange über der Wiege, in welcher ihr Säugling mit glühenden Wangen und hörbaren Athemzügen des süßen Schlafes genoß, und ließ sich dann behutsam auf einen Schemmel neben der Wiege an ihrem Rade nieder.

Die friedliche Stille umher, das sanfte Schnauben des schlafenden Kindes, das leise Wehen eines schwülen Lüftchens, das im dichten Rebenlaube vor dem Fenster flüsterte, der oft unterbrochene heimliche Gesang einer Schwalbe, die unter dem Dache schwitscherte, und vor allem die Ermüdung von vierzehnstündiger Geschäftigkeit, führte einen Schlummer herbei, der ihr unvermerkt die schweren Augenlieder zu schließen begann. Aber schnell raffte sie sich auf: ich darf nicht schlafen, dachte sie, Franziska braucht ein neues Kleidchen, und rieb die drückende Mattigkeit aus den Augen; — Gott, wie oft und wie gern reibt eine Mutter für ihre Kinder den Schlaf von den Wimpern! — und dann spann sie so eifrig, so rasch, dann drehte sie ihr Rädchen so hurtig, als sollte das Garn zu Franziska's Kleide noch heute gesponnen seyn.

Plötzlich schreckte ein jähes Angstgeschrei ihres Antonio sie auf. Sie stürzte vor die Hütte, und sah mit Beben, wie er die kleine zitternde Franziska herbeiführte, und hörte mit Erstarren, wie er von weitem rief: Mutter, sieh nur, wie Franziska's Hand blutet! Eine Natter hat sie gebissen. Ach Franziska! meine Franziska! eine Natter! Gott, warum ließ ich sie hier spielen! Hülfe!

Rettung! das war alles, was sie mit verschlungenen Armen ächzte, das war es, was sie einem eben vorüber eilenden Manne in gebrochnen Worten stammelte.

Junges Weib! sagte der Wandrer, ich kann nicht weilen, mein Vater liegt in jenem Dorfe todeskrank, auch habe ich nur einen Rath: seht wo ihr einen Hund bekommt, der ihr das Gift aus der Wunde saugt, aber geschwind, geschwind! sonst weiß ich nichts.

Mit diesen Worten ging der Mann vorüber, und Clementine taumelte, wie vom jähen Schwindel überfallen, und die Verzweiflung zuckte in ihrem blassen Gesichte. Doch nach einem Augenblicke ward ihr Antlitz heiter; sie erhob sich schnell und freudig, wie wenn man Rettung sieht. Ein Hund das Nattergift aus ihrer Wunde saugen? sagte sie, das wird ein Hund nicht thun; aber eine Mutter kann es, eine Mutter thut es; und hastig zog sie ihre Tochter an sich, als ob sie von einem Abgrnnde sie wegriß, und drückte die sanften Lippen auf die Wunde, und sog so innig und so lange, als könnte sie hundertjähriges Leben aus dieser Wunde saugen.

Indem sah Antonio den Vater sich nähern, und stürzt ihm entgegen, und erzählte ihm, was geschehen war, und was die Mutter thue. Vor Entsetzen erbleichte der junge Mann, und wankte, und hielt sich an dem nächsten Baume. Was machst du, Vater? rief der Knabe, und sprang

auf ihn zu, als wollte er ihm helfen; aber noch ehe er ihn umfaßte, bebte er wieder zurück vor einer todten Schlange, die er erst an des Vaters Stab gewunden erblickte, und stammelte! ach, die Natter war es, ja eine solche Natter hat unsere liebe Franziska gebissen!

Nun Gottlob, Gottlob! jauchzte der Vater, das ist keine Natter, das ist eine unschädliche Schlange, die niemanden tödten kann. Mit nassen Augen erreichte er seine Hütte, umfaßte die Tochter mit der Mutter, und schloß sie lange an seine Brust, und rief mit trunkner Freude: Böses, treffliches Weib, wie hast du mich erschreckt! aber Gott sey Dank, die Schlange war nicht giftig, der Herr sey gepriesen, wir bleiben noch beisammen, und deine Mutterliebe werde ich nie vergessen; und keins von deinen Kindern wird sie je vergessen, und diese Hand, auf deren Wunde du deine mütterlichen Lippen drückteſt, wird einst gewiß dein graues Haar mit Rosen und mit Myrthenkränzen zieren.

In schweigendem Entzücken traten nun die Gatten von ihren Kindern begleitet in die Stube, durch deren Fenster eben die sinkende Sonne den einladenden Tisch mit ihrem Rosenschimmer röthete, und der Säugling in der Wiege sah sich mit weit offnen Augen ruhig um, und lächelte den glücklichen Ältern entgegen.

Starke.

7) Der Christ und der Mohamedaner.

Zwei Brüder, Wolfgang und Raimund, beide in Deutschland geboren und erzogen, schifften sich einst nach Maltha ein. Der Vater hatte früh schon den Jüngsten als Maltheser-Ritter einschreiben lassen, und des Jünglings schwärmerischer Sinn zog ihn unwiderstehlich nach dieser Insel, um dort dem Orden als wirklicher Ritter zu dienen. Wolfgang liebte den Bruder zu innig, als daß er sich von ihm hätte trennen mögen. Er verkaufte seine Besitzungen, nahm sein bedeutendes Vermögen zusammen, begleitete seinen Raimund nach Maltha, und kaufte dort schöne Ländereien. Hier ward er ein glücklicher Gatte und Vater, und erschuf, während der Bruder oft gegen die Korsaren zur See focht, mit frommen häuslichen Sinne sich ein kleines Paradies. Aus den gefahrvollen Kämpfen zurückkehrend, fand Raimund hier immer Ruhe und Erholung, und wenn er nun von den überstandenen Gefahren erzählte, sich der erkämpften Siege freute, und nicht unterließ, seinen Haß gegen die Ungläubigen laut auszusprechen, und einen ewigen Krieg gegen sie zu geloben, dann suchte ihn oft der sanftere Wolfgang zu überzeugen, daß man wohl noch andere Waffen gegen sie gebrauchen müsse, als das bloße Schwert.

So hatten sie viele Jahre schon auf Maltha gelebt, als der Orden einen Hauptanschlag gegen die Korsaren, die ihm kürzlich mehrere Schiffe genommen hatten, beschloß. Auch Raimund ging mit in diesen Kampf, aber er kehrte nicht wieder zurück. Die christlichen Ritter erfochten zwar große Vortheile, verloren jedoch auch manches, wozu denn besonders das Schiff gehörte, auf welchem Raimund gefochten. Augenzeugen, welche den Händen der enternden Seeräuber auf einem kleinen Boote glücklich entkommen waren, behaupteten, daß jenes Schiff erst nach dem Verlust aller darauf fechtenden Ritter genommen worden, und daß auch Raimund gefallen sey.

Heiß und innig beweinte Wolfgang den geliebten Bruder. Dieser aber war nicht todt; es wartete seiner ein härteres Schicksal. Die Seeräuber bemerkten kaum das noch zögernde Leben in dem schwer verwundeten Ritter, als sie es sorgfältig zu erhalten und ihn zu heilen suchten, um ihn auf dem Sklaven-Markte zu Algier mit frechen Hohne zum Verkauf auszustellen. Seine hohe, kräftige Gestalt zog viele Käufer an; man freute sich, einen der furchtbaren Ritter als Sklaven quälen zu können; aber der Korsar forderte einen zu hohen Preis, und Raimund mußte manche schrecklich lange Stunde auf seinem Verkauf warten. Endlich erschien ein junger vornehmer Türke, mit Namen Eid Muley; besah und prüfte den Gliederbau des Unglücklichen, wie man ein Zugthier

vor dem Kaufe zu untersuchen pflegt, und bezahlte endlich die geforderte große Summe. Du sollst mir tüchtig arbeiten müssen, Christen-Sklav! sprach er: daß ich nicht umsonst für dich eine solche Summe ausgegeben habe!

Er hielt sein schreckliches Versprechen. Raimund ward der Willkühr unbarmherziger Aufseher übergeben, und von diesen auf das grausamste zu den schwersten Arbeiten getrieben. Wer kann seine Lage beschreiben? wer vermag zu schildern, was bei dieser unwürdigen Behandlung in seinem kräftig edeln Gemüthe vorging! Mehrere seiner Mitsklaven wurden durch ein bedeutendes Lösegeld in Freiheit gesetzt; nur er hatte keine Hoffnung dazu, denn nach des Ordens strengen Gesetzen durfte keines Ritters Freiheit jemals erkauft werden. Zwar hatte er fest beschlossen, mit Ergebung in den Willen der Vorsehung sein schweres Schicksal zu tragen und den grausamen Übermuth seiner Feinde mit Verachtung zu vergelten, aber Muth und Kräfte erlagen doch endlich. Bei einer Gelegenheit, wo der stolze Eid Muley, den seine Sklaven nur selten zu Gesicht bekamen, einst bei ihrer Arbeit gegenwärtig war, warf er sich in Verzweiflung vor ihm nieder, und bat ihn um den Tod.

Den Tod nicht! entgegnete Muley: dafür hab' ich dich zu theuer bezahlt! Aber ich weiß, man kann sich auf dich verlassen: selbst meine Aufseher loben dich unter den Sklaven. In voriger Nacht hat sich einer meiner Gärtner selbst entleibt; ich

kam hieher, um seine Stelle durch einen andern von Euch zu ersetzen, und meine Wahl ist auf dich gefallen! — Raimund mußte gehorchen, und sich glücklich preisen, daß er nicht mehr in dem elenden, stallartigen Behältnisse der übrigen Sklaven seine Nächte zubringen, nicht mehr unter den Peitschenhieben unmenschlicher Aufseher seine schweren Arbeiten verrichten durfte; denn diejenigen Sklaven, welche die Gärten des Gebieters bestellten, standen unter seiner unmittelbaren Aufsicht, und wurden besser gehalten, als die übrigen.

Muley, ein eifriger Mohamedaner, nahm hier oft Gelegenheit, sich mit diesen Sklaven in ein Gespräch einzulassen. Es lag ihm daran, sie durch alle Künste der überredung, wie durch Drohungen und Versprechen zum übertritt zur mohamedanischen Religion zu bewegen. Bei einigen, zu schwach und zu sinnlich, um in frommer Ergebung das Joch der Sklaverei zur Ehre ihres Glaubens zu tragen, war es ihm gelungen. Mit sündlicher Verleugnung ihres heiligen Glaubens hatten sie sich eine elende Freiheit erkauft, und waren, weil sie als Renegaten jeder Christenpflicht überhoben zu seyn glaubten, dem Beispiel ihrer neuen Glaubensgenossen folgend, durch manches unerlaubte Mittel zu großen Reichthümern gelangt. Bei Raimund hingegen blieb jeder Versuch vergeblich. Ich bin ein christlicher Ritter, antwortet' er, und das werd' ich auch als Sklave noch bleiben, bis in den Tod! Ihr habt mir das Kreuz

von der Brust genommen; aber aus dem Herzen könnt ihr mir es nimmer reißen. Nicht die Kraft deiner Beredsamkeit, nicht das Gewicht eurer Glaubenslehre, nein, nur eure Grausamkeit, nur die blutige Geißel eurer Sklavenvögte, brachte jene schwachen, im Leiden ungeübten Christen zur äußerlichen Verläugnung ihres Glaubens; aber an dem Felsen im Meere des Lebens, an dem wahren Christen, scheitern alle eure furchtbaren Versuche. Und zweifelst du vielleicht noch an der Wahrheit meiner Worte? Wohlan, ich stelle mich dir zur Probe! —

Muley wandte sich erzürnt, doch auch beschämt von ihm ab; denn er verkannte das Heldenmüthige seiner Denkart nicht, und gestand sich wohl, daß er selbst kaum diese Prüfung bestehen möchte. Dabei gewann er nach und nach eine hohe Achtung für Raimund, der treu und gewissenhaft seine Pflicht erfüllte, obgleich er sowohl des Gebieters Strenge, als seine Freundschaft, mit Verachtung vergalt, und auch im Sklavenkittel der stolze, unbiegsame Ritter blieb.

So verstrichen mehrere traurige Jahre, in denen Raimund sein Schicksal als Mann und Christ ertrug. Aber unter den übrigen Sklaven strichen die Geister der Rache und des Verraths umher, und reizten sie zur Empörung. Einer ihrer Aufseher, ein harter, gewissenloser Mensch, war ein Renegat. Wie er sich leichtsinnig vom Christenthume losgesagt hatte, so war ihm auch kein an-

deres Verhältniß mehr heilig. Er fand unter den Sklaven mehrere seines Volks aus bekannten, reichen Familien, gab ihren geheimen Versprechungen Gehör, und ließ sich bald mit Achten derselben in eine Verschwörung ein, welche den Tod des Eid Muley, den Raub seiner großen Kostbarkeiten, und ihre Flucht auf einem bereitstehenden Fahrzeuge zur Absicht hatten.

Raimund befand sich eines Abends in einem entlegenen Theile des Garten, und begoß hier seine schöne Blumen, die stillen Vertrauten seines Grams. Nicht fern von ihm stand hinter einer dichten Feigenhecke, von üppig gewachsenen Maulbeer- und Orangenbäumen umgeben, ein schönes Gartenhaus, der einsame Lieblingsaufenthalt seines Herrn. Er dachte eben voll Sehnsucht an seine Heimath zurück, an den geliebten Bruder und dessen freundliche Kinder, die jetzt wohl schöner noch aufblühen möchten, als diese Blumen; da vernahm er von dem Gartenhause her ein lautes Getöse und ängstliches Wimmern. Rasch durchbrach er die dichte Hecke und eilte dem Orte zu. Im Gartenhause lag Muley überwältigt am Boden; die Verschwornen hielten ihn fest, während der Renegat ihm auf der Brust knicte und ihn mit einer Schnur zu erdrosseln suchte. Halt ein, Verräther! rief Raimund, und schmetterte mit seinem schweren Grabescheite den Renegaten zu Boden. Furchtbar, mit flammensprühenden Blicken, stand der christliche Ritter da, und mit den Worten: Fort, ihr

Verwegenen! durch Mord und Verrath darf kein Christ seine Freiheit erkaufen! — trieb er die erschrockenen, noch unbewaffneten Empörer zur Thür hinaus.

Muley hatte sich indeß wieder erholt; man hatte ihn im Schlummer überfallen. Er sah Raimunds heldenmüthige That, hörte den blutenden, hart getroffenen Renegaten im Todeskampfe neben sich röcheln, und überschaute leicht das Ganze. Zitternd richtete er sich vom Boden auf, und mit den Worten: O du großmüthiger Retter meines Lebens! — sank er an die Brust seines Sklaven. Dieser wies aber jeden Dank, jede Belohnung, stolz und kalt von sich ab. Im offnen Kampfe, sprach er ernst: würd' ich dich gern erlegt haben; aber gegen Verrath und Meuchelmord schützt der christliche Ritter selbst seinen Feind.

Muley war von Raimunds edlen, großherzigen Gesinnungen tief ergriffen; er führte ihn in seinen Pallast, und während er den Aufrührern eine furchtbare Rache schwur, drang er mit rührender Innigkeit in seinen Retter, daß er bei ihm bleiben, alles mit ihm theilen, und ein Mohamedaner werden möchte. Er zeigte ihm alle seine unermeßlichen Reichthümer, seine schönen Besitzungen; er schilderte ihm mit glühenden Farben das reizende Leben, welches er ihm bereiten wollte. Aber Raimund erwiederte ernst und mild: Du würdest mich gewiß nicht mehr achten, und mir nicht mehr trauen, wenn ich deine Wünsche erfüllte!

Sieh, über jenen Renegaten, den ich als deinen Mörder erschlug, glaubtest du schon gesiegt zu haben; aber du hast beinahe durch den Verlust deines Lebens erfahren, daß dem, welcher das Heiligste verleugnen konnte, auch alles andere nichts mehr gilt! — Als aber Muley beschämt und traurig vor ihm stand, weil er jeden dargebotnen Dank zurückwies; als er ihn beschwor, nur selbst zu fordern, und bei dem Namen des Propheten jede Forderung zu erfüllen versprach; da bat Raimund endlich — um Gnade und Freiheit für jene unglücklichen Mitverschwornen, deren Martertod schon beschlossen war.

Der Türke zögerte finster; aber er hatte beim Namen des Propheten geschworen; er wollte an Großmuth seinem Sklaven nicht nachstehen, und antwortete: Wohlan! so nimm das Leben jener Elenden von mir als ein Geschenk, und schalte damit nach Gefallen; du selbst aber darfst nicht mehr mein Sklave bleiben; was du zu stolz bist, von mir zu fordern, will ich dir nun freiwillig schenken, — deine Freiheit! Nimm dir von meinen Schätzen so viel dir gelüstet, ziehe heim in dein Vaterland, und denke an den dankbaren Eid Muley! — Raimund empfieng freudig das Geschenk seiner Freiheit; aber alle übrigen ihm dargebotenen Schätze verschmähend, nahm er nur sein Sklavenkleid, als Andenken jener traurigen Jahre mit, und schiffte sich in Begleitung der acht Freigelassenen, denen sein Heldensinn ein Verbrechen erspart,

und die Freiheit erworben hatte, nach Maltha ein.

Wolfgang lebte indeß ruhig und glücklich im Kreise seiner zahlreichen Familie. Das Andenken an den geliebten Bruder verließ ihn nie. In tiefer Wehmuth erzählte er oft den Seinigen von der festen brüderlichen Freundschaft, von der nie gestörten Eintracht ihres thätigen Lebens, und gab sich der seligsten Rührung hin, wenn seine beiden Söhne sich bei der Erzählung des Vaters still die Hände reichten, als ob sie einander einen gleichen Bruderbund gelobten.

Wer beschreibt das Fest des Wiedersehens, als der todt geglaubte Raimund in diesen Kreis lebend eintrat! als die alt gewordenen Brüder sich mit ihrer jung gebliebenen Liebe wieder in den Armen lagen, die zu Jünglingen und Jungfrauen aufgeblühten Kinder den Wiederauferstandenen jauchzend umfingen, und das Entzücken endlich keine Worte mehr hatte, sondern nur Thränen! —

Raimund mußte endlich seine Schicksale erzählen. Als er geendet hatte, reichte ihm der Bruder die Hand, und sprach: Selig sind, die an dem Herrn fest halten! Die Tugend eines Christen ist doch siegreicher als sein Schwert! — und die Mutter und die Kinder falteten die Hände, und sprachen: Amen! —

Des Ritters Rückkehr machte großes Aufsehen. Jene acht unglücklichen, durch seinen Edelmuth in Freiheit gesetzten Christensklaven unterließen nicht,

den ganzen Vorgang zu berichten, und ihren Retter zu preisen. Der Orden selbst gewann eine hohe Achtung vor ihm, und ertheilte ihm bald die höchsten Ehrenstellen.

Der Kampf gegen die Unglaubigen dauerte fort; Raimunds hohes Ordensamt hielt ihn jedoch von der unmittelbaren Theilnahme daran zurück, und auf Maltha fest. Man begann wieder neue Rüstungen, denn die Türken hatten den Christen großen Schaden zugefügt, und glühten nach einer recht empfindlichen Rache an ihren Feinden. Siegreich kehrten diesmal die Ritter zurück, und führten zwei feindliche Schiffe mit vielen gefangenen Mohamendanern in den Hafen von Maltha.

Um seinen Triumph vollständig zu feiern, ließ der Großmeister unter den Zujauchzen des Volkes die gefesselten Gefangenen durch die Straßen bis in den Vorhof seines Palastes führen. Hier waren alle Ritter versammelt, über das Schicksal der Unglücklichen zu entscheiden. Raimund, jetzt Kommenthur, stand an der Seite des Großmeisters, und ließ gedankenvoll seine Augen auf den Gefangenen ruhen; denn ihm trat der Augenblick vor der Seele, wo er einst in gleicher Lage zu Algier gestanden hatte. Da begegneten seine Blicke bekannten Zügen, und er täuschte sich nicht, Eid Muley war unter den Gefangenen. Der stolze, kühne Mann stand von der Last seines Schicksals niedergebeugt, und wagte nicht vom Boden aufzuschauen. Raimund zog den Großmeister hastig

auf die Seite, und ließ nach einer kurzen Verständigung seinen Bruder herbeirufen, welcher, von allem unterrichtet, den gefangenen Cid Muley um einen hohen Preis vom Orden als Sklaven erkaufte.

Kaufe mich nicht! sprach dieser: du wirst an mir weder einen arbeitsamen noch einen gehorsamen Sklaven finden; denn ich bin zu vornehm, um beides gelernt zu haben.

Du wirst es aber lernen! erwiederte Wolfgang: wir Christen haben vielleicht noch kräftigere Mittel in Händen, unsere Sklaven zu bezwingen, als ihr! —

Sie langten in Wolfsgangs Wohnung an. Man brachte den Türken in ein bequemes Gemach, nahm ihm hier seine Fessel ab, und war bemüht, ihn mit Speisen zu erquicken, und seine schlecht besorgten Wunden, die er im Seegefecht erhalten hatte, zu verbinden. Wolfsgangs kleine Enkel brachten ihm Früchte und Blumen, sahen ihn mit den frommen, himmelblauen Augen oft so mitleidig an, und hätten ihn gern gefragt, was ihm fehle, wenn der Mann nur nicht so finster vor sich hingeblickt hätte.

Nach mehreren Tagen trat Wolfgang eines Morgens zu ihm ins Zimmer. Du hast dich nun wieder erholt, sprach er: deine Wunden sind geheilt; so folge mir denn, wir wollen an die Arbeit gehen!

Düster schweigend gehorchte Muley. Der Gebieter führte ihn in seine reizende Anlagen, wo

sie bereits eine Menge Arbeiter beschäftigt fanden. Doch hier war kein in Ketten geschmiedeter Sklave; hier schwang kein unmenschlicher Vogt die Peitsche; Frohsinn und Fleiß waren die Aufseher, und statt der Seufzer und Jammertöne, an welche Muleys Ohr gewöhnt war, hörte man nur Scherz und fröhliche Lieder.

Willst du mir wohl jene Weinranken aufbinden, und die reifen Trauben abnehmen helfen? sagte Wolfgang liebreich zu Muley. Dieser trat rasch hinzu, als könne er so freundlich erbetene Hülfe nicht abschlagen, und arbeitete ämsig mit.

Als die glühend heißen Stunden des Mittags kamen, führte ihn Wolfgang in sein kühles Zimmer zurück, sendete ihm erquickende Speisen, und erlaubte ihm, einige Stunden zu ruhen. Dann holte er ihn wieder zur Arbeit ab, wußte ihn aufs neue zu beschäftigen, und in williger Thätigkeit zu erhalten, bis der Abend kam.

Du hast mir heute treulich in meiner Arbeit beigestanden; so magst du auch meine Erholungen mit mir theilen! sprach Wolfgang, und führte den Mohamedaner in eine große schattige Laube, von wo sie die freie Aussicht aufs Meer hatten. Hier setzten sie sich auf eine weiche Ruhebank, und während sie das große Schauspiel der ins Meer untergehenden Sonne genossen, befragte Wolfgang seinen Gefangenen, was ihn, einen so vornehmen Mann, zu Schiffe getrieben habe, und der Grund seiner Gefangennehmung gewesen sey. Dieser zö-

gerte nicht, mit finsterm Unmuth, und dem Aufflammen eines nicht zu verbergenden Zornes ihm zu erzählen, wie er sich eingeschifft habe, um mehreren ihm entflohenen Christensklaven nachzusetzen, und wie er, als er sie fast erreicht, den feindlichen Rittern in die Hände gefallen sey. Er ergoß hierauf die bittersten Klagen über die Treulosigkeit der Christen, und über sein hartes Schicksal.

Armer Mann! sprach Wolfgang: du hattest wohl Niemand, der dir mit Liebe und Treue anhing? Kein Herz wartet in Sehnsucht daheim auf dich; denn deinen Sklaven ist der Verlust ihres Tyrannen ein lang' ersehntes Fest! — Muley schwieg finster. — Sieh, fuhr Wolfgang fort: hier lebt alles in Freiheit, alles in froher, selbstgewählter Thätigkeit, alles in treuer Liebe! —

Sie wurden unterbrochen; des Greises Töchter und Schwiegertöchter kamen mit ihren Kindern herbei. Sie wußten, daß der Großvater an diesem Lieblingsplätzchen gern den Sonnenuntergang abwartete, und eilten nun, ihn hier aufzusuchen. Welch ein frohes Gewühl lieblicher Gestalten umgab bald den Großvater! Die jungen schönen Frauen reichten ihm ihre zarten Kinder, die auch schon ihre Ärmchen lächelnd ihm entgegen streckten, während die andern Kinder jubelnd von allen Seiten an ihm herauf kletterten, und jedes auf dem Schooße oder am Busen des liebreichen Alten ruhen wollte. Der heitere, kräftige Greis, mit silberweißem Bart und Haar, glich einen von Engeln

umgebenen Heiligen. Eid Muley konnte seine Blicke nicht abwenden von diesem Himmelsbilde häuslicher Liebe und Glückseligkeit. Ein nie geahntes Gefühl zog durch seine Brust, und halb träumend folgte er der Familie in das Wohnhaus, wo die jungen Männer von der Arbeit eben zurückkehrten, und die alte freundliche Großmutter das Nachtmahl bereitete. Er stand tief ergriffen, als der Greis im andächtigen Kreise der Seinigen endlich das Abendgebet verrichtete, und mit einer nie gefühlten Ruhe der Seele legte er sich schlafen.

So verstrich ein Tag dem andern gleich. Alle waren mit Arbeit und häuslichen Freuden erfüllt. Wolfgang vermied allen Schein, den Mohamedaner bekehren zu wollen; denn erleben sollte er erst mit ihnen das Christenthum, das Heil erst empfinden lernen, das in der Befolgung seiner Lehren beruht, und so in der Sehnsucht nach diesem erst reifen zur Aufnahme in den christlichen Bund. Der alte fromme Kommenthur Raimund hatte seinem Bruder diesen Weg vorgeschrieben, und kam oft, nach dem Gelingen zu fragen; doch ließ er sich niemals vor Muley sehen; denn dieser sollte ihn jetzt noch nicht wieder erkennen.

Muleys früherer Gram verschwand nach und nach, und die Sehnsucht nach seiner Heimath machte endlich der Liebe zu Wolfsgangs Familie Platz. Er konnte nicht mehr ohne die Kinder seyn, die so innig an ihm hingen; er freute sich, wenn der Morgen kam, mit den Ältern an die Arbeit

zu gehen, das Mahl in frommer Unterhaltung mit ihnen zu theilen, und am Abend Wolfgangs ernsten Gesprächen über Menschenwerth und Bestimmung, über Tugend und Religion zuzuhören. Langsam, aber endlich doch, fielen ihm die Schuppen von den Augen, und die Strahlen des christlichen Glaubens fingen an, sein Herz zu erwärmen und zu erfreuen.

Einst belauschte ihn Wolfgang, wie er in einer Laube unter den Kindern saß, und die eine Tochter ihm ein einfaches Krucifix von Ebenholz zeigte, welches sie heute, an ihrem Geburtstage, von der Großmutter zum Geschenk erhalten hatte. Aber du armer Mann, sprach das Kind: du kennest den Heiland wohl noch nicht, der hier ans Kreuz geschlagen ist? Ich will dir von ihm erzählen! — Und hiermit begann das Kind seine einfache rührende Geschichte, in welche die übrigen Geschwister manchen schönen, gehaltenvollen Spruch mit einflochten, den Christus gesagt hatte, und den sie auswendig konnten. Muley hörte sehr bewegt zu. Er ließ sich willig erzählen, was er schon wußte; denn aus dem Munde der Kinder klang es ihm viel rührender, und zog viel Tröstliches in sein Herz.

Und nun sieh dir den lieben gekreuzigten Heiland nur recht innig an! fuhr das Kind fort: wie selbst der Tod sein freundliches Antlitz nicht hat verstellen können! Ach, seit du uns so lieb hast, denk' ich immer, du wärst auch wohl schon ein Christ; denn Jesus sagt ja: Daran soll man erkennen,

kennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt! — Und vor allen liebte er auch die Kinder; fiel ein Knabe ein: und sagte einmal zu seinen Jüngern: Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht; denn ihrer ist das Himmelreich! —

Ja! rief Muley, durch diese kindliche Einfalt aufs tiefste erschüttert: ja, in eurem reinen Herzen wohnt der Friede Gottes! O du großer, heiliger Mann! Laß ihn auch in meine Brust einziehen! — Und hiermit ergriff er das Krucifix, welches ihm das Kind noch hinhielt, und drückte weinend das Gesicht darauf.

Da trat Wolfgang auf ihn zu, und sprach, als habe er von ihrer Unterredung nichts vernommen: Du bist nun ein Jahr bei mir; ich habe dir zeigen wollen, wie wir nach den Vorschriften unserer Religion unsre Feinde behandeln. Du hast das Leben und Wirken einer christlichen Familie gesehen; jetzt bist du frei; du kannst in deine Heimath zurückkehren, wenn es dir gefällt! —

Muley schwieg betroffen, und starrte auf das Krucifix in seiner Hand. Aber die Kinder hingen sich an ihn, und riefen: Nein, du sollst uns nicht verlassen! du sollst bei uns bleiben, denn dort hat dich doch Niemand so lieb, wie wir! —

Da stürzte er weinend in die Arme des Greises, und rief: Ja, behaltet mich hier! stoßt mich nicht wieder hinaus, in die leere, lieblose Welt! Ich will ein Christ werden, wie du es bist! —

Und vor ihnen stand der alte Kommenthur Raimund. „Muley!“ rief er, die Arme ausbreitend. Da erkannte dieser ihn wieder, und sie hielten sich lange sprachlos umfaßt, und nur die Herzen schlugen laut an einander. „Du bist mein Schutzgeist, sprach Muley: du hast mir einst das Leben, jetzt aber die Seele gerettet!“ — Der fromme Kommenthur aber schüttelte sanft das Haupt, und antwortete: „Nicht ich; der Herr nur ist mächtig in den Schwachen, und Christus allein ist der Weg und die Wahrheit und das Leben!“ —

E. v. Houwald.

8) Die vier goldnen Kugeln.

Sarbas, der König von Persien, hielt auf einem prächtigen Thron im großen Saale seines Pallastes Gericht. Er hatte durch lange Erfahrung eine solche Fertigkeit im Urtheilsprechen erlangt, daß er sogleich nach angehörter Klage und Vertheidigung den Ausspruch that, und jedermann seine Behendigkeit bewunderte. Aber jetzt traten zwei Leute vor seinen Thron, die eine sehr besondere und nachdenkliche Sache vorbrachten. Es war ein alter Mann, von todtenbleichem, hagerm Gesichte, geführt von einem jungen Menschen, der einer vollen Rosenknospe glich, die sich eben entfalten will. Der Alte fiel nieder, berührte mit seiner Stirn dreimal den Fußboden, und sprach: König der Könige, und Statthalter Gottes! ich nahe mich den Füßen deines Thrones, und flehe um deinen richterlichen Ausspruch. Ich hatte einen einzigen Sohn; er war die Freude meines Lebens; meine ganze Seele hing an seinen Augen. Ich war reich und glücklich; mein Sohn wuchs, und war nun acht Jahre alt, als ich wegen meiner Handlung eine entfernte Reise thun mußte. Mein Herz weigerte sich, den holden Knaben zu verlassen, der sich mit einer ungewöhnlichen Eil an Leib und Seele ausbildete; meine allzugroße Zärtlichkeit verblendete mich, daß ich die Gefahren einer

weiten Reise vergaß, und ihn mit mir nahm; ein unseliger Gedanke, für den ich durch langes Leiden büßen sollte. Unsere Karavane wurde in einer Wüste von Räubern überfallen; ich wurde tödtlich verwundet, und mußte sehen, wie mein geliebter Sohn vor meinen Augen davon geführt wurde. Ich schrie ihm nach; er breitete jammernd seine kleinen Hände nach mir aus; aber die Räuber hatten Herzen wie Steine, und zogen davon. Der Schmerz und die Verzweiflung, die sich meiner bemächtigten, waren ohne Grenzen. Ich wurde halb todt fortgebracht, doch ich sollte leben und meine Thorheit noch lange beweinen. Ich kam in mein Vaterland wieder zurück, und sandte in alle Gegenden der Welt, meinen Sohn auszufragen; aber er war verloren, und ich trauerte zwanzig Jahre, ohne einen Laut von ihm zu hören. Meine Schätze häuften sich wider meinen Willen; ich wurde alt und krank, denn ein ewiger Gram trocknete meine Säfte aus. Ich wurde täglich schwächer, und da ich keinen Erben hatte, so vermachte ich den größten Theil meiner Reichthümer deinem königlichen Schatze, das übrige meinen Verwandten und Sklaven, und legte das Testament bei dem Kazy nieder. Man hoffte nun sehnlich auf meinen Tod, als dieser Jüngling, der hier vor deinem königlichen Antlitz steht, zu mir kam und sich für meinen Sohn ausgab. Alle seine Reden waren der Wahrheit gemäß; er beantwortete meine Fragen mit der richtigsten Genauigkeit; mein Herz

wallte in zärtlichen Regungen gegen ihn auf, ich erkannte ihn für meinen verlornen Sohn, und die Freude über seine Zurückkunft machte mich wieder gesund. Ich ging zum Kazy, und forderte mein Testament wieder; aber er behauptet, dieser junge Fremdling sey ein Betrüger, und nicht mein Sohn, aus keinem andern Grunde, als weil die Amme die Merkmale nicht an ihm finden will, die er in seiner Kindheit soll gehabt haben. Ich komme also vor deinen Thron, den die Sonne der Gerechtigkeit und Weisheit umleuchtet, und flehe dich an, mit deinem durchdringenden Auge die Wahrheit zu ergründen.

Hier schwieg der Alte und weinte. Die ganze Versammlung war von der Erzählung des Alten eingenommen, und zweifelte kaum, daß dieser Fremdling, dessen äußerliches Ansehen auf das vortheilhafteste für ihn sprach, sein Sohn sey. Jedermann war begierig, die entscheidende Antwort des Königs zu hören, und man wunderte sich, daß er gegen seine Gewohnheit schwieg und nachzudenken schien. Aber der König war geizig und dieser Umstand machte, daß er den Fremdling, der gekommen war, seinem Schatz ein reiches Erbtheil zu entziehen, mit ungünstigen Augen ansah. Seine Stirn schien sich mit Unwillen zu umziehen; er warf einige halbzornige Blicke auf den Jüngling, der mit einer bescheidenen Freimüthigkeit dastand; endlich brach er das Stillschweigen und sagte: der Kazy hat nach seiner Pflicht gethan;

die Aussage der Amme ist das einzige giltige Zeugniß in dieser Sache; und wenn du keine andern Beweise hast, als deine eigne Versicherung, so kannst du nicht als der Sohn und Erbe dieses reichen alten Mannes angenommen werden. Was hast du zu deiner Rechtfertigung zu sagen? rede! —

Herr! antwortete der Fremdling mit Unerschrockenheit: mein unglückliches Schicksal hat mich aller äußern Mittel beraubt, durch die ich meine Geburt gerichtlich beweisen könnte. Ich habe keinen Zeugen, als mein Gedächtniß, das die ersten Eindrücke der Kindheit treulich aufbehalten hat. Eine Menge Kleinigkeiten, die nur mir und meinem Vater bekannt seyn können, bestätigen zwar meine Versicherung, da ich aber den Gesetzen gemäß in meiner eignen Sache nicht Zeuge seyn kann, so weis ich noch ein anderes Mittel, die Wahrheit zu erforschen. Ich bin viel gereist, und habe, ohngeachtet meiner Jugend, viele wunderbare Dinge erfahren. Das seltsamste war ein Zauberer, der beinahe allwissend ist, und auf einem Berge an der Grenze von Indien wohnt. Er hat vier goldne Kugeln, die er durch Zauberei belebt, und in alle Theile der Welt aussendet. Sie umfliegen in wenig Augenblicken die Enden der Erde, und bringen ihm von allem, was sie sehen und hören, Nachricht. Nichts ist vor ihnen verborgen; sie dringen unsichtbar durch alle verschlossene Thüren, wühlen auf dem Boden des Meeres, fliegen bis in den Mond und die Sonne, fahren mitten durch die

Erde, und durchschneiden die dicken Mauern der Palläste wie dünne Luft. Eine solche Kugel entdeckt mehr, als tausend Spione; und ein König, der eine oder zwei von ihnen hätte, würde die Herzen seiner Diener bis auf die geheimsten Gedanken prüfen können. Sendete er sie in den Divan eines benachbarten Reichs, so erführ' er im Augenblick alle geheimen Anschläge seiner Feinde; er käm' ihnen zuvor, und seine Regierung wär' ein Wunder seiner Zeit. Durch diese Kugeln habe ich erfahren, daß mein Vater noch lebe, daß er ohne Unterlaß um mich traure, aber schon lange krank sey, und daß ich meine Eil beflügeln müsse, wenn ich ihn vor seinem Tode noch einmal zu sehen wünschte. Willst du also, weiser und gerechter Statthalter Gottes, einen treuen Mann an diesen Zauberer senden, so wird die Wahrheit kund werden, und wenn sie in der Mitte der Erde vergraben läg'! — Nein, rief der König von Persien: ich will diesen großen Zauberer selbst besuchen, und du sollst mich begleiten. Gleich Morgen mit dem ersten Sonnenstrahl will ich abreisen; ich zittre vor Ungeduld, diese Kugeln zu sehen, und die Wahrheit deiner Geschichte zu erforschen. Gedulde dich, Alter, bis zu meiner Zurückkunft. Redet dieser Jüngling die Wahrheit, so sollen euch die Fittiche meiner Gnade bedecken. —

Kaum brach das Morgenroth über die Gebirge hervor, so machte sich der König Sarbas mit weniger Bedienung auf den Weg. Er ruhte des

Nachts und Mittags nur wenige Stunden, und reiste so schnell, daß Berge und Thäler unter ihren Füßen vorbeigingen, als ob sie beflügelt wären. Miraga, so hieß der Jüngling, ritt dem König zur Seite, und verkürzte ihm durch seine klugen Reden und wunderbaren Erzählungen von fremden Völkern und Sitten, von denen der König noch nie etwas gehört hatte, die ohnedies eilende Zeit. Der König gewann den Miraga sehr lieb, denn dieser sagte nicht ein Wort, das dem Könige nicht gefiel; und sie hätten gleich die ersten Tage wieder umkehren können, so günstig hatte der König die Rechtssache des Miraga in seinem Herzen entschieden; wenn er nicht mehr um der Kugeln willen gereist wäre, Berge, Wälder und Flüsse flogen vorbei, und kaum hatte der Mond sich einmal verkleinert und wieder vergrößert, so kamen sie an dem Berge an, wo der Zauberer wohnte.

Der König dachte einen wüsten Felsen zu finden, und erstaunte nicht wenig, da er ihn rund um mit Weinstöcken und den schönsten Obstbäumen besetzt fand. Die Natur schien diesen Berg mit dem Wohlgefallen eines Künstlers gebildet zu haben, mit so viel Wohlgestalt und Regelmäßigkeit stand er da. Vollkommen gerundet schien sein Fuß ohngefähr eine Stunde im Umfange zu haben. Mit den reizendsten Thälern umgeben, erhob er sich sanft zu einer mäßigen Höhe, von welcher vier Bäche herabrauschten und nach den vier Himmels-Gegenden flossen. Auf dem ebenen Gipfel des

Berges stand ein Wohnhaus, das mehr einem Pallast als einem Meierhofe glich, und von allen Seiten in eine weite Ferne, die von einer Kette niedriger Berge umschlossen wurde, auf die im Thale stehenden Dörfer herabsah. Eine gewürzhafte Luft wehte den müden Reisenden in sanften Wellen entgegen, und erquickte sie mit neuem Leben.

Die Sonne ging eben unter, und die Thäler lagen schon im Schatten; aber der ganze Berg schien in einem rothen Feuer zu schwimmen. Bis auf seinen Gipfel sah man Spuren des Fleißes und der Ordnung. Allenthalben, wohin der König blickte, arbeiteten Männer, Weiber und Kinder mit einer Emsigkeit und Fröhlichkeit, die nicht ihres Gleichen hatte. Sie sangen truppweise Lieder, und schienen den König, der voll Verwunderung mitten durch sie hinging, kaum zu bemerken, so glücklich und sorgenlos waren sie. Ach! seufzte der König: da seh ich schon, was die vier goldnen Kugeln vermögen. Meine Provinzen, durch die ich reiste, schienen so verlassen und öde, alle ihre Einwohner so traurig und niedergeschlagen: und dieser Berg steht wie ein Paradies an der Grenze meines Reichs.

Sie näherten sich der Wohnung des Zauberers, die nicht prächtig gebaut war, aber von innen und außen das lachendste Bild von sparsamen überfluß und weiser Einrichtung gab. Miraga, dem alles sehr bekannt schien, ging voran, und der König folgte mit seiner Begleitung halb träu-

mend. Sie giengen hinein, ohne daß jemand entgegen kam und sie fragte. Der König staunte hin und her, als sich ein Zimmer aufthat, in dessen Mitte ein Mann saß, um den sechs Knaben und sechs Mädchen einen Kreis schloßen; er schien sie zu unterrichten, und die Kinder hingen mit Aufmerksamkeit und Liebe an seinem Munde. Dieses war der Zauberer; langes, weises Haar wallte über seine Schultern; ein weißes Kleid unter der Brust mit einem rosenfarbenen Gürtel gebunden, floß auf seine Füße herab. Die Kinder waren gekleidet wie er, nur daß die blühende Jugend um das eine in blonden, um das andere in schwarzen oder braunen Locken zu scherzen schien. Dem Könige war es, als ob der volle Mond mit einem Kranz von Sternen vor seinen Augen aufging; denn so ein Anblick war ihm noch nie in seinem Leben geworden. Miraga trat hinein, und der König folgte. Der Zauberer stand auf, sobald er sie erblickte, und die Kinder verschwanden, wie leichte Morgenwölkchen vom Himmel.

Mit unfreiwilliger Ehrerbietung redete der König den Zauberer an: Herr, ich bin ein Kaufmann aus Persien; ich habe von deinem großen Ruhme gehört, und komme, das Wunderwerk der vier Kugeln zu sehen, welche dir aus allen Gegenden der Welt die geheimsten Nachrichten bringen. Wenn dich meine Neugierde nicht beleidigt, so habe die Güte, meine eifrige Bitte zu erfüllen. Sehr gern, antwortete der Zauberer; sie werden eben aus dem

Königreich Persien zurückkommen, und da dies dein Vaterland ist, so kannst du sogleich urtheilen, ob sie die Wahrheit sagen. — So sprach er, hob die rechte Hand in die Höhe, und ein elfenbeinerner Stab fiel aus der Wölbung des Zimmers nieder; er fing ihn auf, und schlug damit an den Fuß-Boden. Alsobald öffnete sich der Boden, und ein Marmortisch, mit einer Decke von Ebenholz stieg herauf. Die Decke fiel ab, und zeigte eine runde, silberne Vertiefung, die am Rande vier Löcher nach den vier Weltgegenden hatte. Nur eine Bedingung, fing der Zauberer wieder an: habe ich zu machen. Die Kugeln verlieren ihre göttliche Zauberei, wenn sie zu einem Manne sprechen, dessen Geist von der geringsten Leidenschaft beunruhigt ist. Sei also Herr über dich selbst; denn sie möchten vielleicht Dinge sagen, die dich erfreuten oder betrübten. Fasse deine Kräfte zusammen; die erste Heftigkeit, in welche du ausbrichst, beraubt dich des Vergnügens und des Nutzens, ihre Nachrichten zu hören. — Der König war blos von Neugierde und Erwartung beseelt, und versprach mit Freuden, die so leichte Bedingung zu erfüllen; und nun schlug der Zauberer an eine kleine Cymbel, die an der gespaltenen Zunge einer Schlange hing, welche in dem silbernen Becken auf dem Schwanze stand. Die Cymbel erklang, und ein sanftes Rauschen erhob sich in der Öffnung gegen Abend; es wurde augenblicklich stärker, und glich endlich dem Rauschen eines grossen

Stromes. Dem König wurde der Athem enge und seine Sklaven zitterten. Das Rauschen verstummte, und vier kleine goldne Kugeln rollten hervor. Sie trieben sich einigemal in einem Wirbel hinteinander um die Schlange herum, und standen vor dem Zauberer und dem König still. Die erste that sich auf, und tönte, wie ein lieblich Saitenspiel, womit ein Künstler das Herz bewegt, folgende Worte:

Ich flog durch die Provinz Chorasan, wo Zalaspa, der Jugendfreund des Königs von Persien, wohnt. Der König hatte viele Jahre vertraut mit ihm gelebt, und ihn immer treu und redlich gefunden; nach und nach aber wurde Sarbas von Schmeichlern vergiftet, und fing an, seinem Freunde abgeneigt zu werden. Sein gerader Umgang wurde ihm zuwider, er vermied seine Gesellschaft und hielt sich an geschmeidigere Leute. Des Zalaspa Feinde merkten dies kaum, so brachten sie schmähliche Verläumdungen wider ihn vor; der König verdammte ihn ohne Rechtfertigung, und verbannte ihn vom Hofe. Er beklagte des Königs Verblendung, und ging nach Chorasan in sein Geburtsland. Hier lebt er im Stillen, und thut Gutes ohne Zahl. Das Volk verehrt ihn wie seinen Vater. Die Hälfte seiner Einkünfte theilt er unter die Dürftigen aus; ganze Gegenden hat seine Hand angebaut oder verschönert, und sein Name wird von den Einwohnern wie der Name eines Gottes gepriesen. Er ist vollkommen glück-

lich, und hat keine trübe Stunde, außer wenn er denkt, daß König Sarbas keinen Freund mehr habe. — Der König von Persien, dem ihre Stimme stechende Pfeile durch das Herz gedrängt hatte, fühlte eine brennende Hitze im Gesichte, holte tiefen Athem, und wollte reden, aber seine Zunge war erstorben. Jetzt that sich die zweite Kugel auf, und lispelte, wie ein liebender Vogel, der den Tod seiner Jungen beklagt. Sie sprach:

Ich flog durch die Provinz Farsistan; ich sah seitab ein Schloß liegen, und schwung mich hinüber; ich schwebte über den Gärten, und sah in einer Laube die erste Gemalin des Königs von Persien; er hatte sie verstoßen, wie seinen Freund, und einer Buhlerin ihre Krone gegeben. Sie blühte noch in jener Schönheit, in welcher sie neben Sarbas das erstemal auf dem Throne saß. Ihre Tochter, das Ebenbild der Mutter, lag in ihrem Schooße, spielte mit ihrem wallenden Haar, und lächelte ihr Trost zu. Sie aber trauerte und klagte. Ich ließ mich nieder und hörte ihnen zu. „Weine nicht, Mutter, Deine schönen Augen gleichen schon der Feuerlilie; ich liebe Dich, weine nicht mehr! Höre den Gesang der Vögel; sie freuen sich immer, und scherzen in den Zweigen der Bäume; ich will Deine Nachtigall seyn, und Dir singen; weine nur nicht!" — Ach, Tochter, ich habe einen Vogel im Herzen, der singt ewige Klage. Er hat seinen Geliebten verloren, und trauert um ihn. — „Laß ihn ausfliegen, diesen

Vogel des Kummers; in der Freiheit wird ihm wohl werden; die Vögel haffen die Kerker, und wohnen auf der ganzen Erde in lieblichen Hainen!" — Ach, Kind, er ist vermauert in seinem Gefängniß wie wir; er ist gefangen in einer Einöde; seine Klagen verhallen in einer Wüste, wo niemand sie hört! —

Die Kugel schloß sich, und ihre Klage schwieg. Der König von Persien heftete seine Augen noch immer auf sie und heiße Thränen flossen über seine Wangen; er schien noch immer auf den Trauergesang zu horchen, als die dritte Kugel sich aufthat. Sie lispelte, wie der Wind in den Gipfeln der Bäume, oder wie kleine Wellen am Ufer; sie sprach: Ich begleitete den König Sarbas auf seiner Reise, und beobachtete seine Handlungen. Sein Liebling, der Sklave Kongo, schmeichelte seiner Schwachheit, nannte ihn den allwissenden König, die Sonne von Asien, die Krone der Helden, ohne daß der König seine Schalkheit merkte. Er lobte alle seine Reden, und lachte im Herzen über seine Einfalt. Er sprach unaufhörlich von seiner Treue, und lauerte nur auf eine Gelegenheit, den König zu betrügen. Diese Gelegenheit kam gestern. Der König, von der schnellen Reise ermüdet, schlief sehr fest in seinem Zelte, als Kongo, nachdem er ihn mit Liebkosungen eingeschläfert hatte, einen köstlichen Demant, ein Geschenk der gefangenen Königin, von seiner Hand zog, und in das Zelttuch einnähete. .... O du

Böſewicht! ſchrie der König von Perſien in Wuth auf, und zog den Säbel, dem zitternden Kongo den Kopf zu ſpalten. Sogleich ertönte ein gewaltiges Rauſchen, der Boden wankte, der Marmortiſch deckte ſich wieder ſchwarz, und war im Augenblicke verſunken.

Der König erwachte aus ſeiner Verirrung und ſah ſich mit dem Zauberer allein; alle ſeine Begleiter waren verſchwunden, und das Zimmer ringsum verwandelt. König von Perſien, fing der Zauberer an: Du haſt die Bedingung gebrochen, und das Zauberſpiel der goldnen Kugeln iſt für Dich auf heute verſtummt. Stolz, Neid, Geiz und Zorn zerreiſſen ihre ſchöne Harmonie, und wer ein Sklave von einem dieſer vier Dinge iſt, dem verwandeln ſich ihre zarten Geſänge in das Brauſen des Meeres. — O verzeih mir, antwortete der König: ich hatte das Gefühl meiner ſelbſt verloren. Aber, weiſer Mann, gewähre mir eine Bitte. Ich ſehe, die Götter haben Dir in dieſen allgegenwärtigen Kugeln einen Theil ihrer Allwiſſenheit mitgetheilt. Ich bin König eines großen Reichs; um es wohl zu regieren, bedarf ich einer genauen Wiſſenſchaft von allem, was in ihm vorgeht; ich bitte Dich, gieb mir eine von dieſen wunderbaren Kugeln, und lehre mir ihre Bezauberung. Die Hälfte meiner Schätze geb' ich um dieſes Geſchenk, das alle menſchliche Wiſſenſchaft ſo weit übertrifft!

Setze Dich auf diesen Sopha, König von Persien, antwortete der Zauberer: und höre mich an. Deine Absicht, in der Du zu mir kömmst, ist königlich; sie zeugt von Deinem guten Willen, Dein Volk wohl zu regieren; aber, König, ich kann sie nur halb erfüllen. Diese vier Kugeln, die ich besitze, sind das Geschenk eines wohlthätigen Geistes, der sie mir zu meinem und meiner Nebenmenschen Wohl auf eine ungewisse Zeit, die er selbst bestimmen wird, geliehen hat. Ihre Nachrichten, die sie mir bringen, kann ich andern mittheilen; aber sie selbst zu verschenken oder zu verkaufen, das verbot mir der Geist. Ich bin Fürst eines kleinen Volkes; zu dessen Wohl hab' ich sie bis jetzt gebraucht, und der gütige Geist scheint mit meinem Verhalten zufrieden zu seyn, da er sie mir bis jetzt in aller Vollkommenheit gelassen. Ich brauchte sie nie, um mich, sondern um mein Volk zu bereichern; ich sammle nicht Schätze; sondern theile alles aus, was ich erwerbe; ich frage sie nie aus unnützer oder schadenfroher Neugierde, sondern nur mir und andern zu rathen und zu helfen. Kurz, König, ich nütze sie, wie man ein göttliches Geschenk nützen muß, auf eine Gottes würdige Art, zum Wohlthun. Ob ich nun gleich, König von Persien, Dein Verlangen nicht erfüllen kann, so soll doch Deine Reise zu mir nicht ganz fruchtlos seyn. Ich will Dir die Kunst der Bezauberung lehren, und Dir sagen, wie Du die Deinigen, die Gott Dir gab, zu behandeln

hast. Der gütige Schutzgeist der Erde hat auch Dir köstliche Geschenke dieser Art gegeben, und wenn sie nicht alle die wohlthätigen Wunder der meinigen hervorgebracht haben, so war es bisher Deine Schuld. Sehen und Hören ist die erste und größte Pflicht eines Königs; er soll das Auge und das Ohr seines ganzen Volks seyn; er soll die Nachrichten, die diese goldnen Kugeln ihm bringen, nicht zu seiner Eitelkeit, zu seiner Wollust, zu seinem Geldgeiz brauchen, sondern sie als Boten ansehen, die ihm verkündigen, wo und wie einem Mangel seines Reichs abzuhelfen sei. Braucht er sie auf diese Art, so wird ihn keine Wahrheit beleidigen, die ihm ein Freund sagt, er wird keine Rechtssache verdrehen, seinen Schatz dadurch zu bereichern; sondern er wird, wie die Sonne, allenthalben hin gleich wohlthätig sehen, und sein Ohr wird, wie die Luft, alle Töne des Tadels, des Lobes, der Klage und der Bitte aufnehmen, ohne daß sein ganzer Geist von einem Wirbelwinde umhergetrieben werde. Dieses, König von Persien, ist die Zauberei, durch die ich meine Kugeln belebe. Ich habe sie Dir mitgetheilt, weil ich Dich für einen Mann halte, der sie auszuüben vermag. Ich habe Dich von Deiner Jugend an geliebt, und alle Deine Schritte mit zärtlicher Sorgfalt beobachtet. Ich beklagte Dich, wenn Bösewichter Deine Sinne vergifteten, und falsche Wünsche in Deinem Herzen erregten. Ich habe mich kindlich gefreut, daß mein Zögling Miraga

die Gelegenheit wurde, meine Wünsche erfüllt, und Dich bei mir zu sehen. Dieser Jüngling ist die Krone aller Tugenden. Edelmuth und männliche Klugheit wetteifern in ihm um den Vorzug, und es ist ein Zeichen Deines königlichen Geistes, daß Du ihn in Kurzem so lieb gewonnen hast. Ich kaufte ihn als einen neunjährigen Knaben, und suchte seinen Geist frühzeitig mit allen nöthigen Kenntnissen auszuschmücken. Er hat meine Erwartung übertroffen, und meine Bemühung, die ich auf seine Bildung gewendet habe, reichlich belohnt. Gebrauche seine Dienste; ich weiß, er wird Dir den Verlust Deines Freundes Zalaspa ersetzen. Was seine Geburt betrifft, so ist er jenes alten Kaufmanns Sohn. Deine gewöhnliche Klugheit wurde von einer ungerechten Begierde verfinstert, sonst würde sie ohne langes Forschen gefunden haben, daß die Amme von den habsüchtigen Verwandten bestochen worden, und daß ihre Aussage Erdichtung sey. —

Dem König von Persien wallte während dieser Rede einigemal das Herz so heftig auf, daß er den Athem verlor; aber eine unnennbare heilige Würde, die auf des Zauberers Angesicht thronte, bezwang seinen Zorn, und die liebreiche Güte, mit welcher der Zauberer endigte, wiegte seine Empfindlichkeit sanft ein. Er wollte antworten, als sich ein Getön von Harfen und Flöten wie ein leises Lispeln erhob, worüber der König seine Rede vergaß. Die Musik schien von allen Seiten

zu kommen, und glich einem Zauberspiel unsichtbarer Geister; sie wurde von Augenblick zu Augenblick lauter, und ihre Süßigkeit stahl dem Könige das Herz. Seine Augen funkelten Freude, und schienen den Zauberer zu fragen, was die Musik bedeute. Es sind meine Kinder, sprach dieser: die ich bei Deiner Ankunft unterrichtete; sie wollen den edlen König von Persien in ihres Vaters Hause bewillkommen. — Der König hob seine Augen auf; die Wand vor ihm schien sich, wie Nebel zu verlieren, und zeigte ihm ein neues entzückendes Schauspiel. Sechs Knaben und sechs Mädchen kamen in ihrem vorigen Schmucke, die Haare mit Veilchen und Rosen bekränzt, und sangen dem König von Persien ein Lied der Ehre. Sie gingen drei und drei, und trugen auf ihren Händen köstliche Geschenke. Sie näherten sich in einem feierlichen Gange und zerflossen vor dem König unmerklich in einen halben Mond; sie neigten sich, und der Gesang verstummte. Zwei Knaben und zwei Mädchen traten mit den Geschenken hervor und begrüßten ihn mit holdseligen Gebärden. Der erste Knabe sprach: Heil Dir König von Persien! ich bringe Dir ein Diadem zum Schmucke Deiner Enkel. — Ich schenke Dir eine goldne Kette, sprach ein Mädchen, die Herzen Deines Volkes an das Deinige zu binden. — Ich gebe Dir diesen azurnen Schwerdgurt, sprach der zweite Knabe: Deiner Gerechtigkeit zum Sinnbild. — Ich schenke Dir diese diamantene Krone,

sprach das zweite Mädchen: die Belohnung eines guten Königs. — Und wir bestreuen Deinen Fußtritt mit Blumen, sprachen die übrigen, und wünschen Dir Frieden und Glück! —

So endigte sich dieser Tag, der wunderbarste in dem Leben des Königs Sarbas. Er reiste wie neugeboren zurück, und sein erster Gedanke war seine gefangene Gemalin, die Königin Maranta, und ihre Tochter Sabina. Er flog auf dem Fittich der Reue und Liebe zu ihnen, und band sie, als die Pfänder seines Glücks, mit Zärtlichkeit an sein Herz. Er besuchte auch seinen alten Freund, aber Zalaspa fühlte seine stille, unbeneidete Glückseligkeit, und bat den König, ihn in seiner einsamen Ruhe zu lassen. Miraga belebte durch seine Tugenden die von Gram verwelkte Gesundheit seines Vaters mit neuer Blüthe, und ersetzte ihm alle sein voriges Leid. Der König machte diesen Jüngling, dem er seine gesegnete Veränderung zu danken hatte, und der alle Edle seines Reichs an Weisheit und Tugend übertraf, zu seinem Großvezier, und gab ihm seine einzige Tochter Sabina, die Krone der Königstöchter zur Gemalin. Sarbas war ein ganz anderer Mann geworden, und suchte sein Reich in allen Dingen nach den Lehren des allwissenden Zauberers zu regieren; und ob ihm gleich dieses Mannes geheime Zauberei nicht gegeben war, so hatte doch Persien unter seiner und der folgenden Regierung sein goldenes Zeitalter; denn da Sarbas keinen Sohn hatte, so wurde Miraga einstimmig zu seinem Nachfolger ernannt; dieser aber war mit des Zauberers Weisheit von Jugend auf genährt worden, und alle Persische Geschichten sagen von ihm: Nie war ein König seiner Art.

v. Herder.

II. Charakterschilderungen.

a) Aus der Geschichte.

1) Cosmo und Lorenzo von Medici.

Cosmo von Medici regierte Florenz dreißig Jahre. Er war Herr seiner Vaterstadt, im Äußerlichen unterschied er sich nicht von andern Bürgern. Fürsten suchten seine Töchter, er verheirathete sie in vaterländische Häuser. Er wirkte in Geschäften eben so still als vorsichtig, also, daß er dem Neide entging, und das Glück seine meisten Unternehmungen begleitete. Er war voll Güte und Leutseligkeit, und doch voll Würde, sehr beredt, wenn gleich ungelehrt, aber ein Freund unterrichteter Männer. Er zog den Griechen Argyropolus nach Florenz, auf daß die Jugend seine Sprache lerne, Marsilius Ficinus, dem zweiten Vater der damals wieder aufblühenden platonischen Philosophie, schenkte er ein Gut, damit er ungestörter den Wissenschaften leben könne; für die Universität Padua stiftete er eine Bibliothek. Allen Gelehrten war sein Haus geöffnet, kein Wunder, wenn sie seinen Namen mit Verehrung nannten. Den Handwerkern gab er Arbeit, er baute in Florenz einen königlichen Pallast, und vier herrliche Landhäuser. Der Geistlichkeit gefiel, daß er Kirchen, Klöster,

Kapellen und Altäre neu stiftete oder begabte. Es war fast kein Mann von Ansehen in der Stadt, dem er nicht große Geldsummen vorschoß, Vielen ungebeten, sobald er ihre Noth erfuhr: und dieß hielt er so geheim, daß es sein Sohn erst nach seinem Tode in seinen Büchern fand. Ganz Florenz verband er sich durch Erweiterung seines Gebietes; und als die Venetianer und König Alphonso von Neapel sich gegen seine Vaterstadt vereinigten, leerte er durch seinen Credit Venedig und Neapel von Geld, also, daß sie zum Frieden genöthigt wurden. Dieß vermochte er durch seine unermeßlichen Reichthümer: 128 Handelshäuser wurden in Europa, Asien und Afrika auf seinen Namen verwaltet. Aber alle, die in seinen Diensten waren, alle die von ihm abhingen, viele Familien in Florenz bereicherte sein Überfluß. Und damit der Ruhm seiner Wohlthätigkeit durch die ganze Welt flöge, baute er zu Jerusalem für fromme Pilger ein Spital. Eben dieß machte ihn zum Herren seiner Vaterstadt, daß er vor allen Andern freigebig und großmüthig war.

Als er starb, trauerten alle Fürsten der Christenheit mit seinen Söhnen; der Papst, der König von Frankreich ließen durch Gesandte ihr Beileid bezeugen, und durch ein feierliches Dekret über seinem Grabe (wo die Schmeichelei schweigt) nannte ihn die Republik Vater des Vaterlands, die Nach-Welt den Großen.

Lorenzo von Medici, gab seiner Vaterstadt überfluß, dem florentinischen Volke Einigkeit, dem Adel Ehre: er hielt herrliche Spiele und Triumph-Aufzüge, wie bei den Alten, er erweiterte und zierte Florenz durch herrliche Gebäude, und sicherte die Grenzen durch neue Schlösser. Den Handel, in dem er Unglück erlitten, gab er auf, und kaufte Landgüter als einen sicherern Reichthum. Wunderbar liebte er alle, die in einer Kunst oder Wissenschaft sich auszeichneten, daß er mit Recht den Zunamen eines Vaters der Musen erwarb. Er gründete die Universität zu Pisa; für ihn sammelte Johann Laskaris in Griechenland und Asien alte Schriftsteller; Agnolo di Montepulciano, der in der classischen und schönen Literatur das goldne Zeitalter August's zurückführte, vertraute er die Erziehung seiner Kinder; Demetrius Chalkokondilas, der den Abdruck des Homers besorgte, ward von ihm auf jede Weise unterstützt, und auch die gelehrten Freunde seines Großvaters lebten noch und schmückten sein Haus. So großmüthig und prächtig bewies er sich in allen Dingen, daß der junge Fürst von Mirandola (in dem sein Zeitalter etwas Göttliches zu erblicken glaubte), nachdem er ganz Europa durchreist hatte, keinen Ort wußte, wo er lieber leben mochte, als zu Florenz. Lorenzo selbst war guter Dichter, voll Witz und Geist: seine müßigen Stunden füllte er mit Musik, mit Betrachtung schöner Werke der Architektur, der Baukunst und Malerei, oder auch mit leichtfertigen

Witzspielen und solchen Scherzen im Kreise seiner Familie, daß, wenn man dieses und dann wieder die Größe seines Geistes und seine ganz Italien umfassende Klugheit betrachtete, man zwei Personen in ihm anzunehmen geneigt war.

Seinen Geschmack, seine Pracht, sein Glück und seine Klugheit bewunderte nicht nur Italien, sondern ganz Europa. Ludwig XI. bat ihn durch den Geschichtschreiber Philipp von Comines um seine Freundschaft. Innocenz VIII. suchte für den Fürst Cibo (wahrscheinlich seinen Sohn) eine seiner Töchter; der Held Matthias Hunyades gab ihm viele Beweise seiner Liebe; selbst der ägyptische Sultan ehrte ihn durch Gesandte und Geschenke und der Padischah durch noch größere Proben seiner Achtung. Allzufrüh starb er, im vier und vierzigsten Jahre seines Alters, für das Glück Italiens, dessen Frieden allein auf seiner Weisheit beruhte.

v. Dresch.

2) Friedrich der Große.

Schon kränkelnd, war Friedrich im August 1785 nach Schlesien zur gewöhnlichen Musterung abgegangen und kam, dem Anscheine nach, gesünder, in der That, weil er hartnäckig dem Sturm und Regen getrotzt hatte, mit dem Keim einer verderblichen Krankheit zurück. Die herbstlichen Kriegsübungen bei Potsdam begann er, ohne ihnen bis ans Ende beiwohnen zu können, weil ihn am 18. September der Anfall eines Stickflusses in seiner Thätigkeit unterbrach. Der Winter verfloß abwechselnd, unter Erleichterung und Beschwerde, und als der Frühling herannahte, trat Geschwulst in die Füße und drückten Beängstigungen die Brust. Späterhin brachte er den größten Theil der Nacht, dann Tag und Nacht, vorwärts gebückt, auf dem Lehnstuhl zu, und sein Schlaf war unruhig, oft ängstlich. Er selbst, wiewohl er sich, in einzelnen Augenblicken, der Gefahr seines Zustandes bewußt war, gab doch die Freude an dem Leben nicht auf, tröstete sich nicht selten mit dem Beispiel seines Vaters, welcher, obwohl an der Wassersucht leidend, wie er, ihr lange getrotzt hatte; befriedigte, der Ärzte spottend, den alten Hang zu unverdaulichen Speisen und nährte Entwürfe, die auf ferne Hoffnungen deuteten. In allen dem glich er gewöhnlichen Sterblichen. Wodurch er sich aber gar

sehr auszeichnete, war die rührende Gewissenhaftigkeit, mit der er, während seiner Krankheit, die Pflichten des Königs ausübte. Nur sein Körper war gebunden, der Geist frei. Mit jedem Morgen besorgte er die gewohnten Geschäfte. Die Schmerzen schienen zu schweigen, so oft ihn seine Bestimmung aufrief, und seine Regsamkeit nicht länger gefesselt. So lebte er dem Staate bis zum 16. August des 1786sten Jahres, wo ihn die Besinnung zuweilen verließ und Bewußtseyn mit Bewußtlosigkeit wechselte. Am 17. früh nach zwei Uhr verschied er, seinem Wunsche gemäß, unerwartet und plötzlich, nachdem er vier und siebenzig und ein halb Jahr gelebt und zwei Monate über sechs und vierzig Jahre geherrscht hatte. — Friedrich kann nicht aus dem kurzen Bruchstück eines langen Lebens begriffen werden. Darum bleibe des reichen Geistes Schilderung unversucht. Nur was er in den letzten Jahrzehenden seines Lebens für Grundsätze befolgte, wie er den Staat verließ, und welches seiner Zeit und seines Volkes Charakter war, heischt Erörterung.

Auch dem wenig Scharfsehenden kann nicht entgehen, daß Friedrichs Staatsverwaltung mit Endigung des siebenjährigen Kriegs, und die Art, wie er sein Volk behandelte, von seiner frühern merklich abwich. Die beiden ersten Kriege, die er in Schlesien führte, hatten ihn ganz mit dem Zutrauen erfüllt, das immer den Verwegenen begleitet, dem das Glück wohl will. Er fürchtete wenig,

weil ihm das Höchste gelungen war, und blickte heitern Sinnes in die Zukunft, weil ihn die Gegenwart selten geängstigt hatte. Andre Erfahrungen brachte der Krieg. Er lehrte, wie an des Augenblicks Entscheidung Besitz und Ruhm hänge, der Erfolg nicht immer die Anstrengungen lohne und Erhalten schwerer sey als Erringen. Auch nahten bereits die Jahre, in denen der Mann, zumal, der Lorbeern zu bewahren hat, sorglicher vorwärts schaut und der bittern Erfahrungen Menge leicht Verachtung gegen das Menschengeschlecht erregt und zur Härte verleitet.

Das alles wirkte, seit der Ruhe, die der Friede zu Hubertsburg wieder herstellte, auf Friedrich und floß ein in die Maßregeln, die er wählte. Zwar forderte seine Herrschbegier keine ergiebigern Hülfsquellen. Er wußte sich zu bezähmen, und kannte die Mäßigung, die glücklichern Siegern gewöhnlich fremd ist. Aber die Besitznahme Schlesiens hatte seinem Staate zu den übrigen Europa's und vorzüglich gegen Östreich eine bedenkliche Richtung gegeben. Preußen war durch ihn eine Mittelmacht geworden, zu kräftig, um sich folgsam an andere hinzugeben, nicht kräftig genug in sich, um ohne Anstrengung neben den kräftigeren zu bestehen. Obwohl in enge Grenzen beschränkt, arm an Einkünften und nicht überflüssig bevölkert, bedurfte es dennoch im Frieden derselben furchtbaren Heeresmacht, durch die es im Kriege erobert hatte, und, damit es schlagfertig überall und immer

auftreten möge, eines gefüllten Schatzes: denn dahin war es, seit der Errichtung stehender Heere gekommen, daß jeder neue Krieg eine größere Streitkraft ins Feld rief und der Friede, statt die gebildete zu lösen, sie aufrecht erhielt und erhöhte.

Friedrich arbeitete darum, was die karge Natur seinem Lande versagte, auf künstlichem Wege zu erringen, und nicht umsonst. Seines Heeres Vollzahl gewährten ihm die Werbungen an den Grenzen und in den freien Städten des Reichs; die Mittel es zu gebrauchen, fand er in der geschickten Benutzung der Staatskräfte. Durch den Krieg, den er gegen billigen Genuß, wie gegen wirkliche Üppigkeit, mit lykurgischer Härte in immer neuen Auflagen und Handelsbeschränkungen führte, bereicherte er seine Kassen zur Füllung des Schatzes, und durch Ermunterung des Ackerbaues, Förderung neuer Gewerbe und Belebung des Kunstfleißes strebte er theils zu gewinnen, was er vom Auslande bedurfte, theils selbst zu verdienen, was ihm dieses an Arbeit entzog. Zudem übte er für seine Person löbliche Sparsamkeit, ohne Schmutz, den man seinem Vater mit Recht vorwarf, und wachte streng über die Verwaltungsbehörden. Die ihnen vorstanden, zitterten nicht selten, wenn sie vor ihn gerufen wurden, um Rechenschaft abzulegen. Mehrere hat man bleiches Antlitzes sein Zimmer verlassen sehen.

Daß, nach solchen Grundsätzen verfahrend, der König seine Absicht erreichte, müssen alle bekennen,

denen die Geschichte seiner letzten Regierungsjahre nicht fremd ist. Ohne seine Zustimmung ward um und neben ihm nichts entschieden, und Joseph gab Entwürfe auf, weil er bedachte, der Gegner könne und werde mit Nachdruck handeln. Nur so viel weiß und lehrt die Geschichte. Ob derselbe Zweck nicht eben so vollständig und mit größerer Schonung der Menschheit erreicht werden konnte, mag die Staatsklugheit prüfen. Gewiß ist es, daß die Unterthanen Friedrichs seine Überzeugung nicht theilten, noch ihre goldenen Tage seit dem Frieden zu Hubertsburg zählten: so wenig leuchtete es ihnen ein, daß das siegende Volk zugleich das beschränkteste seyn sollte. Aber eben diese Unzufriedenen vermögen nicht zu läugnen, daß der Staat bei dem Tode des großen Königs blühender da stand, als jemals, und keine Vergleichung mit dem ererbten aushielt.

Manso.

3) Napoleon.

Unter den Vorzügen Napoleons sind die unbestrittensten die des Feldherrn. Für seine richtige Auffassung der verschiedenartigsten Örtlichkeiten — eine Folge des ihm von der Natur verliehenen und durch Übung vielfach gestärkten Ortsinns, — für seine verständigen und wohlberechneten Angriffe, und für seine Ruhe und Besonnenheit in Gefahren sprechen die Jahre langen Erfolge seiner Waffen und die Zeugnisse der von ihm überwundenen. Es ist eben so partheiisch als unwahr, seine Siege einzig bald der Überzahl, bald der schonungslosen Aufopferung der Menschen zuschreiben zu wollen. Die erstere hat wenigstens nicht immer statt gefunden, und die letztere gereicht in mehr denn einer Schlacht seinen Gegnern zu größerm Vorwurf, als ihm. Eben so unläugbar, obgleich von vielen geläugnet und herbe bespöttelt, ist seine Fruchtbarkeit an weit greifenden großen Entwürfen. Die beabsichtigte Unterwerfung Ägyptens, die versuchte Bewältigung Rußlands und, was er durch beide erreichen wollte, die Demüthigung Englands sollen nicht nach ihrem Ausgange gewürdigt und, weil sie mißlangen, in die Reihe abentheuerlicher Einfälle gesetzt werden. Die angewandten Mittel standen keineswegs auffer Verhältniß zum Zweck und ließen nichts geringeres erwarten, als die in jeder

Rücksicht beschränktern, mit denen einst Alexander sich Asien bis an die Ufer des Indus dienstbar zu machen wußte. Aber der kluge Mann wird nach der Wahl der Mittel und der Zulänglichkeit der gewählten beurtheilt, der gerechte und große nach dem Zweck. Frankreich hatte in der That, was es billiger Weise wünschen konnte, nach den Friedensschlüssen von Lüneville und Amiens vollkommen erlangt. Seine Grenze gegen Deutschland war die, welche die Natur vorschrieb. In Italien herrschte es seit der Gründung von Cisalpinien. Im Innern bedurfte es nichts weiter, als wessen es sich erfreute, — der Ruhe. Auch Napoleons Loos war das schönste, das einem Sterblichen fallen kann; sein Wirkungskreis größer, denn irgend einer; seine geistige Kraft hinreichend ihn zu umfassen und auszufüllen; das Zutrauen seiner Bürger das höchste; was er irgend in jugendlichem Übermuthe verschuldet hatte, zurückgeschoben in den Hintergrund oder vergessen; seine ganze Stellung von der Art, daß er den Staat, nicht der Staat ihn entbehren konnte, jener ihn zu verlieren fürchtete, er ihn ohne Furcht aufgeben durfte.

Allein nicht leicht hat sich die Wahrnehmung, daß der Mensch alles für seine Idee und nichts für die Sache thue, auffälliger bestätigt, als in der Handlungsweise, die Napoleon seit dem bezeichneten Zeitraume einschlug. Unbekümmert um den Frieden und das Leben von Millionen und gleichgültig gegen die Lehren und Warnungen der

Geschichte, der so fleißig von ihm gelesenen und dennoch für ihn ungeschriebenen, huldigte er einzig der Idee, allmächtig zu werden und verfolgte selbige mit einer Leidenschaft, die ihn aller Achtung der Menschen beraubte, wie sie alle Achtung der Menschen in ihm vertilgte. Es leidet keinen Zweifel, daß alles, was aus dieser Idee geboren worden ist, die erstaunenswürdigen Unternehmungen, die Jahre lang die Welt erschöpft und erschüttert, und die Ungerechtigkeiten, die sie verwirrt und empört haben, als eine Folge des unnatürlichen Stolzes und der verderblichsten Herrschbegierde zu betrachten sind: aber es ist auch keineswegs zu verkennen, daß vielleicht nie ein Mensch lebte, dessen Stolz und Herrschbegierde zu nähren und zu unterhalten, so viele Umstände sich vereinigten, als Napoleon.

Manso.

4) Wilhelm von Oranien, und Graf von Egmont.

Wilhelm der Erste, Prinz von Oranien, stammte aus dem deutschen Fürstenhause Nassau, welches schon acht Jahrhunderte geblüht, mit dem österreichischen eine Zeitlang um den Vorzug gerungen, und dem deutschen Reiche einen Kaiser gegeben hatte. Außer verschiedenen reichen Ländereien in den Niederlanden, die ihn zu einem Bürger dieses Staats, und einem gebornen Vasallen Spaniens machten, besaß er in Frankreich noch das unabhängige Fürstenthum Oranien. Wilhelm ward im Jahr 1533 zu Dillenburg, in der Grafschaft Nassau, von einer Gräfin Stollberg geboren. Sein Vater, der Graf von Nassau, desselben Namens hatte die protestantische Religion angenommen, worin er auch seinen Sohn erziehen ließ; Karl der Fünfte aber, der dem Knaben schon frühzeitig wohlwollte, nahm ihn sehr jung an seinen Hof, und ließ ihn in der römischen aufwachsen. Dieser Monarch, der in dem Kinde den künftigen großen Mann schon erkannte, behielt ihn neun Jahre um seine Person, würdigte ihn seines eignen Unterrichts in Regierungsgeschäften, und ehrte ihn durch ein Vertrauen, welches über seine Jahre gieng. Ihm allein war es erlaubt, um den Kaiser zu bleiben, wenn er fremden Gesandten

Audienz gab — ein Beweiß, daß er als Knabe schon angefangen haben mußte, den ruhmvollen Beinamen des Verschwiegenen zu verdienen. Der Kaiser erröthete sogar nicht, einmal öffentlich zu gestehen, daß dieser junge Mensch ihm öfters Anschläge gebe, die seiner eignen Klugheit würden entgangen seyn. Welche Erwartungen konnte man nicht von dem Geiste eines Mannes hegen, der in einer solchen Schule gebildet war!

Wilhelm war drei und zwanzig Jahre alt, als Karl die Regierung niederlegte, und hatte schon zwei öffentliche Beweise der höchsten Achtung von ihm erhalten. Ihm übertrug er, mit Ausschließung aller Großen seines Hofes, das ehrenvolle Amt, seinem Bruder Ferdinand die Kaiserkrone zu überbringen. Als der Herzog von Savoyen, der die kaiserliche Armee in den Niederlanden kommandirte, von seinen eignen Landesangelegenheiten nach Italien abgerufen ward, vertraute der Kaiser ihm den Oberbefehl über diese Truppen an, gegen die Vorstellungen seines ganzen Kriegsraths, denen es allzu gewagt schien, den erfahrnen französischen Feldherren einen Jüngling entgegenzusetzen. Abwesend und von Niemand empfohlen, zog ihn der Monarch der lorbeervollen Schaar seiner Helden vor, und der Ausgang ließ ihn seine Wahl nicht bereuen.

Die vorzüglichste Gunst, in welcher dieser Prinz bei dem Vater gestanden hatte, wäre allein schon ein wichtiger Grund gewesen, ihn von dem Vertrauen

seines Sohnes auszuschließen. Philipp, scheint es, hatte es sich zum Gesetz gemacht, den spanischen Adel an dem niederländischen wegen des Vorzugs zu rächen, wodurch Karl der Fünfte diesen letztern stets unterschieden hatte. Aber richtiger waren die geheimen Beweggründe, die ihn von dem Prinzen entfernten. Wilhelm von Oranien gehörte zu den hagern und blassen Menschen, wie Cäsar sie nennt, die des Nachts nicht schlafen, und zu viel denken, vor denen das Furchtloseste aller Gemüther gewankt hat. Die stille Ruhe eines immer gleichen Gesichts verbarg eine geschäftige feurige Seele, die auch die Hülle, hinter welcher sie schuf, nicht bewegte, und der Liebe und List gleich unbetretbar war; einen vielfachen, furchtbaren, nie ermüdenden Geist, weich und bildsam genug, augenblicklich in allen Formen zu schmelzen; bewährt genug, in keiner sich selbst zu verlieren; stark genug, jeden Glückswechsel zu ertragen. Menschen zu durchschauen und Herzen zu gewinnen, war kein größerer Meister, als Wilhelm; nicht daß er, nach Weise des Hofs, seine Lippen eine Knechtschaft bekennen ließ, die das stolze Herz Lügen strafte, sondern weil er mit den Merkmalen seiner Gunst und Verehrung weder karg noch verschwenderisch war, und durch eine kluge Wirthschaft mit demjenigen, wodurch man Menschen verbindet, seinen wirklichen Vorrath an diesen Mitteln vermehrte. So langsam sein Geist gebar, so vollendet waren seine Früchte, so spät sein Entschluß reifte, so standhaft

und unerschütterlich ward er vollstreckt. Den Plan, dem er einmal als dem ersten gehuldigt hatte, konnte kein Widerstand ermüden, keine Zufälle zerstören, denn alle hatten, noch ehe sie wirklich eintraten, vor seiner Seele gestanden. So sehr sein Gemüth über Schrecken und Freude erhaben war, so unterworfen war es der Furcht; aber seine Furcht war früher da, als die Gefahr, und er war ruhig im Tumulte, weil er in der Ruhe gezittert hatte. Wilhelm zerstreute sein Gold mit Verschwendung, aber er geizte mit Sekunden. Die Stunde der Tafel war seine einzige Freistunde, aber diese gehörte seinem Herzen auch ganz, seiner Familie und der Freundschaft; ein bescheidener Abzug, den er dem Vaterlande machte. Hier verklärte sich seine Stirn beim Weine, den ihm fröhlicher Muth und Enthaltsamkeit würzten, und die ernste Sorge durfte hier die Jovialität seines Geistes nicht umwölken. Sein Hauswesen war prächtig, der Glanz einer zahlreichen Dienerschaft, die Menge und das Ansehen derer, die seine Person umgaben, machten seinen Wohnsitz einem souverainen Fürstenhofe gleich. Eine glänzende Gastfreiheit, das große Zaubermittel der Demagogen, war die Göttin seines Pallastes. Fremde Prinzen und Gesandten fanden hier eine Aufnahme und Bewirthung, die alles übertraf, was das üppige Belgien ihnen anbieten konnte. Eine demüthige Unterwürfigkeit gegen die Regierung kaufte den Tadel und Verdacht wieder ab, den dieser Aufwand auf seine Absichten

werfen konnte. Aber diese Verschwendungen unterhielten den Glanz seines Namens bei dem Volke, dem nichts mehr schmeichelt, als die Schätze des Vaterlandes vor Fremdlingen ausgestellt zu sehen, und der hohe Gipfel des Glücks, worauf er gesehen wurde, erhöhte den Werth der Leutseligkeit, zu der er herabstieg. Niemand war wohl mehr zum Führer einer Verschwörung geboren, als Wilhelm der Verschwiegene. Ein durchdringender, fester Blick in die vergangene Zeit, die Gegenwart und die Zukunft, schnelle Besitznehmung der Gelegenheit, eine Obergewalt über alle Geister, ungeheure Entwürfe, die nur dem weit entlegenen Betrachter Gestalt und Ebenmaß zeigen, kühne Berechnungen, die an der langen Kette der Zukunft hinunterspinnen, standen unter der Aufsicht einer erleuchteten und freiern Tugend, die mit dem festen Tritte auch auf der Grenze noch wandelt.

Ein Mensch, wie dieser, konnte seinem ganzen Zeitalter undurchdringlich bleiben, aber nicht dem mißtrauischen Geiste seines Jahrhunderts. Philipp der Zweite schaute schnell und tief in einen Charakter, der, unter den gutartigen, seinem eignen am ähnlichsten war. Hätte er ihn nicht so vollkommen durchschaut, so wäre es unerklärbar, wie er einem Menschen sein Vertrauen nicht geschenkt haben sollte, in welchem sich beinahe alle Eigenschaften vereinigten, die Er am höchsten schätzte, und am besten würdigen konnte. Aber Wilhelm hatte noch einen andern Berührungspunkt mit Phi-

lipp dem Zweiten, welcher wichtiger war. Er hatte seine Staatskunst bei demselben Meister gelernt, und war, wie zu fürchten stand, ein fähigerer Schüler gewesen. Nicht, weil er den Fürsten des Machiavell zu seinem Studium gemacht, sondern weil er den lebendigen Unterricht eines Monarchen genossen hatte, der jenen in Ausübung brachte, war er mit den gefährlichen Künsten bekannt worden, durch welche Throne fallen und steigen. Philipp hatte hier mit einem Gegner zu thun, der auf seine Staatskunst gerüstet war, und dem bei einer guten Sache auch die Hülfsmittel der schlimmen zu Gebote standen. Und eben dieser letztere Umstand erklärt uns, warum er unter allen gleichzeitigen Sterblichen diesen am unversöhnlichsten haßte, und so unnatürlich fürchtete.

Den Argwohn, welchen man bereits gegen den Prinzen gefaßt hatte, vermehrte die zweideutige Meinung von seiner Religion. Welche Kirche er auch in gewissen Perioden seines Lebens mag vorgezogen haben, so hätte sich jede damit beruhigen können, daß ihn keine einzige ganz gehabt hat. Wir sehen ihn in spätern Jahren beinahe mit eben so wenigem Bedenken zum Calvinismus übergehen, als er in früherer Kindheit die lutherische Religion für die römische verließ. Gegen die spanische Tyrannei vertheidigte er mehr die Menschenrechte der Protestanten, als ihre Meinungen; nicht ihr Glaube, ihre Leiden hatten ihn zu ihrem Bruder gemacht.

Diese allgemeinen Gründe des Mißtrauens schienen durch eine Entdeckung gerechtfertigt zu werden, welche der Zufall über seine wahren Gesinnungen darbot. Wilhelm war als Geißel des Friedens von Chateau-Cambresis, an dessen Stiftung er mit gearbeitet hatte, in Frankreich zurückgeblieben, und hatte durch die Unvorsichtigkeit Heinrichs des Zweiten, der mit einem Vertrauten des Königs von Spanien zu sprechen glaubte, einen heimlichen Anschlag erfahren, den der französische Hof mit dem spanischen gegen die Protestanten beider Reiche entwarf. Diese wichtige Entdeckung eilte der Prinz seinen Freunden in Brüssel, die sie so nah angieng, mitzutheilen, und die Briefe, die er darüber wechselte, fielen unglücklicher Weise dem Könige von Spanien in die Hände. Philipp wurde von diesem entscheidenden Aufschlusse über Wilhelms Gesinnung weniger überrascht, als über die Zerstörung seines Anschlags entrüstet; aber die spanischen Großen, die dem Prinzen jenen Augenblick noch nicht vergessen hatten, wo der größte der Kaiser, im letzten Akte seines Lebens, auf seinen Schultern ruhte, versäumten diese günstige Gelegenheit nicht, den Verräther eines Staatsgeheimnisses endlich ganz in der guten Meinung ihres Königs zu stürzen.

Nicht minder edlen Stammes, als Wilhelm, war Lamoral, Graf von Egmont und Prinz von Gavre, ein Abkömmling der Herzoge von Geldern, deren kriegerischer Muth die Waffen des Hauses Österreich ermüdet hatte. Sein Geschlecht

glänzte in den Annalen des Landes; einer von seinen Vorfahren hatte schon unter Maximilian die Stadthalterschaft über Holland verwaltet. Egmonts Vermählung mit der Herzogin Sabina von Bayern erhöhte noch den Glanz seiner Geburt, und machte ihn durch wichtige Verbindungen mächtig. Karl der Fünfte hatte ihn im Jahre 1546 in Utrecht zum Ritter des goldenen Vließes geschlagen; die Kriege dieses Kaisers waren die Schule seines künftigen Ruhms, und die Schlachten bei St. Quentin und Gravelingen machten ihn zum Helden seines Jahrhunderts. Jede Wohlthat des Friedens, den handelnde Völker am dankbarsten fühlen, brachte das Gedächtniß der Siege zurück, durch die er beschleunigt worden, und der flämische Stolz machte sich, wie eine eitle Mutter, mit dem herrlichen Sohne des Landes groß, der ganz Europa mit seiner Bewunderung erfüllte. Neun Kinder, die unter den Augen seiner Mitbürger aufblühten, vervielfältigten und verengten die Bande zwischen ihm und dem Vaterlande, und die allgemeine Zuneigung gegen ihn übte sich im Anschauen derer, die ihm das Theuerste waren. Jede öffentliche Erscheinung Egmonts war ein Triumphzug; jedes Auge, das auf ihn geheftet war, erzählte sein Leben; in der Ruhmredigkeit seiner Kriegsgefährten lebten seine Thaten; ihren Kindern hatten ihn die Mütter bei ritterlichen Spielen gezeigt. Höflichkeit, edler Anstand, und Leutseligkeit, die liebenswürdigen Tugenden der Ritterschaft, schmückten

mit Grazie sein Verdienst. Auf einer freien Stirn erschien seine freie Seele; seine Offenherzigkeit verwaltete seine Geheimnisse nicht besser, als seine Wohlthätigkeit seine Güter, und ein Gedanke gehörte Allen, sobald er sein war. Sanft und menschlich war seine Religion, aber wenig geläutert, weil sie von seinem Herzen und nicht von seinem Verstande ihr Licht empfing. Egmont besaß mehr Gewissen, als Grundsätze; sein Kopf hatte sich sein Gesetzbuch nicht selbst gegeben, sondern nur eingelernt; darum konnte der bloße Name einer Handlung ihm die Handlung verbieten. Seine Menschen waren böse oder gut, und hatten nichts Böses oder Gutes; in seiner Sittenlehre fand zwischen Laster und Tugend keine Vermittlung statt; darum entschied bei ihm oft eine einzige gute Seite für einen Mann. Egmont vereinigte alle Vorzüge, die den Helden bilden, er war ein besserer Soldat, als Oranien, aber als Staatsmann tief unter ihm; dieser sahe die Welt, wie sie wirklich war, Egmont in dem magischen Spiegel einer verschönernden Phantasie. Menschen, die das Glück mit einem Lohn überraschte, zu welchem sie keinen natürlichen Grund in ihren Handlungen finden, werden sehr leicht versucht, den nothwendigen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung überhaupt zu verlernen, und in die natürliche Folge der Dinge jene höhere Wunderkraft einzuschalten, der sie endlich tolldreist, wie Cäsar seinem Glücke, vertrauen. Von diesen Menschen war Egmont. Trunken von

Verdienſten, welche die Dankbarkeit gegen ihn übertrieben hatte, taumelte er in dieſem ſüßen Bewußtſeyn, wie in einer lieblichen Traumwelt, dahin. Er fürchtete nicht, weil er dem unſichern Pfande vertraute, das ihm das Schickſal in der allgemeinen Liebe gegeben, und glaubte an Gerechtigkeit, weil er glücklich war. Selbſt die ſchrecklichſte Erfahrung des ſpaniſchen Meineids konnte nachher die Zuverſicht nicht aus ſeiner Seele vertilgen, und auf dem Blutgerüſte ſelbſt war Hoffnung ſein letztes Gefühl. Eine zärtliche Furcht für ſeine Familie hielt ſeinen patriotiſchen Muth an kleinen Pflichten gefangen. Weil er für Eigenthum und Leben zu zittern hatte, konnte er für die Republik nicht viel wagen. Wilhelm von Oranien brach mit dem Thron, weil die willkührliche Gewalt ſeinen Stolz empörte; Egmont war eitel, darum legte er einen Werth auf Monarchengnade. Jener war ein Bürger der Welt, Egmont iſt nie mehr, als ein Fläminger geweſen.

v. Schiller.

5) Thucydides und Tacitus, eine Paralelle.

Thucydides und Tacitus haben mit einander gemein, daß, während sie weit von den Meisten, denen je ein Urtheil zustand, als die ersten unter den Geschichtsschreibern der Griechen und der Römer anerkannt wurden, in diese Bewunderung bei Vielen sich ein störender Zweifel mischte, und sogar eine Abneigung, welche durch Scheu vor den großen Namen nicht immer zurückgehalten, sondern zuweilen laut und sogar heftig geäußert wurde. Tief gegründet in der Ähnlichkeit des Wesens, vornehmlich der bestimmendsten Eigenschaften, ist diese Ähnlichkeit des Rufes. Aber schon in dem, was an Beiden dem Schicksale mehr als eigener Wahl gehört, ist, bei vielen Verschiedenheiten, manches übereinstimmend.

Die Jugend des griechischen Geschichtsschreibers fiel in den letzten Theil der glücklichsten und rühmlichsten Zeit seines Vaterlandes, deren ausdrucksvollstes Denkmal die Bestattungsrede des Perikles ist. Als Mann aber und als Greis erlebte er die Zerrüttung Griechenlands durch seinen dreißigjährigen Krieg; das Hinschwinden der edelsten Kräfte, welche niemals wieder bei irgend einem Volke so geblühet; das Verderben der alten Verfassungen und die Anfänge des bald entscheidenden Einflusses der Barbaren.

Tacitus als Jüngling sah auf Trümmern des großen Freistaates der Römer jene raschen Umwälzungen, die er nachmals in seinen Historien beschrieben. Das männliche Alter verging ihm großen Theils in dumpfen Schrecknissen der fünfzehn Jahre Kaisers Domitianus. Darauf, noch nicht weit vorgerückt im Alter, pries er zwar an Trajanus den trefflichsten der Herrscher, betrauerte aber den, selbst für die größte Persönlichkeit unaufhaltbaren, Verfall des alternden Weltreiches, das keine Bürger mehr, nur Unterthanen und Soldaten hatte.

Beide Geschichtschreiber demnach lebten in Zeitaltern des sichtbaren Sinkens. Doch war die Welt des Griechen ungleich lichter und freier. Auch wird er von Aristophanes, Xenophon und Platon beleuchtet, der Römer nur von Seneca, Suetonius und Juvenalis.

Merkwürdig ist ferner die Ähnlichkeit zwischen Beider persönlichen Schicksale. Begabt mit allen Ansprüchen, im Großen thätig zu seyn, wurden sie durch die Übermacht widerstrebender Verhältnisse zu thatenloser Stille gezwungen. Am Staatsruder mußte Thucydides einen Lederhändler, Tacitus entmanntes Hofgesinde sehen. Jener, aus dem öffentlichen Leben in den Privatstand zurückgedrängt, verlebte zwanzig Jahre in Verbannung fern der unruhvollen Vaterstadt; dieser ergraute in zwar glänzenden, jedoch bedeutungslosen Würden. Allein dem ersten war in seinen Herrschaften

auf der Küste Thraziens, wie etwa nunmehr Pflanzern in fernen Weltgegenden, ein, wenn auch nicht erfreuliches, doch selbstständiges Daseyn bereitet, der andere trug allezeit die Fesseln eines unnatürlichen Zustandes, der Gesellschaft, worin er von den Halbwilden des Nordens, unsern Vorältern, nicht ohne Zuneigung und eine Art von Sehnsucht sprach.

In dem Gemüthe Beider konnte sonach jener Unmuth nicht fehlen, den, bei dem mächtigen Bewußtseyn ungemeiner Thätigkeit, ein unbesiegbares Hinderniß ihres Hervortretens in die Welt erzeugt. Aber nicht gelähmt, nur abgeleitet, richtete sich alle ihre Thatkraft auf die Verfassung der Schriften, ewiger Denkmale ihres Geistes. So glorreich als sie je hätten einen Befehlstab halten mögen, führten sie den Griffel der Geschichte; und wie viel Herrliches auch von ihnen, an der Spitze ihrer Völker, zu erwarten gewesen wäre, hat doch die Nachwelt sich zu freuen, daß ihnen die Thätigkeit verwehrt war, in deren Ermangelung sie Geschichtschreiber wurden.

Zur Ausarbeitung schritten Beide, nach langer Vorbereitung, erst in Jahren, die sonst zu großen Unternehmungen untauglich geachtet werden, sicher der unerschöpften Kraft, geschützt vor allen Verführungen der Jugend.

So verschiedenartig der Stoff ihrer Werke, so hat er doch darin Ähnlichkeit, daß Beide Zeiten und Ereignisse beschreiben, welche Ausartung, Auf-

lösung und Zerstörung ankündigten, oder herbeiführten. übermaß und übertreibung, hier der Freiheit, dort der Knechtschaft; Zügellosigkeit, hier des Volkes, dort der Regierung; Einheit, hier ganz mangelnd, dort Alles verschlingend. Allein die griechische Völkerfehde hat, bei all ihrer Verderblichkeit, nicht das Greuelhafte der Thaten der ersten Kaiser; und ob sie gleich auf ein kleines Land sich einschränkt, ist sie ungleich lebenvoller als die Geschichte des Weltreiches; daher der Grieche seine Aufgabe als groß und inhaltreich mit eben so viel Grunde rühmt, als der Römer die Enge und Dürre der seinigen beklagt. Die erste wurde berühmter durch Thucydides, wie durch Homer der Krieg um Ilium; die andere anziehend durch Tacitus, wie mancher Abscheu erregende Gegenstand durch kunstreiche Darstellung eines Meisters.

Umfassende Kunde der Begebenheiten und ihrer Ursachen zu erlangen, wurde Beiden schwer, doch schwerer dem Römer als dem Griechen. Zwar auch dieser hatte Verfälschungen der Eigenliebe und Parteisucht zu bekämpfen; doch ihm standen freimüthigere und reichhaltigere Mittheilungen der Augenzeugen, zu Gebote. Auch war er allem, was er beschrieb, obwohl nicht nahe, doch gleichzeitig; der Römer nur dem kleineren Theile. Noch mehr, dem Griechen lag das Meiste offen, da seinem Zeitalter noch der Vorzug blieb, daß öffentliche Angelegenheiten öffentlich verhandelt wurden; der Römer, schon in Zeiten, wo das Wichtigste ge-

heimer und schriftlicher Berathung heimfiel, mußte in die Verborgenheit der Gemächer und in die spröde Verschlossenheit der, damals schon zahllosen, Staatsschriften eindringen. Daher dem ersten mehr Gewißheit als dem andern zu Theil wird; jener allezeit nur darzustellen, dieser oft erst aufzudecken hat; und jenem die bereits verhallten Gerüchte nicht, wie diesem die aufbehaltenen, beschwerlich fallen.

Gleich streng indeß verfahren Beide in der Prüfung und Würdigung. Eiferer für die Gründlichkeit, erklären sie sich mit großem Nachdrucke wider das Mährchenhafte, womit den Lesern Andere geschmeichelt, und wider unrichtige Vorstellungen, die über wichtige Zeitpunkte verbreitet waren. Unzugänglich den Täuschungen eines wohlwollenden Gemüthes, zeigen sie Alles, nicht wie der gute Mensch es wünschte, sondern wie es dem Hellsehenden sich darstellt.

Unverkennbar ist an Beiden die Absicht und die Zuversicht zu lehren; nicht bloß das Geschehene, sondern auch desselben Art und Sinn; dadurch aber die folgenden Geschlechter zu unterrichten. Denn sie betrachteten die Geschichten, welche sie beschreiben, als Vorbilder aller derjenigen, welche in der Zukunft, unter ähnlichen Umständen, sich zutragen werden. Durch Auslegung der ersteren glauben sie vorzubereiten auf die letzteren; durch Erörterung der großen Verhältnisse Eines Staates Aller Geschick zu deuten, und durch ihre Beobach-

tung Andern anstatt eigner Erfahrung zu dienen. Darein setzten sie den Werth ihres Unternehmens, unterhaltend seyn wollen sie nicht; dem Lehrreichen ist all ihr Streben gewidmet. Mit welchem Erfolge, das kann nicht erklärt, noch begriffen, nur erfahren werden. Darlegen aber läßt sich allerdings, warum beiden Männern, nach dem Gefühle derjenigen, die mit ihnen vertraut geworden, ihr hoher Vorsatz ungleich trefflicher, als allen andern, die eben denselben auch gefaßt, gelungen sey. Es scheint der Grund vornehmlich in der Überlegenheit ihres Geistes, zugleich aber in der Mäßigung, womit diese wirkt, zu liegen; sodann in dem glücklichen Fleiße, womit sie ihre Darstellungen zu Kunstwerken ausgebildet; oder, um es kürzer zu sagen, in ihrer Wahrheit und in ihrer Schönheit.

Ganz Meister ihres Gegenstandes, niemals von ihm übermannt, bewahren sie, mitten unter den Bewegungen, welche sie zu schildern haben, und die ihnen selbst nahe gehen, eine unbefangene freie Seele. Zwar ist dem Thucydides vorgeworfen worden, daß er die Untugenden der Volksherrschaft, von welchen er selbst gelitten, absichtlich schlimmer als sie waren, geschildert habe. Allein die Thatsachen, die er vorträgt, stehen nicht zu bezweifeln; und daß er sie vergrößert, kann man nicht denken, wenn man sieht, einmal, wie aufrichtig er die Gesetzlosigkeit auch des Gegentheils bemerkt; dann, wie ruhig er sogar von Kleon spricht, das Gute,

was auch dieser Volksführer haben mochte, nicht herabsetzt, das unverdiente Glück ihm nicht mißgönnt, und, da ihn seine Tollheit endlich ins Verderben führt, sich begnügt zu sagen: er habe geglaubt, Einsicht zu haben, weil er Glück gehabt.

Nachdrücklicher noch wird Tacitus von Manchen beschuldigt, daß er aus Freiheitsliebe das anfangende Kaiserthum zu gräßlich dargestellt. Sowohl das Ungeheure, seltsam Schauderhafte in vielen seiner Nachrichten, das besonders für schuldlose Unerfahrenheit und behagliche Beschränktheit ins Unglaubliche geht, als auch sein oft hervorbrechendes Gefühl des stolzesten Unwillens konnte wohl zu jenem Verdachte führen. Es kommt hinzu, daß er, das Laster durch Schmach bei der Nachwelt zu schrecken, für einen Theil seines Berufes selbst erklärt, den er treulich erfüllt hat, da Tiberius durch ihn unsterblich ist, ganz anderst freilich, als er zu hoffen wenigstens vorgab. Dennoch ist erwähnte Beschuldigung ganz grundlos. Für das Wesentliche der Nachrichten selbst hat Tacitus die gleichzeitigen sowohl, als die etwas spätern Schriftsteller alle zu Gewährsmännern; es ist keiner, der ihm widerspräche. Daß auf seine Bearbeitung Haß der Alleinherrschaft gewirkt, ist von dem Schriftsteller nicht glaublich, der selbst dem Kaiser Claudius noch einiges Verdienst läßt; der von letzten Zeiten des Freistaates mit eben so viel Abneigung, als von den ersten des Kaiserthums spricht; der seinem Zeitalter nicht die min-

beste Anlage zu einer freien Verfassung zutraut; der endlich die billigste und mildeste Gesinnung nicht nur an vielen Stellen bezeigt, sondern auch in einigen ausdrücklich bekennt.

Das achtungsvolle Vertrauen zu beiden Geschichtschreibern, welches diese Geistesfreiheit ihrem Leser einflößt, wächst durch die unwiderstehliche Überzeugung von ihrer hohen Weisheit. Klio, sieht man, ist der Göttinnen eine, welche, nach dem Dichter, überall sind und Alles wissen.

In der Reihe der Begebenheiten läßt kein Glied und keine Fuge sich vermissen. Alle Tiefen der menschlichen Natur sind aufgeschlossen, alle Leidenschaften enthüllt, alle jedoch auf eine, die Lust des Herrschens, zurückgeführt. Dagegen wird von Beiden das unerforschte Gebiet des übersinnlichen niemals betreten, leise nur berührt; die oberste Ursache bleibt in heiligem Dunkel. Bemerkbarer ist übrigens die Philosophie bei dem Römer als bei dem Griechen; wie aus der Fremde erworbenes Gut mehr als einheimisches gemeiniglich ins Auge fällt.

Am meisten endlich wird das Ansehen Beider durch ihre sittliche Würde begründet. Viel weniger, als andere Alte, befangen in der Eigenthümlichkeit ihres Volks und Zeitalters, erkennen und achten sie den Menschen. Was da seyn sollte, sehen sie und weisen es nach, obgleich ihr Amt nur scheint zu zeigen, was da war. Gefaßt ergeben sie sich wohl in die Nothwendigkeit; ihr bes-

seres Wesen jedoch erliegt ihr nicht, sondern schwebt darüber. Es findet sich bei ihnen keine halbe Meinung, noch eine kalte Überzeugung, sondern es ist alles ihr hoher Ernst. Das Edelste behandeln sie mit Liebe; wie der Grieche bei Perikles und Brasidas, so verweilt der Römer bei Thrasea und Helvidius. übrigens der Zeit gemäß, ehrt jener mehr das Staatsgesetz, und dieser die Vernunft.

Wie groß auch und selten diese Eigenschaften, welche nur zusammen die ganze Wahrheit erzeugen und verbürgen, so empfangen sie doch ihre volle Pracht erst von der hinzutretenden Schönheit, welche nicht besticht, noch blendet, aber rührt und einbringt. Beide Geschichtschreiber begnügten sich nicht mit flüchtigem Hinwerfen ihrer Forschungen und Ansichten; vielmehr wandten sie auf künstlerische Ausarbeitung nicht mindere Sorgfalt, als jeder Urheber eines in Tempeln auszustellenden Götter- oder Heldenbildes. Daher das Werk des Griechen selbst von dem, wider ihn parteiischen Dyonysius für ein Kunstwerk erklärt wird, und zwei berühmte Dichter neuerer Zeit in ihrer Behandlung eines aus dem Römer gezogenen Stoffes für Gewinn geachtet haben, ihm treu folgen zu können.

Zwar ein wichtiger Theil der Kunst, die Anordnung, ist in beiden Geschichtswerken kunstlos. Vornehmlich auf Genauigkeit bedacht, halten die Verfasser überall sich an die Zeitfolge; noch fester der Grieche, als der Römer, der um auszuruhen von den einförmigen Geschichten des Innern, manch-

mal doch etwas länger bei den auswärtigen stehen bleibt.

Dagegen zeigt sich in der Auswahl der Sachen schon ein bildnerischer Sinn. Hätten wir noch das Buch des Kratippus, der zusammengetragen, was Thucydides hat liegen lassen, und irgend eines jener übermäßig gedehnten Geschichtbücher aus Tacitus Zeit, worüber Juvenalis spottet, so könnten wir nicht ohne Belehrung übersehen, was und wie vieles beide Männer als unerheblich oder für ihren Zweck untauglich übergangen. Noch strenger, als der Römer, ist auch darin der Grieche. Was dem Kriege, den er beschreibt, ganz fremd ist, kein Licht auf desselben Gang wirft, schließt er, so glänzend es im übrigen seyn mag, von seiner Darstellung aus. Keine Meldung des Phidias; keine der gleichzeitigen großen Dichter; Perikles erscheint als der edelste der Staatsmänner, doch gar nicht als Beförderer der schönen Kunst. Nicht so sparsam durfte der Römer seyn. Da er die Ausbildung einer Alleinherrschaft darzustellen hatte, so mußte er seinem Werke größere Ausstattung geben, damit der Zustand Roms und seiner Welt recht kenntlich würde; doch that er mit Maß und wählte Züge, auch von wenig bemerkten Seiten, aber nur bedeutende. Indessen vereinigt sich das Verfahren beider Männer wieder darin, daß sie von gleich wichtigen Sachen, die einen in das hellste Licht setzen, die andern kurz erwähnen; wo entweder von den ersteren, nicht aber von den letzteren

genaue Nachrichten vorhanden waren, oder an jenen, nicht an diesen, die Entwickelung merkwürdig ist, oder diese, wegen durchgehender Ähnlichkeit, gewißermassen schon in jenen enthalten sind.

Daß sie in der Behandlung sich merklich von einander unterscheiden, scheint von der Verschiedenheit des Gegenstandes mehr, als der Anlage und Neigung herzurühren. Es sind bei dem Thucydides zwei streitende Mächte, die einen offenen Krieg führen; an die eine oder die andere schließen alle Griechen sich an; fast in alle Städte und in alle Verhältnisse dringt der Zwiespalt; die Absichten, die Kräfte, die Anstrengungen sind auf beiden Seiten gleich, die Glückswechsel zahlreich, der Ausschlag lange ungewiß. Bei Tacitus wird der Herr des Heeres allmählig Herr des Staates; er handelt, alles übrige duldet; Widerstand ist noch, aber im Stillen; offenbarer Streit nur, wo das Heer selbst getheilt ist. Jene Entzweiung, diese Gährung; jener scharfe Gegensatz, diese trügliche Einheit; jener offene Krieg, dieser tückische Friede, konnten nicht auf gleiche Art behandelt werden. Fast alle Vorbereitung und Erklärung der Begebenheiten, ihre Seele, ist bei dem Griechen in den Reden, der eigentlichen Stärke seines Werkes; in der Erzählung tritt er selten persönlich auf; er ist selbst Zuschauer, und lenkt nur zuweilen die Aufmerksamkeit oder schärft sie durch eine anspruchslose Bemerkung. Der Römer hat die Fülle seines Geistes über die ganze Darstellung ergossen; immer

giebt er sichtbar nur seine Anschauung wieder, und mit ihr sein Gefühl. Man könnte sagen, daß uns Thucydides auf einen, durch ihn nur geordneten Schauplatz, Tacitus vor eine lange Reihe größerer und kleinerer, von ihm entworfener Gemälde führe. So bewundernswerth des ersten Enthaltsamkeit, ist des andern Kühnheit; da jener mit derselben Zuversicht sich entzieht, mit welcher dieser sich mittheilt. Es folgt übrigens aus jener Verschiedenheit der Sache auch dieses, daß Thucydides gewöhnlich nur Gemeinheiten, Massen oder wenigstens Gruppen, Tacitus mehr Einzelne aufführt. Dieser bedarf auch deshalb der Charakterzeichnung; bei jenem ist sie unnöthig, schon darum, weil seine Helden redend auftreten, und zu seiner Zeit noch, was ein Mann öffentlich sprach, für Ausdruck seiner Gesinnung durfte gehalten werden. Wohl ergreift auch der Römer jeden Anlaß, merkwürdige Personen redend einzuführen; allein die Art der Zeit ist mehr das Gespräch oder der Geschäftsvortrag, als die frei einherschreitende Rede.

Beiden Geschichtschreibern endlich ist vor allen ihren Vorgängern und Nachfolgern am besten gelungen, den für Geist und Inhalt ihrer Werke schicklichsten Vortrag zu erfinden und zu behaupten: gleichförmig ohne Eintönigkeit, ernst ohne Steifheit, düster ohne Trübe, und besonders stark ohne Rohheit. Denn auch das Düstere hat bei ihnen Licht und Glanz; freithätig ist ihr Ernst und durch Weisheit gemäßigt ihre Stärke. Diese

herrscht in jener Kürze des Ausdruckes, welche, keineswegs unvollständig, nur der Zerstreuung widersteht; in der strengen Auswahl der Worte, und in der kühnen Freiheit der Wortfügung. Gleichweit entfernten sich beide Männer von der gemeinen Schreibart ihrer Zeit, und Beide mußten mit ihrer Sprache gleich schöpferisch verfahren. Denn vor Thucydides war das Erhabene den Dichtern allein eigen; die ungebundene Rede stand noch auf den Stufen schlaffer Natürlichkeit oder weicher Zierlichkeit; er gab ihr Nerv. An Tacitus hingegen ist zu sehen, was eine Sprache, selbst nachdem sie ihre Ausbildung schon überlebt hat, gleichsam jugendlich im hohen Alter noch vermag. Er fand sie schon überfein, verzärtelt; durch ihn ward sie wieder gestählt. So wenig indessen als der Griecche, verleugnete der Römer ganz den Ton des Zeitalters; wie man bei jenem etwas von der Pracht des Gorgias, so findet man bei diesem, unbeschadet der Kraft; die Feinheit der Sprache einer Welthauptstadt. Daß aber und warum beiden fröhliche Anmuth und leichte Verständlichkeit fehle, ist minder schwer einzusehen, als wie man dazu kam, solche, mit ihrem Wesen unvereinbare, Eigenschaften an ihnen zu vermissen.

Hiemit, obgleich nur flüchtig, sind die Ähnlichkeiten angedeutet, welche die Vermuthung wohl begründen, daß Tacitus zu seinem Vorbilde den Thucydides genommen; noch mehr aber die Überzeugung, daß zwischen beiden eine wunderbare und in dieser Entschiedenheit höchst seltene Verwandtschaft des Geistes obwaltet.

Fr. Roth.

---

b) Aus der Länder- und Völkerkunde.

1) Charakter der Sicilier und Neapolitaner.

Die Sicilier rühmen sich eines offnen, freien Charakters. Die Neapolitaner werfen ihnen entgegengesetzte Fehler vor, und eignen den Ruhm der Freimüthigkeit sich selber zu. Ich fand beide Nationen freundlich, zuvorkommend, nicht nur mit Höflichkeit, auch mit Wohlwollen, ja mit Vertrauen. Mir scheinen die Neapolitaner sanguinischer und froher; ernster, feuriger die Sicilier. Beide sehr reizbar, aber nach Verschiedenheit des Charakters. Brausender ist der Neapolitaner und auffahrend sein Zorn. Unbemerkt fällt ein Wort, als Same des Grolls, in die Tiefe des sicilischen Herzens; das Gefühl der Beleidigung, und plötzlich enthüllet sich aus platzender Schale die Frucht der blutigen Rache. Groß ist indessen der Unterschied des Charakters in verschiedenen Städten. Den Trapanesen wirft man am meisten die Rachsucht vor.

Liebe zur Freiheit ist den Einwohnern beider Königreiche gemein. Bei den Siciliern, wie bei den Neapolitanern und bei den Italienern überhaupt, haben die Fehler eines heißen Himmelsstrichs desto freieres Spiel, da der öffentliche und

der häusliche Unterricht der Jugend auf eine nicht zu verantwortende Weise vernachläßiget wird. Wie unter diesem Himmel der fruchtbare Boden reich an mannigfaltigen Früchten ist, und an vielartigen Disteln von ungemeiner Größe, so ranken auch Fehler und Laster mit üppigem Wuchs aus dem Nationalcharakter dieser Völker deren Anlagen und Fähigkeiten sehr groß sind. Wollust, Zorn, Rache glühen mit des feurigen Temperaments ungekühlter Hitze. Ungereizet scheinen sie mir wohlwollend.

Daher die freundliche und edle Gastfreiheit der Bewohner beider Königreiche. Daher die Sicherheit der Fremden in Rom, wo doch jährlich fünfhundert Ermordete gezählet werden, welche nicht als ein Opfer der Raubsucht fallen, sondern der Eifersucht, des Jähzorns, der Rache.

Schon ihre zarten Kinder zeigen heftigen Zorn; ihr Weinen ist begleitet mit Zeichen des Eigensinns und der Heftigkeit. Etwas von diesen Fehlern gehört vielleicht auf die Rechnung der geerbten Anlage und des heißen Bluts; aber wohl wenigstens eben so viel auf der Ältern Unvernunft und Heftigkeit im Betragen gegen die Kinder. Gewohnt mit Steinen zum Spiel zu werfen, wird der Knabe von jäher Wuth mit dieser fürchterlichen Waffe gerüstet. Wirft jemand einen Stein nach einem Hunde, so werfen alle Knaben dem unglücklichen Thiere nach, und die Erwachsenen billigen diese böse Unart wenigstens durch Stillschweigen, ermuntern sie wohl gar durch Beifall. Ihre Be-

handlung der Thiere überhaupt beweiset rohes Gefühl.

In einem Lande, wo die Natur so freigebig, ist der Müssiggang natürlich. Der Nordländer arbeitet im Schweiße seines Angesichts, weil er starker Nahrung, warmer Kleidung, theurer Feuerung bedarf, und gebrautes Getränke nicht entbehren will. Der mäßige Italiener und der Sicilier genießen einer leichten Nahrung, sie sind leicht gekleidet. Wiewohl ihre feurigen Weine in manchen Gegenden so wohlfeil sind, wie bei uns das gemeine Bier, ist doch die Trunkenheit hier ein sehr seltnes Laster. Ich sah in Italien einen oder zwei betrunkne Menschen, in Sicilien keinen. Unter mildem Himmel bedürfen sie weder einer dichten noch geräumigen Wohnung; selbst die Handwerker arbeiten mehrentheils auf der Straße. Ruhe und Schatten sind ihre natürlichsten Bedürfnisse, daher der Müssiggang. Aber so sehr auch dieser Entschuldigung verdienet, so fürchterlich sind doch seine Folgen.

Eine von diesen ist der Bettler Menge. Sie sind oft unverschämt, scheinen aber dem Reisenden noch mehr so, als sie es wirklich sind; man vergißt zu oft, daß die Lebhaftigkeit der Nation sich auch dem Bettler mittheilen müsse. Man wirft den Italienern und Siciliern Eigennutz vor; etwas von diesem Vorwurf mag schon gegründet seyn, aber ich habe in allen Ständen Menschen von Edelmuth unter ihnen gefunden. Nicht selten ist

es mir und meinen Reisegenossen begegnet, daß gemeine Leute, für erzeigte Gefälligkeit oder übernommene Mühe durchaus keine Belohnung annehmen wollten. Nach solchen Leuten, welche hauptsächlich von den Fremden leben, muß man nicht die Nation beurtheilen. Wie würde man sich irren, wenn man von dem Eigennutz mancher Wirthe und Fuhrleute in der deutschen Schweiz, auf den Charakter der deutschen Schweizer, des edelsten Volkes auf Gottes Erdboden schlösse!

In Ländern, wo die Natur vieles freiwillig, vieles für geringe Arbeit hervorbringt, mußten durch Eröffnung neuer Bahnen der Industrie die Menschen zur Arbeit gelockt werden. Hier wird die Ermunterung der Industrie oft durch Saumseligkeit der Regierung vernachlässigt, oft auch — und das ist noch schlimmer — durch widersinnige Sorgfalt gehemmt.

Lebhafte Phantasie, mißgeleitet durch schlechten Unterricht in der Religion, gebiert den Aberglauben. Dieser setzt leichte Übungen an die Stelle gewissenhafter Erfüllung der Pflichten; sinnloses Gewäsch an die Stelle der Herzensreinheit und der Liebe. So befördert er die Unsittlichkeit und oft den Unglauben.

Die Freigebigkeit der Natur und die Vernachlässigung der Erziehung zeigen sich im Gespräch der Italiener auf ihren schön gezeichneten, durch heftige Affekten aber verzogenen Gesichtern; an ihrer zu lauten, das Ohr ergötzenden, wiewohl

rein tönenden Stimme; endlich an Vergleichung der Kinder mit den Erwachsenen.

Nirgends sah ich unter dem Volke mehr schöne, mehr geistreiche Kinder als in diesen Ländern. Schnell sind ihre ersten Fortschritte, bald aber werden sie gehemmt. Nirgends sah ich so wenig Buckliche, so wenig von der Geburt an mißgestaltete Menschen; nirgends aber so viel durch Verwahrlosung mißgebildete Kinder; nirgends so viel Einäugige, Blinde, Lahme, so viele Menschen mit verdorreten Händen, so viele Krüppel jeder Art, als in Italien und Sicilien; doch mehr in Italien. Wie oft begegnet man auf der Insel sowohl, wie im festen Lande unglücklichen Männern und Weibern, denen das Gesicht, sey es vom Krebs oder vom Aussatz, halb zerfressen ist. Man erschrickt, schaudernd zweifelt man, ob sie eigne Jugendsünden büßen, oder ob die Sünden ihrer Ältern sie bezeichnen. Man wendet, mit unwillkührlichem unüberlegtem Abscheu, der sich bald in Mitleiden verwandelt, den Blick von ihnen ab.

Fr. Leop. v. Stolberg.

2) Ein Tag in London.

Wer spät zu Bette geht, steht spät auf, das ist in der Regel; daher hat die goldene Morgenstunde nirgends weniger Verehrer als in London, wo doch sonst das Gold nicht gering geachtet wird. Vor neun bis zehn Uhr wird's nicht Tag. Anständig gekleidet, versammelt sich dann die Familie in dem zum Frühstück bestimmten Zimmer, die Herren in Stiefeln und Überröcken, die Damen unbeschreiblich reizend gekleidet, schneeweiß, verhüllt bis ans Kinn, mit zierlichen Häubchen. Das Negligée ist der Triumph der Engländerinnen; mit der geschmackvollsten Einfachheit vereinigt es die höchste Eleganz; der volle Anzug hingegen fällt oft steif und überladen aus.

Nichts Einladenderes gibts in der Welt als ein englisches Frühstück, auch wird die dabei hingebrachte Stunde durchaus für die angenehmste des Tages gehalten, und man verlängert sie gern. Auf dem hellpolirten, stählernen Roste lodert die stille Flamme des Steinkohlenfeuers, selbst im Sommer, wenn das Wetter feucht ist. Das elegante Theegeräthe steht in zierlicher Ordnung auf dem schneeweiß bedeckten Tische, daneben frische ungesalzene, in Wasser schwimmende Butter, das weißeste Brod von der Welt, Zwieback, hartgekochte Eier; auch wohl, nach schottischer Sitte,

Honig und Marmelade von Pomeranzen. Hot-rolls, heiße Rollen, eine Art warmer, mit Butter bestrichner Semmel, und Toast's, Brodschnitte, welche, von beiden Seiten mit Butter bestrichen, langsam am Feuer rösten, dürfen nie fehlen; letztere stehen in einem dazu verfertigten silbernen Gestell im Kamin, der Theekessel braust und siedet gesellig daneben.

Mit allem diesen wäre aber dennoch das Frühstück ohne die neuesten Zeitungsblätter sehr unvollständig, sie sind ein Hauptstück dabei. Ein selten vermißtes Stück des deutschen Frühstücks, die Tobakspfeife, ist, zum Lobe der Londoner sey's gesagt, bei ihnen ganz verbannt; dies schmutzige Vergnügen wird der letzten Klasse des Volks überlassen; höchstens ergötzt sich noch zuweilen ein alter ausgedienter Seemann oder ein kaum halbcivilisirter Landjunker in seinen einsamen vier Pfählen daran.

Die Dame des Hauses bereitet den Thee, zwar viel umständlicher, aber auch viel besser, als wir. Die Tassen werden erst sorgfältig mit heißem Wasser nach gewissen Regeln darauf gegossen, und um für alle diese Mühe den gehörigen Ruhm zu ärnten, wird der Reihe nach gefragt: ob der Thee nach Jedes Wunsch gerathen sey? Alles geschieht langsam und mit einer feierlichen Ruhe, welche die Engländer gern ihren Mahlzeiten geben: denn sie mögen dabei keine andern Gedanken aufkommen lassen, außer den des gegenwärtigen Genus-

ses. Nur die Zeitungsblätter machen beim Frühstücke hiervon eine Ausnahme, und Herren und Damen beschäftigen sich eifrig damit: denn nicht nur politische Neuigkeiten werden darin aufgetischt, auch Theater- und Familiennachrichten, und vor allem die neuesten Stadtgeschichten, frohe und traurige, erbauliche und skandalöse, wahre, halbwahre und ganz erdichtete. Alles wird gelesen, alles wird besprochen. Daß bei solchen Quellen das Gespräch seltner stockt, als sonst wohl geschieht, ist natürlich.

Nach dem Frühstück begeben sich die Männer an ihr Geschäft, in's Comptoir, oder wohin ihr Beruf sie treibt. So viel möglich wird den Vormittag über alle Arbeit abgethan, und trotz des späten Anfangs ist er lang genug dazu, da Niemand vor fünf bis sechs Uhr zu Mittage speist. Nach Tische feiert Jeder gern, wenn ihn nicht gerade ein hartes Schicksal zur Arbeit zwingt.

Viele Herren besuchen bald nach dem Frühstücke ihr gewohntes Kaffeehaus, wo sie einen großen Theil ihrer Geschäfte abthun, eine Menge Briefe aus der Stadt und andere Bestellungen harren dort schon ihrer; dorthin verlegen sie auch gewöhnlich ihre Zusammenkünfte mit Freunden, um über wichtige Dinge sich mündlich zu besprechen, und Verabredungen zu treffen. Die Wirthin des Hauses nimmt auf ihrem erhöhten Sitz unten am Eingange alles an, und bestellt es mit pünktlicher Treue an ihre Kunden, die sie alle persönlich

kennt, weil sie es fast nie verfehlen sich zur nämlichen Stunde einzustellen.

Diese Gewohnheit, sich täglich an einem bestimmten Orte finden zu lassen, ist in dieser ungeheuern Stadt von großem Nutzen; eine Menge unnützer Gänge und viel sonst verlorne Zeit werden dadurch erspart. Obendrein gewinnt der häusliche Friede dabei, denn nächst der fleckenlosen Reinheit ihres eignen Anzugs liegt einer Engländerin nichts so sehr am Herzen, als die ihres Hauses, ihrer Treppen, ihrer Fußteppiche, und, wie sehr ist für alles dies dadurch gesorgt, daß so manches außer dem Hause abgemacht wird, was sonst in demselben Unordnung oder doch wenigstens Unruhe erregen müßte!

Die Ladies gehen nun auch an ihr Geschäft. Sie greifen zu den Morgenhüten, denn jede Tageszeit hat ihr eigenes Kostüm, und selbst im Wagen würde es auffallend erscheinen, wenn sich eine Dame in den Vormittagsstunden ohne Hut wollte sehen lassen. Wäre sie auch in siebenfache Schleier gehüllt, alles würde sie anstarren, gleich etwas nie Gesehenen. Wollte sie es vollends wagen, ohne Hut nur wenige Schritte, zu Fuß über die Straße zu gehen, sie wäre ganz verloren; unbarmherzig würde sie der Pöbel verfolgen, als hätte sie die größte Unanständigkeit begangen.

Wohlversehen also mit großen Hüten, mit Halstüchern, Shawls, wandern wir nun aus, denn die Mode will, daß man sich in den heißesten

Stunden des Tages am sorgfältigsten verhülle. Visiten haben wir nicht viel zu machen, der Kreis unserer eigentlichen Bekannten ist klein, man schränkt sich zum nähern Umgange auf wenige Häuser ein, wie in allen großen Städten. Das Visitenwesen wird in London überdies fast immer mit Karten abgemacht. Indessen einen Wochenbesuch haben wir doch abzustatten, denn diese sind hier, wie überall, unerläßlich; nur werden sie später als in Deutschland angenommen.

Wir finden die Dame in dem glänzenden Schlafzimmer. Vor allem prunkt das große Bett. Die Kissen, die Decken sind mit Spitzen und feiner Näharbeit verziert; in zierlichen Falten schwebt die weiße mussclinene, mit grüner Seide, gefütterte Drapperie vom thronartigen Baldachin herab, so daß man die schönen Säulen von Mahagoni- oder anderm noch kostbarerm Holze frei erblickt. Das Negligée der Dame ist über und über mit den theuersten Spitzen geschmückt und gekräuselt; alles ist fein und erlesen, alles zeigt Reichthum.

Den Hauptgegenstand des Gesprächs gewährt die auf einem Seitentisch ausgestellte Garderobe des neuen Ankömmlings. Er selbst ist nicht sichtbar, sondern in der Kinderstube mit seiner Amme, denn das Selbststillen der vornehmeren Mütter ist in England nicht so allgemein, wie in Deutschland.

Es giebt hier bedeutende Laden, wo nichts anders verkauft wird, als Kinderzeug, und zwar

zu sehr hohen Preisen. Alle Waaren dieser Laden prunken dann in dem Wochenzimmer verschwenderisch aufgehäuft. Selbst ein großes Nadelkissen in der Mitte ist nicht zu vergessen, auf welchem man mit Stecknadeln von allen Größen künstliche Muster steckt, die einer schönen reichen Silberstikkerei gleichen. Wahrscheinlich werden diese Dinge selten oder nie gebraucht, denn sie sind ihrer Natur nach zu zart und vergänglich, sie dienen nur zum Prunke.

Sind wir mit dem Besehen und Bewundern endlich fertig, so wandern wir weiter a shopping, dieß heißt: wir kehren in zwanzig Läden ein, lassen uns tausend Dinge zeigen, an welchen uns nichts liegt, kehren alles das Unterste zu oberst, und gehen vielleicht am Ende davon, ohne etwas gekauft zu haben. Die Geduld, mit der die Kaufleute sich dieses Unwesen gefallen lassen, kann nicht genug bewundert werden; keinem fällt es ein nur eine verdrießliche Miene darüber zu zeigen. Sehr vornehme Damen fahren a shopping. Ohne sich aus dem Wagen zu bemühen, lassen sie sich den halben Laden in die Kutsche bringen, zur großen Beschwerde der Kaufleute sowohl als der Vorübergehenden auf dem Trottoir. Man erzählt, daß ein Trupp Matrosen, dem eine solche mit offenem Schlage dastehende Equipage den Weg versperrte, ohne Umstände einer nach dem andern hindurch spazierte, indem sie der darin sitzenden Dame höflich guten Morgen boten.

Die mannigfaltigen Ausstellungen von Kunstwerken sowohl als von Naturseltenheiten bieten uns angenehme Ruhepunkte, wenn wir es endlich müde sind, die Kaufleute in Bewegung zu setzen. Alljährlich im Frühling wird eine Ausstellung von Gemälden lebender Meister im Palast von Somerset veranstaltet, welche dann ebenfalls an bestimmten Tagen und Stunden allem, was nur auf Eleganz Anspruch macht, zum Versammlungsorte dient.

Die Promenade in St. James Park könnte auch eine Abwechslung gewähren; doch wird sie im Ganzen weniger besucht, so reizend sie auch ist. Zwar fehlt es nie an Spazieren darin, aber nur bei sehr seltenen Gelegenheiten findet man sie so bevölkert, wie es die Terrassen der Tuilerien alle Tage sind. Es giebt der müssigen Männer weit weniger in London, als in Paris. Die englischen Damen gehen nicht so viel aus, als die Pariserinnen, und wenn sie es thun, so ziehen sie eine shopping party allen andern Promenaden vor.

Die Kuchenläden liegen, gleich andern, frei und offen unten an der Straße; daher können Damen recht anständig allein dort einkehren. Nur in dem berühmtesten dieser Etablissements bei Mr. Birch, in der Nähe der Börse, geht dies nicht wohl an; hier kann man sich nicht ohne männliche Begleitung blicken lassen.

Das nicht sehr geräumige Frühstückszimmer befindet sich hinten im Hause, am Ende eines langen Ganges. Kein Strahl des Tageslichts wird darin geduldet, Wachskerzen erleuchten es, und wenn die Sonne draußen noch so hell schiene; die übrige Einrichtung des Zimmers ist anständig, ohne sich besonders auszuzeichnen. Immer findet man Gesellschaften von Herren und Damen darin, die gewöhnlich schweigend ihre Schildkröten Suppe und ein Paar warme kleine Pastetchen verzehren.

Der vorige Besitzer dieses Hauses, Mr. Horton, brachte bloß mit diesen Pastetchen und der Suppe in nicht gar langer Zeit ein Vermögen von hundert tausend Pfund Sterling zusammen, und sein jetziger Nachfolger, Mr. Birch, ist auf gutem Wege, es ihm nachzuthun. Dennoch sind die Preise in diesem Hause sehr billig, und ein für allemal festgesetzt. Was Jeder verzehrt, ist eine Kleinigkeit, aber die Menge der Verzehrenden giebt eine ungeheuere Einnahme. Gegen fünf Uhr wird es Zeit, nach Hause und an die nöthige Toilette vor Tische zu denken. Heute sind wir zu einem Diner geladen, aber wenn wir auch ganz en famille den Tag zu Hause zubrächten, so wäre es doch höchst unschicklich und bei gesunden Tagen unerhört, im Morgenkleide zu bleiben. Selbst die Männer ziehen den Börsenrock aus und mit ihm alle Gedanken an Geschäfte, um in einem elegantern Anzuge zu erscheinen.

Schön und etwas steif geputzt fahren wir nun um halb sieben zum Mittagsessen. Gastfrei sind die Londoner eben nicht, sie scheuen nicht sowohl die große Theuerung aller Dinge, als vielmehr die hier von allen geselligen Zusammenkünften durchaus unzertrennliche Etikette, welche einen solchen Tag für die ohnehin Ruhe liebende Hausfrau zu einer schweren Last macht. Daher werden gewöhnlich solche Diners nur durch äußere Anlässe herbeigeführt, wie etwa die Gegenwart von Fremden, denen man eine Ehre anthun zu müssen glaubt. Sonst führt der Londoner seinen Freund lieber in eine Taverne, als daß er ihn bei sich aufnimmt, dort, tête à tête, oder in einem größern, doch immer geschloßnen Zirkel thun sie sich bei Wein, Politik und lustigen Gesprächen gütlich. Zu Hause ängstigt sie die Gegenwart der Frauen, denen man zwar die größte Hochachtung im Äußern erweiset, aber ihnen auch, wie allen Respekts-Personen, eben deshalb gern so viel möglich aus dem Wege geht.

Doch wieder zu unserm Diner. In dem Besuchzimmer finden wir die Gesellschaft versammelt, es faßt höchstens zwölf bis vierzehn Personen. Nach den herkömmlichen Begrüßungs-Formeln nehmen die Damen zu beiden Seiten des Kamins in Lehnstühlen Platz, die Herren wärmen sich am Feuer, und nicht immer auf die schicklichste Weise. Schläfrig, einsylbig, langsam wankt die Conversation zwischen Leben und Sterben, bis endlich

der willkommene Ruf ins Speisezimmer ertönt. Dieses liegt oft eine Treppe höher oder niedriger, als das Besuchzimmer, weil, wie wir schon früher bemerkten, die Wohnungen, selbst sehr reicher Leute, nichts weniger als geräumig und bequem sind.

Die Tafel steht fertig und servirt da, bis auf Gläser und Servietten. Erstere zieren den Schenktisch, letztere findet man nur in Häusern, welche auf fremde Sitten Anspruch machen, und deren giebt's nicht viele. Das Tischtuch hängt bis auf den Erdboden herab, und Jedermann nimmt es beim Niedersitzen auf's Knie und handhabt es wie bei uns die Serviette. Die Dame vom Hause thront in einem Lehnstuhl am obern Ende der Tafel, ihr Gemahl sitzt ihr gegenüber unten am Tisch, die Gäste nehmen auf gewöhnlichen Stühlen zu beiden Seiten Platz, so viel möglichst in bunter Reihe nach der Ordnung, die ihnen vom Herrn des Hauses vorgeschrieben wird. Alle Gerichte, welche zum ersten Gange gehören, stehen auf der Tafel.

Die englische Kochkunst hat auch in Deutschland ihre Verehrer; wir gehören nicht dazu, uns graute vor dem blutigen Fleisch, von den ohne alles Salz zubereiteten Fischen, vor dem in Wasser halbgar gekochten Gemüse, der Hasen und Rebhühnern, die, wie alle andre Braten, ungespickt ohne alle Butter, bloß in ihrer eignen Brühe zubereitet werden.

Die Dame servirt die reichlich mit Cayenne-Pfeffer gewürzte, übrigens ziemlich dünne Suppe, nachdem sie jeden Tischgenossen namentlich gefragt hat: ob er welche verlange? Des Fragens von Seiten der Wirthe und des Antwortens von Seiten der Gäste ist an einem englischen Tische kein Ende. Eine große Verlegenheit für den fremden Gast, der, wenn er auch der englischen Sprache sonst ziemlich mächtig ist, dennoch unmöglich alle diese technischen Ausdrücke wissen kann. Er muß Red' und Antwort von jeder Schüssel geben, ob er davon verlangt? ob viel oder wenig? mit Brühe oder ohne Brühe? welchen Theil vom Geflügel, vom Fisch? ob er es gern stärker oder weniger gebraten hat? eine Frage, die besonders oft die Fremden in Verlegenheit setzt; man sagt: much done or little done, wörtlich übersetzt, heißt das: viel gethan oder wenig gethan.

Diese Fragen ertönen von allen Seiten des Tisches zugleich, denn ein paar Hausfreunde helfen dem Herrn und der Frau vom Hause im Vorlegen der Schüsseln. Alle werden nach der Suppe zugleich servirt, nicht nach der Reihe, wie in Deutschland. Sie bestehen aus einem großen Seefisch, einem Lachs, Kabeljau, Steinbütte oder dergleichen, der, beim Kochen gesalzen, vortrefflich wäre, so aber dem Fremden fast ungenießbar bleibt; aus Puddingen, Gemüsen, Tarts und allen Gattungen von Fleisch und Geflügel, ohne Salz, Butter oder andre fremde Zuthat in eigner

Brühe gedämpft, geröstet, gebraten, oder gekocht; nur der Pfeffer ist daran nicht gespart. Hat man über eine solche Schüssel einen dünnen trocknen Butterteig gelegt, so beehrt man sie mit dem Titel einer Pastete.

Die halbrohen Gemüse müssen ganz grün und frisch aussehen, erst bei Tafel thut Jeder auf seinem Teller nach Belieben geschmolzene Butter daran. Kartoffeln fehlen bei keiner Mahlzeit, sie sind vortrefflich, bloß im Wasserdampf gekocht. Die Puddinge aller Art wären auch sehr gut, nur sind sie oft zu fett, fast nur aus Ochsenmark und dergleichen zusammengesetzt. Die Tarts, der Triumph der englischen Kochkunst, bestehen aus halbreifem Obst, in Wasser gekocht, und mit einem Deckel von trocknem Teige versehen. Die Pickels, welche den Braten begleiten, eigentlich alle Arten Gemüse, Mais, unreife Wallnüsse, kleine Zwiebeln und dergleichen mit starkem Essig und vielem Gewürze eingemacht, sind vortrefflich.

Mit diesen, so wie mit der Soja und andern pikanten Saucen, die hier im Großen fabricirt und verkauft werden, treibt London einen großen Handel durch die halbe Welt. Diese Saucen, Senf, Öl und Essig stehen in zierlichen Plattmenagen zum Gebrauch der Gäste da, so wie auch immer für zwei Personen ein Salzfaß.

Der Salat wird von der Dame vom Hause über Tische mit vieler Umständlichkeit bereitet und kleingeschnitten; er besteht aus einer sehr zarten

saftigen

saftigen Art Lattich, dessen Blätter schmal, aber wohl eine halbe Elle lang sind; außer England sahen wir sie nirgends, dafür aber ist auch unser Kopfsalat dort unbekannt. Unermüdet bieten die Vorlegenden alle diese Dinge den Gästen an; dafür müssen diese wieder alles pflichtschuldigst loben und versichern, sie hätten in ihrem Leben kein besser Kalb- oder Hammelfleisch gesehen, und es wäre auch alles ganz vortrefflich zubereitet.

Das Zeremoniel beim Trinken ist, besonders den fremden Damen, noch beschwerlicher und versetzt uns oft in wahre Noth. Da sitzen wir betäubt und ängstlich von alle dem wunderlichen Wesen; plötzlich erhebt der Herr vom Hause seine Stimme und bittet eine Dame, und aus Höflichkeit die Fremde zuerst, um die Erlaubniß ein Glas Wein mit ihr zu trinken, und zugleich zu bestimmen: ob sie weißen Lissaboner oder rothen Portwein vorziehe? denn die französischen Weine, so wie der Rheinwein, kommen erst zum Nachtisch. Verlegen trifft man die Wahl, und mit lauter Stimme wird nun dem Bedienten befohlen, zwei Gläser Wein von der bestimmten Sorte zu bringen, die übrigen Gäste sehen schweigend der Verhandlung zu. Zierlich sich gegen einander verneigend, sprechen die beiden handelnden Personen, wie im Chor: „Sir, Ihre gute Gesundheit! Madame, Ihre gute Gesundheit!“ trinken die Gläser aus und geben sie weg. Nach einer kleinen Weile tönt dieselbe Aufforderung von einer andern Stimme, dieselbe

Zeremonie wird wiederholt, und immer wiederholt, bis jeder Herr mit jeder Dame, und jede Dame mit jedem Herrn wenigstens einmal die Reihe durchgemacht hat, Keine kleine Aufgabe für die, welche des starken Weins ungewohnt sind. Abschlagen darf man es Niemandem, das wäre beleidigend; obendrein muß man noch mit dem ersten Glase den Wunsch für die Gesundheit jeder einzelnen Person an der Tafel wenigstens durch ein Kopfnicken andeuten, und auch genau Acht geben, ob Jemand der andern Gäste uns diese Ehre erzeigt. Es wäre die höchste Unschicklichkeit, wenn eine Dame unaufgefordert trinken wollte, sie muß warten, wäre sie auch noch so durstig, doch bleibt die Aufforderung selten lange aus. Auch die Herren müssen sich zu jedem Glase einen Gehülfen einladen, ein dritter hat aber die Erlaubniß, sich mit anzuschließen, wenn er vorher geziemend darum anhält.

So hat man denn mit Antworten auf die Einladungen zum Essen und Trinken, mit Gesundheittrinken, und mit Achtgeben, ob Niemand die Unsre trinkt, vollauf zu thun. Kein interessantes Tischgespräch kann aufkommen, es wird sogar für unschicklich gehalten, wenn Jemand den Versuch macht eins aufzubringen. Der Herr des Hauses fährt gleich mit der Bemerkung dazwischen: „Sir, Sie verlieren Ihr Mittagessen, nach Tische wollen wir das abhandeln.“ Die Damen sprechen ohnehin nur das Nothwendigste aus lauter Bescheiden-

heit. Die Fremden können sich nicht genug vor zu großer Lebhaftigkeit des Gesprächs hüten; es gehört hier gar nicht viel dazu, um für ungeheuer dreist — monstrous bold — zu gelten.

Ist der erste beschwerliche Akt des Essens überstanden, so wird der Tisch geleert, die Brodkrumen sorgfältig vom Tischtuch abgekehrt, und es erscheinen verschiedene Arten von Käse, Butter, Radieschen und wieder Salat. Letzterer wird ohne alle Zubereitung bloß mit Salz zum Käse gegessen.

Dieser Zwischenakt dauert nicht lange, er macht einem zweiten Platz. Jeder Gast bekommt nun ein kleines, schön geschliffenes Krystallbecken voll Wasser zum Spülen der Zähne und Händewaschen, und eine kleine Serviette; man verfährt damit, als wäre man für sich allein zu Hause. Die ganze so beschäftigte Gesellschaft erinnerte uns oft an einen Kreis Tritonen, wie man sie Wasser speiend um Fontainen sitzen sieht. Die Damen ermangeln nicht große Zierlichkeit im Abziehen der Ringe und Benetzen der Fingerspitzen anzubringen, die Herren gehen schon etwas dreister zu Werke.

Nach dieser Reinigungs-Zeremonie ändert sich die ganze Decoration. Das Tischtuch, mit allem was darauf stand, verschwindet, und der schöne hellpolirte Tisch von Mahagonyholz glänzt uns entgegen. Jetzt werden Flaschen und Gläser vor dem Herrn des Hauses hingestellt, das Obst wird aufgetragen, und jeder Gast erhält ein kleines Couvert zum Dessert, ein Glas und ein kleines

rothgewürfeltes oder auch ganz rothes, viereckig zusammengelegtes Tuch. Letzteres aber darf man nicht entfalten, man benutzt es nur, das Glas darauf zu stellen. Das Obst wird nicht herumgereicht, sondern, wie vorher die andern Gerichte, vorgelegt und mit vielen Fragen ausgeboten. Es ist im Ganzen schlecht, sauer und halbreif. Haselnüsse, die Lieblingsfrucht der Engländer, welche sie Jahr aus Jahr ein knacken, fehlen nie dabei, süße Confituren und Bonbons sind wenig im Gebrauch.

Jetzt fangen die Flaschen an die Hauptrolle zu spielen; jeder schiebt sie seinem Nachbar zu, nachdem er sich selbst etwas eingeschenkt hat, viel oder wenig, wie man will, nur leer darf das Glas nicht bleiben, und bei jedem Toast muß das Eingeschenkte ausgetrunken werden. Den Damen sieht man indessen durch die Finger, wenn sie bloß ein wenig nippen. Der Wirth bringt nun einige Toast aus, er läßt seine Freunde leben, die sich denn wieder durch ein Gegencompliment an ihm und der Dame vom Hause revanchiren; die königliche Familie wird nie bei dieser Gelegenheit vergessen. Einige der Gäste geben Sentiments zum Besten, das heißt, kurze Sätze, die zuweilen auf die Damen Bezug haben, zum Beispiel: merit to win a heart and sense to keep it (Verdienst, ein Herz zu gewinnen, und Verstand, um es zu behalten). Alle diese Gesundheiten werden beim Trinken mit lauter Stimme von Jedem wiederholt.

Diese Gesundheiten, Ermunterungen zum Trinken, Ermahnungen, die Flasche weiter zu schieben, sind alles, was man jetzt hört. Bald nachdem man dem König die gebührende Ehre erzeigt hat, erhebt sich die Dame des Hauses aus ihrem Lehnsessel; mit einer kleinen Verbeugung giebt sie den übrigen Damen das Signal, alle erheben sich, und trippeln sittsam hinter ihrer Führerin zur Thür hinaus. Sogar, wenn Mann und Frau tête à tête allein essen, geht Madame fort und läßt den Eheherrn allein hinter der Flasche. Ob er dann auch Toasts ausbringt, ist uns nicht bekannt.

Jetzt da die Frauen fort sind, wird es den Herren leichter um's Herz, aller Zwang ist nun verbannt, sie bleiben unter sich allein, bei Wein, Politik und manchem derben Spaß, den sie während unsrer Gegenwart mühsam zurückhalten mußten. Ihr lautes Sprechen und Lachen verkündet dem ganzen Hause, daß ihnen gar wohl zu Muthe sey. Wir aber, wir Armen, was wird aus uns? Da sitzen wir wieder am Kamin und sehen uns an und gähnen mit geschlossenem Munde. Nicht einmal Kaffee giebt es um uns einigermassen munter zu erhalten, Handarbeit in Gesellschaft wäre auch unerhört, der gegenseitige Anzug ist leider zu bald durchgemustert. In der trostlosesten Stimmung sitzen wir und sind allesammt des Lebens herzlich müde. Wie gern schliefen wir ein! Aber das schickt sich nicht.

Endlich ist eine Stunde so jämmerlich hingeschlichen. Wir haben vom Wetter gesprochen, vom Theater; das ist hier aber kein so gangbarer Artikel als in andern Orten, denn man geht viel seltener hin. Die Fremde ist zehnmal gefragt, wie ihr London gefällt, und sie hat zehnmal pflichtschuldigst geantwortet: ganz ausnehmend wohl; da macht denn endlich die Frau vom Hause dem Jammer dadurch ein Ende, daß sie die Herren zum Thee bitten läßt.

Man sagt, die schnellere oder langsamere Befolgung dieses Winks sey das sicherste Zeichen, wer im Hause herrsche, ob der Mann oder die Frau. Indessen, wenn sie auch zögern, sie kommen doch, die Herren, ein wenig heiter, ein wenig redselig; aber zu ihrer Ehre sey es gesagt, betrunken haben wir bei solchen Gelegenheiten keinen gesehen.

Die Dame macht jetzt den Thee sehr umständlich. Die Fragen, wie man ihn findet? wie man ihn wünscht? ob süß? ob mit viel Milch oder wenig? werden auch nicht unterlassen. In einigen Häusern wird er draußen servirt und vom Bedienten herumgereicht; doch dies sind Ausnahmen von der Regel; die englischen Ladies lassen sich ungern den Platz am Theetisch nehmen, den sie so ehrenvoll behaupten. Neben dem Thee wird auch sehr schlechter dünner Kaffee geboten.

Die Conversation geht nun ein wenig rascher, indessen die Herren haben sich bei der Bouteille rein ausgesprochen, die Damen sind müde und

sprechen überhaupt wenig, es wird selten ein munteres erfreuliches Gespräch daraus. Nach dem Thee fährt man zu Hause, denn fürs Theater ist's zu spät, oder man bleibt zum Spiel je nachdem man eingeladen ist. Whist ist das einzige übliche Spiel in Gesellschaft; von unsrer Art zu spielen weicht man darin ab, daß man nur Partie Simple oder Double zählt, kein Tripel und Quadrupel. Auf diese Weise kann man höchstens sieben Points in einem Robber verlieren, deren man immer drei spielt, nie mehr, noch weniger. Die Karten sind sehr theuer und groß, aber ungeschickt. Dies ist wohl das einzige Fabrikat, in welchem die Engländer andern nachstehen. Kartengeld ist nicht gebräuchlich, eben so wenig Trinkgeld an die Bedienten.

Daß die Engländer sehr gut, ernst und schweigend dies ihr Nationalspiel spielen, ist bekannt, nicht aber, daß keinesweges die Spielenden, sondern der Herr des Hauses zu bestimmen hat, wie hoch seine Gäste spielen sollen. Dieser Taxe muß man sich ohne Widerrede unterwerfen, wenn man nicht beleidigen will. Einige bestimmen aus Ostentation ein sehr hohes Spiel, Andere, die vernünftiger sind, thun das Gegentheil. Dem Fremden ist zu rathen, daß er sich vorher nach der Sitte des Hauses erkundige, ehe er zum Spiel geht, sonst kann er in unangenehme Verlegenheit gerathen.

Nach dem Spiele setzt man sich noch zu einem kalten Abendessen von Austern, Hummern, Tarts

und dergleichen; dies wird sehr schnell abgethan. Froh, das Vergnügen des Tages überstanden zu haben, fährt man spät nach Mitternacht durch die noch immer von Menschen wimmelnden Straßen nach Hause. Alle Läden sind noch offen und erleuchtet, die Straßenlaternen brennen ohnehin immer, bis die Sonne wieder scheint.

Es giebt noch eine Art geselliger Zusammenkünfte, welche die erste Klasse des Mittelstandes, von der wir hier sprechen, dem vornehmeren, aus den ersten Familien des Reichs bestehenden Zirkel abgelernt hat. Sie heißen Routs, gleichbedeutend mit unsern Assembleen in Deutschland. Mit dem Worte Assambly verbindet man in England immer die Idee einer auf Unterzeichnung gegründeten Zusammenkunft an einem öffentlichen Orte.

Die Frau vom Hause macht die Honneurs dieser Routs und ladet dazu ein. Schon mehrere Tage vorher werden allen Bekannten Karten zugeschickt, und zwar ungefähr dreimal so vielen Personen, als das Lokal gemächlich fassen kann. Es versteht sich von selbst, daß man zu einem solchen Feste eine bessre Wohnung, als die gewöhnlichen, haben muß, die doch wenigstens eine Art von Folgereihe mehrerer Zimmer enthält.

Um zehn Uhr, oft noch viel später, fängt man an sich zu versammeln, drängt sich durch, um die Wirthin zu begrüßen, die gewöhnlich unfern der ersten Thür im Zimmer Posto gefaßt hat, und nimmt dann Platz an einem der vielen Spieltische,

die dicht zusammengedrängt den ganzen Raum erfüllen. Thee und andere Erfrischungen werden herumgereicht, so lange die Bedienten durchkommen können. Wird es zuletzt so voll, daß Niemand mehr athmen kann, daß vor allgemeinem Geräusch kein Wort mehr zu verstehen ist, daß es an Stühlen und Raum fehlt, welche zu stellen, ja daß die zuletzt kommenden auf Treppen und Vorplätzen stehen bleiben müssen, so hat das Vergnügen den höchsten Gipfel erreicht.

Um zwei, drei Uhr gegen Morgen entwickelt sich der Menschenknäuel langsam, wie er anschwoll. Man fährt zu Hause und hat einen delicieusen Abend im großen Styl hingebracht. Die Dame vom Hause zieht sich in ihr Zimmer zurück, zwar betäubt von dem Lärm, wie zerschlagen an allen Gliedern von dem ewigen Stehen und allen Begrüßungsformeln, aber doch mit dem stolzen Bewußtseyn, die höchste Glorie des geselligen Lebens erreicht zu haben.

Sonntag.

Welch ein Tag für die arbeitende Klasse auf dem festen Lande! Die Greise freuen sich schon Sonnabends auf den Ruhepunkt, wo sie nach sechs mühvollen Tagen die Ihrigen reinlich und festlich gekleidet in Freude und Lust um sich sehen; die Kinder rechnen schon Montag, wie lange es

noch zum Sonntag sey, dann ist keine Schule, dann können sie frei und frank herumlaufen und spielen nach Herzensgefallen, und vollends den jungen Leuten öffnet sich ein Himmelreich bei Musik und Tanz, unter der Linde und in der Schenke.

Von den Vornehmen in den Städten haben freilich viele alle Tage Sonntag, wenn sie wollen; dennoch ist für alle Stände der Tag des Herrn nicht nur ein Ruhetag, sondern auch ein Tag, der Freude, geselligem Vergnügen und vor allem Familienzusammenkünften geweiht. Wenige giebt es, die nicht diesem Tage, so oft er erscheint, mit irgend einer frohen Hoffnung entgegensehen, und wäre es nur die, einmal ins Schauspiel zu gehen, nachdem man die ganze Woche alle Abende bei der Arbeit war.

Ganz anders ist es in London. Musik und Tanz sind hoch verpönt, an Theater ist gar nicht zu denken erlaubt, alle Läden, alle Ausstellungen sind dicht verschlossen. Die fanatische Pedanterie, mit der man hier für die Heilighaltung des Sabbaths wacht, übertrifft noch die der Juden, welche doch nur die Arbeit untersagen, aber das Vergnügen erlauben.

Einige der vornehmsten Familien des Reichs wurden vor kurzer Zeit fast namentlich in den Kirchen als Sabbathsschänder und schreckliche Sünder abgekanzelt, und in allen öffentlichen Blättern mit Schmähreden überhäuft, weil sie Sonntags unter sich Liebhaberconcerte gaben, und weil es

bisweilen vorkam, daß die Gesellschaften, welche sie Sonnabends bei sich versammelten, bis nach Mitternacht bei Tanz und Karten verweilten, und dadurch den Tag des Herrn entheiligten, ehe er noch recht erschienen war.

Ists wirklich war, daß man in Deutschland am Sonntage Karten spielt? hörten wir eine Dame fragen. Keinen Tag lieber, als Sonntags, wo man doch nichts zu thun hat, war die Antwort. Good Lord! seufzte die zweite Dame; aber, setzte sie belehrend hinzu, man kann's ihnen nicht verdenken, sie werden nicht besser gelehrt, und dabei blickte sie mitleidig auf uns Heiden. Aber sie spielen doch nicht um Geld, fragte die dritte? Freilich um Geld, oft um viel Geld! Alle fuhren schaudernd zurück. God blessus all, Gott segne uns alle! sagte die vierte, ich habe nur einmal Sonntags (und um gar nichts) Karten gespielt, und ich kann's mir noch heute nicht vergeben. Alle vier hatten zwei Minuten vorher bitterlich über den Sonntag geseufzt, der ihnen nicht erlaubte einen Robber zu machen; man war auf dem Lande bei abscheulichem Wetter, und hatte die schrecklichste Langweile, während die Herren bei der Flasche wie angemauert blieben.

Der ächte Engländer theilt den Tag zwischen öffentlichem Gottesdienst, häuslicher Betstunde und der Flasche; seine Frau bringt die Zeit, welche ihr die Andacht übrig läßt, mit irgend einer Frau Gevatterin zu, und läßt den lieblichen Nächsten eine

etwas scharfe Revue passiren, denn das ist Sonntags erlaubt. Die Kinder sind gar übel daran, seit man eigne Schulen für die Sonntagsabende errichtet hat, in welche sie processionsweise getrieben werden, nachdem sie den Tag über zweimal in der Kirche und einmal zu Hause die sinn- und geistlose Liturgie des englischen Gottesdienstes haben herbeten müssen.

Aber wie noch erbärmlicher geht's dem, des Zwangs ungewohnten Fremden! Sie öffnen das Klavier, die Wirthin knickst ins Zimmer herein, und bittet den Tag des Herrn nicht zu vergessen. Sie ergreifen ein Buch, da kommt ein Besuch, sieht, daß Sie einer weltlichen Lectüre sich überließen, und hält Ihnen eine wohlgemeinte Ermahnungsrede. Ärgerlich setzen Sie sich ans Fenster; ohne daran zu denken, ergreifen sie ein Strickzeug, da versammelt sich der Pöbel vor dem Hause, mit Schimpfen und Schelten zieht er Ihnen einen neuen Besuch der Wirthin zu, welche im heiligen Eifer sich diesmal etwas weniger glimpflich ausdrückt, als kurz vorher. Beschäftigen Sie sich fern vom Fenster in Ihrem Zimmer, so äußern die Bedienten, so oft sie hereintreten, ihren heiligen Abscheu, wenigstens durch Mienen, wenn nicht durch Worte. Wollen Sie mit Ihren Landsleuten eine Partie Whist in Ihrem eigenen Zimmer machen, so hat Ihr eigener Bedienter das Recht, Sie beim nächsten Friedensrichter zu verklagen, und sie entgehen sicher der Strafe nicht.

Was fangt man aber mit dem Tage an, der zwei und fünfzig Mal im Jahre wiederkommt? Man macht kleine Reisen, wenn die Jahreszeit und das Wetter es erlauben, und achtet's nicht, daß die Wegegelder am Sabbath doppelt erlegt werden müssen, zur Ehre des Herrn. Im Winter, bei schlimmem Wetter, faßt man sich in Geduld, andern Rath giebt's nicht.

Schopenhauer.

c) Aus dem Gebiete der Kunst.

1) Shakespears Hamlet.

Zart und edel entsprossen wuchs die königliche Blume, unter den unmittelbaren Einflüssen der Majestät, hervor; der Begriff des Rechts und der fürstlichen Würde, das Gefühl des Guten und Anständigen mit dem Bewußtseyn der Höhe seiner Geburt, entwickelten sich zugleich in ihm. Er war ein Fürst, ein geborner Fürst, und wünschte zu regieren, nur damit der Gute ungehindert gut seyn möchte. Angenehm von Gestalt, gesittet von Natur, gefällig von Herzen aus, sollte er das Muster der Jugend seyn, und die Freude der Welt werden.

Ohne irgend eine hervorstechende Leidenschaft, war seine Liebe zu Ophelien ein stilles Vorgefühl süßer Bedürfnisse; sein Eifer zu ritterlichen Übungen war nicht ganz Orginal, vielmehr mußte diese Lust, durch das Lob, das man dem dritten beilegte, geschärft und erhöht werden; rein fühlend kannte er die Redlichen, und wußte die Ruhe zu schätzen, die ein aufrichtiges Gemüth an dem offnen Busen eines Freundes genießt. Bis auf einen gewissen Grad hatte er in Künsten und Wissenschaften das Gute und Schöne erkennen und würdigen gelernt; das Abgeschmackte war ihm zuwider, und

wenn in seiner zarten Seele der Haß aufkeimen konnte, so war es nur eben so viel als nöthig ist, um bewegliche und falsche Höflinge zu verachten, und spöttisch mit ihnen zu spielen. Er war gelassen in seinem Wesen, in seinem Betragen einfach, weder im Müssiggange behaglich, noch allzubegierig nach Beschäftigung. Ein akademisches Hinschlendern schien er auch bei Hofe fortzusetzen. Er besaß mehr Fröhlichkeit der Laune als des Herzens, war ein guter Gesellschafter, nachgiebig, bescheiden, besorgt, und konnte eine Beleidigung vergeben und vergessen, aber niemals konnte er sich mit dem vereinigen, der die Grenzen des Rechten, des Guten, des Anständigen überschritt.

Denken Sie sich einen Prinzen, wie ich ihn geschildert habe, dessen Vater unvermuthet stirbt; Ehrgeiz und Herrschsucht sind nicht die Leidenschaften, die ihn beleben; er hatte sich's gefallen lassen, Sohn eines Königs zu seyn; aber nun ist er erst genöthigt, auf den Abstand aufmerksamer zu werden, der den König vom Unterthanen scheidet. Das Recht zur Krone war nicht erblich, und doch hätte ein längeres Leben seines Vaters die Ansprüche seines einzigen Sohnes mehr befestigt, und die Hoffnung zur Krone gesichert. Dagegen sieht er sich nun durch seinen Oheim, ohngeachtet scheinbarer Versprechungen, vielleicht auf immer ausgeschlossen, er fühlt sich nun so arm an Gnade, an Gütern, und freind in dem, was er von Zu-

gend auf als sein Eigenthum betrachten konnte. Hier nimmt sein Gemüth die erste traurige Richtung. Er fühlt, daß er nicht mehr, ja nicht so viel ist, als jeder Edelmann, er giebt sich für einen Diener eines jeden, er ist nicht höflich, nicht herablassend, nein, herabgesunken und bedürftig.

Nach seinem vorigen Zustande blickt er nur wie nach einem verschwundenen Traume. Vergebens, daß sein Oheim ihn aufmuntern, ihm seine Lage aus einem andern Gesichtspunkte zeigen will, die Empfindung seines Nichts verläßt ihn nie.

Der zweite Schlag, der ihn traf, verletzte tiefer, beugte ihn noch mehr. Es ist die Heirath seiner Mutter. Ihm, einem treuen und zärtlichen Sohne, blieb, da sein Vater starb, eine Mutter noch übrig; er hoffte in Gesellschaft seiner hinterlassnen edlen Mutter die Heldengestalt jenes großen Abgeschiednen zu verehren; aber auch seine Mutter verliert er, und es ist schlimmer, als wenn sie ihm der Tod geraubt hätte. Das zuverlässige Bild, das sich ein wohlgerathenes Kind so gern von seinen Eltern macht, verschwindet; bei dem Todten ist keine Hülfe, und an der Lebendigen kein Halt. Sie ist auch ein Weib, und unter dem allgemeinen Geschlechtsnamen, Gebrechlichkeit, ist auch sie begriffen.

Nun erst fühlt er sich recht gebeugt, nun erst verwaißt, und kein Glück der Welt kann ihm wieder ersetzen, was er verloren hat. Nicht traurig,

nicht nachdenkend von Natur, wird ihm Trauer und Nachdenken zur schweren Bürde. So sehen wir ihn auftreten. Ich glaube nicht, daß ich etwas in das Stück hineinlege, oder einen Zug übertreibe.

Denken Sie sich diesen Jüngling, diesen Fürsten-Sohn recht lebhaft, vergegenwärtigen Sie sich seine Lage, und dann beobachten Sie ihn, wenn er erfährt, die Gestalt seines Vaters erscheine; stehen Sie ihm bei in der schrecklichen Nacht, wenn der ehrwürdige Geist selbst vor ihm auftritt. Ein ungeheures Entsetzen ergreift ihn; er redet die Wundergestalt an; sieht sie winken, folgt und hört. — Die schrecklichste Anklage wider seinen Oheim ertönt in seinen Ohren; Aufforderung zur Rache, und die dringende wiederholte Bitte: erinnere dich meiner.

Und da der Geist verschwunden ist, wen sehen wir vor uns stehen? Einen jungen Helden, der nach Rache schnaubt? Einen gebornen Fürsten, der sich glücklich fühlt, gegen den Usurpator seiner Krone aufgefordert zu werden? Nein! Staunen und Trübsinn überfällt den Einsamen; er wird bitter gegen die lächelnden Bösewichter; schwört den Abgeschiedenen nicht zu vergessen, und schließt mit dem bedeutenden Seufzer: die Zeit ist aus dem Gelenke; wehe mir, daß ich geboren ward, sie wieder einzurichten!

In diesen Worten, dünkt mich, liegt der Schlüssel zu Hamlets ganzem Betragen, und mir ist deut-

lich, daß Shakespear habe schildern wollen: eine große That auf eine Seele gelegt, die der That nicht gewachsen ist. Und in diesem Sinne find' ich das Stück durchgängig bearbeitet. Hier wird ein Eichbaum in ein köstliches Gefäß gepflanzt, das nur liebliche Blumen in seinen Schooß hätte aufnehmen sollen; die Wurzeln dehnen sich aus, das Gefäß wird zernichtet.

Ein schönes, reines, edles, höchst moralisches Wesen, ohne die sinnliche Stärke, die den Helden macht, geht unter einer Last zu Grunde, die es weder tragen noch abwerfen kann; jede Pflicht ist ihm heilig, diese zu schwer. Das Unmögliche wird von ihm gefordert, nicht das Unmögliche an sich, sondern das, was ihm unmöglich ist. Wie er sich windet, dreht, ängstigt, vor und zurück tritt; immer erinnert wird, sich immer erinnert, und zuletzt fast seinen Zweck aus dem Sinne verliert, ohne doch jemals wieder froh zu werden!

v. Göthe.

2) Der Dichter.

Der Dichter muß ganz sich, ganz in seinen geliebten Gegenständen leben. Er, der vom Himmel innerlich auf das köstlichste begabt ist, der einen sich immer selbst vermehrenden Schatz im Busen bewahrt, er muß auch von außen ungestört mit seinen Schätzen in der stillen Glückseligkeit leben, die ein Reicher vergebens mit aufgehäuften Gütern um sich hervorzubringen sucht. Sieh die Menschen an, wie sie nach Glück und Vergnügen rennen! Ihre Wünsche, ihre Mühe, ihr Geld jagen rastlos, und wonach? Nach dem, was der Dichter von der Natur erhalten hat, nach dem Genuß der Welt, nach dem Mitgefühl seiner selbst in Andern, nach einem harmonischen Zusammenseyn mit vielen oft unvereinbaren Dingen.

Was beunruhigt die Menschen, als daß sie ihre Begriffe nicht mit den Sachen verbinden können, daß der Genuß sich ihnen unter den Händen wegstiehlt, daß das Gewünschte zu spät kommt, und daß alles Erreichte und Erlangte auf ihr Herz nicht die Wirkung thut, welche die Begierde uns in der Ferne ahnen läßt. Gleichsam wie einen Gott hat das Schicksal den Dichter über dieses alles gesetzt. Er sieht das Gewirre der Leidenschaften, Familien und Reiche sich zwecklos bewegen, er sieht die unauflöslichen Räthsel der

Mißverständnisse, denen oft nur ein einsylbiges Wort zur Entwicklung fehlt, unsäglich verderbliche Verwirrungen verursachen. Er fühlt das Traurige und das Freudige jedes Menschenschicksals mit. Wenn der Weltmensch in einer abzehrenden Melancholie über großen Verlust seine Tage hinschleicht, oder in ausgelassener Freude seinem Schicksale entgegen geht, so schreitet die empfängliche leicht bewegliche Seele des Dichters, wie die wandelnde Sonne, von Nacht zu Tag fort, und mit leisen übergängen stimmt seine Harfe zu Freude und Leid. Eingeboren auf dem Grund seines Herzens wächst die schöne Blume der Weisheit hervor, und wenn die Andern wachend träumen, und von ungeheuren Vorstellungen aus allen ihren Sinnen geängstiget werden, so lebt er den Traum des Lebens als ein Wachender, und das Seltenste, was geschieht, ist ihm zugleich Vergangenheit und Zukunft. Und so ist der Dichter zugleich Lehrer, Wahrsager, Freund der Götter und der Menschen. Wie! willst du, daß er zu einem kümmerlichen Gewerbe herunter steige? er, der wie ein Vogel gebaut ist, um die Welt zu überschweben, auf hohen Gipfeln zu nisten, und seine Nahrung von Knospen und Früchten, einen Zweig mit dem andern leicht verwechselnd, zu nehmen, er sollte zugleich wie der Stier am Pfluge ziehen, wie der Hund sich auf eine Fährte gewöhnen, oder vielleicht gar an die Kette geschlossen, einen Meierhof durch sein Bellen sichern? —

So haben die Dichter in Zeiten gelebt, wo das Ehrwürdige mehr erkannt ward, und so sollten sie immer leben. Genugsam in ihrem Innersten ausgestattet, bedurften sie wenig von außen; die Gabe, schöne Empfindungen, herrliche Bilder den Menschen in süßen, sich an jeden Gegenstand anschmiegenden Worten und Melodien mitzutheilen, bezauberte von jeher die Welt, und war für den Begabten ein reiches Erbtheil. An der Könige Höfen, an den Tischen der Reichen, vor den Thüren der Verliebten horchte man auf sie, indem sich das Ohr und die Seele für alles Andere verschloß; wie man sich selig preißt, und entzückt stille steht, wenn aus den Gebüschen, durch die man wandelt, die Stimme der Nachtigall gewaltig rührend hervordringt! Sie fanden eine gastfreie Welt, und ihr niedrig scheinender Stand erhöhte sie nur desto mehr. Der Held lauschte ihren Gesängen, und der Überwinder der Welt huldigte einem Dichter, weil er fühlte, daß, ohne diesen, sein ungeheures Daseyn nur wie ein Sturmwind vorüberfahren würde; der Liebende wünschte sein Verlangen und seinen Genuß so tausendfach und so harmonisch zu fühlen, als ihn die beseelte Lippe zu schildern verstand; und selbst der Reiche konnte seine Besitzthümer, seine Abgötter, nicht mit eigenen Augen so kostbar sehen, als sie ihm vom Glanz des allen Werth fühlenden und erhöhenden Geistes beleuchtet erschienen. Ja, wer hat, wenn du willst, Götter gebildet, uns zu ihnen erhoben, sie zu uns herniedergebracht, als der Dichter?

v. Göthe.

3) Garrik.

Herr Garrik hat in seiner ganzen Figur, Bewegung und Anstand etwas, das ich unter den wenigen Franzosen, die ich gesehen habe, ein Paarmal wenigstens zum Theil, und unter den vielen Engländern, die mir vorgekommen sind, gar nie wieder angetroffen habe. Wenn er sich z. E. mit einer Verbeugung gegen Jemanden wendet, so sind, nicht der Kopf allein, nicht die Schultern, nicht die Füße und Arme allein beschäftigt, sondern jedes gibt dazu einen gemäßigten Antheil in der gefälligsten und den Umständen angemessensten Verhältniß her. Wenn er, auch ohne Furcht, Hoffnung, Mißtrauen oder irgend einen Affekt hinter den Szenen hervortritt, so möchte man gleich nur ihn allein ansehen; er geht und bewegt sich unter den übrigen Schauspielern, wie der Mensch unter Marionetten. Seine Statur ist eher zu den kleinen, als den mittlern zu rechnen, und sein Körper untersetzt. Seine Gliedmaßen haben das gefälligste Ebenmaß, und der ganze Mann ist auf die niedlichste Weise beisammen. Es ist an ihm kein dem geübtesten Auge sichtbares Gebrechen, weder in den Theilen, noch in der Zusammensetzung, noch in der Bewegung. In der letztern bemerkt man mit Entzücken immer den reichen Vorrath an Kraft, der, wenn er gut gezeigt

wird, mehr gefällt, als Aufwand. Es schleudert und schleift und schleppt nichts an ihm, und da, wo andere Schauspieler in der Bewegung der Arme und Beine sich noch einen Spielraum von sechs und mehr Zollen zu beiden Seiten des Schönen erlauben, da trifft er es, mit bewundernswürdiger Sicherheit und Festigkeit, auf ein Haar. Seine Art zu gehen, die Achseln zu zucken, die Arme einzustecken, den Hut zu setzen, bald in die Augen zu drücken, bald seitwärts aus der Stirne zu stoßen, alles mit der leichten Bewegung der Glieder, als wäre jedes seine rechte Hand, ist daher eine Erquickung anzusehen. Man fühlt sich selbst leicht und wohl, wenn man die Stärke und Sicherheit in seinen Bewegungen sieht, und wie allgegenwärtig er in den Muskeln seines Körpers scheint. Wenn ich mich selbst recht verstehe, so trägt sein untersetzter Körper nicht wenig dazu bei. Von dem stärken Schenkel herab verdünnt sich das richtig geformte Bein immer mehr, und schließt sich endlich in dem nettesten Fuß, den Sie sich denken können, und eben so verdünnt sich der starke Arm nach der kleinen Hand zu. Was das für eine Wirkung thun muß, können Sie sich leicht vorstellen. Allein diese Stärke ist nicht bloß scheinbar. Er ist wirklich stark und äusserst geübt und flink. In der Szene im Alchymisten, wo er sich dort, läuft er und hüpft er von einem dieser netten Beine auf das andere mit bewundernswürdiger Leichtigkeit, daß man glaubt, er schwebe.

In seinem Gesichte sieht jedermann, ohne viel physiognomisches Rafinement, den glücklichen schönen Geist auf der heitern Stirne, und den wachsamen Beobachter und witzigen Kopf in dem schnellen, funkelnden und oft schalkhaften Auge. Seine Mienen sind bis zur Mittheilung deutlich und lebhaft. Man sieht ernsthaft mit ihm aus, man runzelt die Stirne mit ihm, und lächelt mit ihm; in seiner heimlichen Freude, und in der Freundlichkeit, wenn er in einem Beispiele den Zuhörer zu seinem Vertrauten zu machen scheint, ist etwas so Zuthunliches, daß man dem entzükkenden Manne mit ganzer Seele entgegen fliegt.

Von seiner Gabe, das Gesicht zu verändern, haben Sie vermuthlich, so wie ich, in Deutschland schon gehört. Hr. G. hat es allerdings hierin zum Erstaunen weit gebracht. Z. E. im Sir John Brute, wo ich ihn ganz in der Nähe beobachtete, machte mich sein Mund aufmerksam, so bald er auf die Bühne trat. Er hatte nämlich die beiden Winkel desselben etwas herabgezogen, wodurch er sich ein äußerst liederliches und versoffenes Ansehen gab. Diese Figur des Mundes behielt er bis ans Ende bei, nur mit dem Unterschiede, daß sich der Mund etwas mehr öffnete, so wie sein Rausch anwuchs; diese Figur muß sich also, in dem Manne, so mit der Idee eines Sir Johns Brut's assoziirt haben, daß sie sich ohne Vorsatz gibt, sonst, sollte man denken, müßte er sie einmal in dem Lärm vergessen, dessen er fürwahr in diesem Stück nicht wenig macht.

Nun bedenken Sie weiter: seitdem dieser vortrefflich gebildete und dabei mit allen Geistesgaben eines großen Schauspielers von der Natur ausgerüstete Mann, in seinem vier und zwanzigsten Jahre, als Exkandidatus Juris, auf einmal auf dem Theater in Goodmansfields erschien, und gleich bei seiner ersten Erscheinung alle Schauspieler seiner Zeit zurückließ, ward er der Abgott der Nation, die Würze der guten Gesellschaft und der Liebling der Großen. Fast alle die neuern englischen Schriftsteller, die man bei uns so sehr liest, nachahmt und nachäfft, waren seine Freunde. Er half sie bilden, so wie sie ihn wiederum bilden halfen. Der Mensch lag seinem beobachtenden Geiste offen, von dem ausgebildeten und ausgekünstelten in den Sälen von S. James's an, bis zu den Wilden in den Garküchen von S. Giles's. Er besuchte die Schule, in welche Shakespear ging, wo er ebenfalls, wie jener, nicht auf Offenbarungen paßte, sondern studierte, (denn in England thut das Genie nicht alles, wie in Deutschland) London meine ich, wo ein Mann mit solchem Talent zur Beobachtung seinen Erfahrungssätzen in einem Jahre leicht eine Richtigkeit geben kann, wozu kaum in einem Städtchen, wo alles einerlei hofft und fürchtet, einerlei bewundert, und einerlei erzählt, und wo sich alles reimt, ein ganzes Leben hinreichend wäre. Kenntniß der Welt gibt dem Schriftsteller in jeder Klasse überlegenheit. Sie gibt, wo nicht in allen Fällen seinem Was, doch

immer seinem Wie eine Stärke, gegen die der große nachahmende Zauberer nicht aufkommt, so sehr auch Er, oder sein Klub, oder sein Städchen das Gegentheil glauben mag, und unter den Umständen glauben muß.

Außer den einem guten Schauspieler mehr wesentlichen Eigenschaften besitzt der Mann noch eine Menge anderer, womit man in allen Ständen des Lebens sein Glück macht und die Menschen hinführen kann, wo man sie hin haben will. Dahin rechne ich seine Gabe, einzelnen Menschen sowohl als dem Publikum seine Schwachheiten sehr geschwind abzumerken. Dieses setzt ihn in den Stand, in einem Nothfall dem natürlichen Schönen noch den Zusatz von konventionellem zu geben, ohne welches es in dem Jahr, ja ich möchte fast sagen, an dem Tage den Eindruck nicht gemacht haben würde, den es macht. Ich habe selbst bemerkt, daß, wenn ihm z. E. bei einem neuen Versuche der laute Beifall, oder die gewohnte Todesstille der Versammlung ausbleibt, so weiß er es sicherlich noch vor dem Schlusse der Handlung so zu wenden, daß sie erfolgen müssen.

Wenn Sie sich anders aus dem, was ich gesagt habe, schon einen Garrik haben bilden können, so folgen Sie mir jetzt mit ihm in einige Szenen. Ich will die aus dem Hamlet nehmen, wo ihm der Geist erscheint.

Hamlet zeigt sich in einem schwarzen Kleide, dem einzigen, das leider! noch am ganzen Hofe

für seinen armen Vater, der kaum ein paar Monate todt ist, getragen wird. Horazio und Marzellus sind bei ihm und haben Uniform, sie erwarten den Geist; die Arme hat Hamlet hoch untergesteckt, und den Hut in die Augen gedrückt; es ist eine kalte Nacht, und eben zwölfe; das Theater ist verdunkelt, und die ganze Versammlung von einigen Tausenden wird so stille, und alle Gesichter so unbeweglich, als wären sie an die Wände des Schauplatzes gemalt; man könnte am entferntesten Ende des Theaters eine Nadel fallen hören. Auf einmal, da Hamlet eben ziemlich tief im Theater, etwas zur Linken, geht, und den Rücken nach der Versammlung zukehrt, fährt Horazio zusammen; sehen Sie, Mylord, dort kommts, sagt er, und deutet nach der Rechten, wo der Geist schon unbeweglich hingepflanzt steht, ehe man ihn einmal gewahr wird. Garrik, auf diese Worte, wirft sich plötzlich herum und stürzt in demselben Augenblicke zwei bis drei Schritte mit zusammenbrechenden Knieen zurück, sein Hut fällt auf die Erde, die beiden Arme, hauptsächlich der Linke, sind fast ausgestreckt, die Hand so hoch als der Kopf, der rechte Arm ist mehr gebogen und die Hand niedriger, die Finger stehen auseinander, und der Mund offen, so bleibt er in einem großen aber anständigen Schritt, wie erstarrt, stehen, unterstützt von seinen Freunden, die mit der Erscheinung bekannter sind, und fürchteten, er würde niederfallen; in seiner Miene ist das Entsetzen so

ausgedrückt, daß mich, noch ehe er zu sprechen anfing, ein wiederholtes Grausen anwandelte. Die fast fürchterliche Stille der Versammlung, die vor diesem Auftritt vorherging; und machte, daß man sich kaum sicher glaubte, trug vermuthlich nicht wenig dazu bei. So spricht er endlich, nicht mit dem Anfange, sondern mit dem Ende eines Athemzuges und bebender Stimme: Angels and ministers of grace defend us! Worte, die alles vollenden, was dieser Szene noch fehlen könnte, sie zu einer der größten und schrecklichsten zu machen, deren vielleicht der Schauplatz fähig ist. Der Geist winkt ihm, da sollten Sie ihn sich von seinen Freunden, die ihn warnen, nicht zu folgen, und fest halten, los arbeiten sehen, immer mit den Augen auf den Geist, ob er gleich mit seinen Gefährten spricht. Aber endlich, da sie es ihm zu lange machen, wendet er auch sein Gesicht nach ihnen, reißt sich mit großer Heftigkeit los, und zieht mit einer Geschwindigkeit, die einen schaudern macht, den Degen gegen sie: by heaven I'll make a ghost of him, that lets me, sagt er. Das ist genug für sie; alsdann legt er den Degen gegen das Gespenst aus: go on I'll fallow thee: so geht der Geist ab. Hamlet steht noch immer still, mit vorgehaltenem Degen, um mehr Entfernung zu gewinnen, endlich da der Zuschauer den Geist nicht mehr sieht, fängt er an ihm langsam zu folgen, steht zuweilen still, und geht dann weiter, immer mit ausgelegtem

Degen, die Augen starr nach dem Geist, mit verwirrtem Haar und noch außer Athem, bis er sich ebenfalls hinter den Szenen verliert. Mit was für einem lauten Beifall dieser Abzug begleitet wird, können Sie sich leicht denken. Er fängt an, so bald der Geist fort ist, und dauert bis Hamlet ebenfalls verschwindet. Was das für ein Triumph ist! man sollte denken, ein solcher Beifall auf einem der ersten Schauplätze der Welt und vielleicht von dem gefühlvollsten Publikum der Welt, müßte jeden Funken von Schauspielergenie in einem Zuschauer zu Flammen fachen. Allein da sieht man's, so handeln, wie Garrik, uud so schreiben, wie Shakespear, sind Wirkungen von Ursachen, die sehr tief liegen. Sie werden freilich nachgeahmt, nicht sie, sollte man sagen, sondern das Phantom, das sich der Nachahmer nach Maßgabe seiner eigenen Kräfte von ihnen schafft. Dieses erreicht er oft, übertrifft es wohl gar, und bleibt dessen ungeachtet weit unter dem wahren Original. Der Weißbinder hält sein Werk für so vollkommen als der Maler das seinige, oder wohl gar für vollkommner. Nicht jeder Schauspieler, der die flachen Hände von ein paar hundert Menschen allzeit zu kommandiren weiß, ist deswegen ein Garrik, und nicht jeder Schriftsteller, der ein paar sogenannte Heimlichkeiten der menschlichen Natur, in einer altväterischen Prose, und mit Prunkschnitzern gegen Sprache und gute Sitte auszuplaudern gelernt hat, ist deswegen ein Shakespear.

Die unbeschreiblich gefällige Leichtigkeit, Stärke und Sicherheit in der Bewegung, wodurch sich Herr Garrik so sehr auszeichnet, möchten wohl nicht so leicht zu erhalten seyn, ob ich gleich nicht leugnen will, daß die richtige Form seiner Glieder etwas dazu beiträgt. Ich fürchte, es ist vieljährige, Zeit und Schweiß kostende Übung des Leibes, die sich endlich zu dieser Ungezwungenheit aufgeklärt hat, und die, durch beständige Beobachtung schöner, von Personen beiderlei Geschlechts bewunderter und beneideter Männer verherrlicht, jetzt bei ihm aussieht, als hätt' er sie umsonst.

Hiezu kommt nunmehr bei diesem Manne das seelenstärkende Gefühl seiner Überlegenheit. Er hat nichts zu fürchten. Das ganze Publikum sieht aufwärts nach ihm, und die wenigen, die über ihn seyn mögen, sind gewiß von der Klasse derer, die stille schweigen. Was Wunder, wenn diese Begeisterung zuweilen ein Licht um ihn verbreitet, das alle übrige Schauspieler verdunkelt? In allem, was er thut, oder sagt, ist daher nicht die flüchtigste Spur eines ängstlichen Bestrebens zu gefallen, wodurch so mancher Schauspieler mißfällt. Weiter; wenn er den Hofmann macht, so tritt in ihm kein armer Teufel auf, sondern es ist der Mann von Welt selbst, den man sieht; der Mann, der diesen Abend an dem papiernen Hof in Drurylane und morgen Vormittag an dem goldnen in St. James's glänzt. Wie viel Hofleute, und was sage ich Hofleute? Wie viel Hamlete mögen denn

überhaupt wohl in der Welt seyn, die das sind, was der Mann zwischen seinen vier Wänden ist? Dieses waren wieder ein paar Pinselstriche an seinem Portrait als Garrik. Nun noch ein paar an Hamlet.

In dem vortrefflichen Monolog: O that this too, too solid flesh would melt etc. bringt er, um mich astronomischer Kunstwörter zu bedienen, wieder eine Menge von den kleinen Gleichungen an, womit er die Handlung eines mittleren Menschen zur Wahrheit und Bestimmtheit des Individuums verbessert. Die Thränen des gerechtesten Schmerzes für einen tugendhaften Vater, um den eine leichtsinnige Mutter, nicht allein keine Trauer, sondern kein Leid mehr trägt, zu einer Zeit, da die Schmarotzer noch schwarz tragen sollten, die unaufhaltsamsten unter allen Thränen, vielleicht, da sie bei einem solchen Kampf von Pflicht mit Pflicht die einzige Erleichterung sind, die sich ein rechtschaffenes Herz verschaffen kann, überwältigen Garriken völlig. Von den Worten: So excellent a king geht das letzte ganz verloren; man sieht es nur an der Bewegung des Mundes, der sich gleich darauf fest und zitternd schließt, um den allzu deutlichen Ausdruck des Schmerzes durch die Lippen, der sich ins unmännliche ziehen könnte, zu hemmen. Diese Art, Thränen fallen zu lassen, die mit der ganzen Last des innern Schmerzes auch zugleich die männliche Seele zeigt, die unter ihr leidet, theilt sich unaufhaltsam mit. Ist man aber erst einmal Shakespearn in der Reihe, so wird jedes Wort ein

Schlag, wenn es Garrik spricht. Am Ende des Monologs mischt sich gerechter Unwille mit seinem Schmerz, und einmal, da sein Arm heftig, wie mit einem Streich, herunterfällt, um einem Wort im Unwillen Nachdruck zu geben, bleibt dieses Wort, unerwartet für die Zuhörer, von Thränen aufgehalten aus, und kömmt erst nach einigen Augenblicken mit den Thränen zugleich nach. Ich und mein Nachbar, mit dem ich noch kein Wort gesprochen hatte, sahen uns hier einander an, und sagten etwas. Es war unwiderstehlich.

Der berühmte Monolog: To be or not to be etc. macht natürlich den großen Eindruck auf den Zuhörer nicht, und kann ihn nicht machen. Er thut aber doch ungleich mehr, als man von einem Räsonnement über Selbstmord und Tod in einem Trauerspiel erwarten sollte, deswegen, weil ihn nicht allein ein großer Theil der Versammlung wie ein Vater Unser auswendig weiß, sondern auch, möchte ich sagen, jedermann wie ein Vater Unser sprechen hört, zwar freilich nicht mit den großen begleitenden Ideen unsers geheiligten Gebets, aber doch mit einem Gefühl von Feierlichkeit und Würde, wovon sich jemanden, der England nicht kennt, kein Begriff geben läßt. Shakespear ist auch auf dieser Insel nicht berühmt, sondern heilig; man hört seine Sittensprüche überall; ich selbst habe sie, an einem wichtigen Tage, im Parlament gehört. So erwächst sein Name mit den ehrwürdigsten Ideen; man singt aus ihm und

von ihm, und daher lernt ihn ein großer Theil der englischen Jugend eher kennen, als das A B C und den Pontius Pilatus.

Hamlet, der, wie ich schon erinnert habe, in Trauer ist, erscheint hier, weil er schon angefangen hat, den Verrückten zu spielen, mit dickem, losem Haar, davon ein Theil über die eine Schulter hervorhängt; einer von den schwarzen Strümpfen ist heruntergefallen, und läßt den weißen Unterstrumpf sehen, auch eine Schlinge des rothen Kniebandes hängt über die Mitte der Wade herab. So tritt er langsam und in tiefer Betrachtung hinter den Szenen hervor; das Kinn unterstützt er mit der rechten Hand, und den Elbogen des rechten Arms mit der linken, und sieht mit großer Würde seitwärts auf die Erde nieder. Hierauf, indem er den rechten Arm von dem Kinn wegbringt, aber, wo ich mich recht erinnere, ihn noch durch den linken unterstützt hält; spricht er die Worte: To be or not to be etc. leise, aber wegen der großen Stille (und nicht aus einer besondern Gabe des Mannes, wie sogar in einigen Schriften steht) überall vernehmlich.

Einige der schönsten Szenen muß ich übergehen, unter andern die, wo er die Schauspieler unterrichtet, und dann die, in welcher er seiner Mutter die Vergleichung zwischen seinem Onkel und seinem Vater ins Herz donnert, und der Geist darüber erscheint; ein Schlag auf den andern, ehe man sich noch erholt hat. — Er führt ins Unendliche. —

Ich beschließe also hier das Trauerspiel und gebe Ihnen nur noch eine kurze Farce.

Sir John Brute ist nicht blos ein liederlicher Hund, sondern Garrik macht auch einen alten Gecken aus ihm. Das letztere ist gleich im Anzug sichtbar. Auf eine Perücke, die noch so ziemlich zu seinen Jahren paßt, hat er ein kleines bordirtes Modehütchen, so leichtfertig hingeworfen, daß es schlechterdings nichts von der Stirne bedeckt, was nicht schon von der Perücke bedeckt wäre. In seiner Hand hält er einen von den eichenen Hakenstöcken, mit denen sich die jungen Poltrons im Park des Morgens (so heißt hier die Zeit von 10 bis 3 Uhr) das Ansehen der verteufelten Kerlen geben. Es ist eigentlich ein Prügel, an dem nur dünne Spuren von Kunst uad Kultur zu sehen sind, gerade so wie gemeiniglich auch an dem menschlichen Bengel, der ihn trägt. Diesen Stock braucht Sir John, seine Worte mit Gepolter zu unterstützen, zumal wenn nur Frauenzimmer gegenwärtig sind, oder auch einmal in der Hitze hinzuschlagen, wo niemand steht, der es übel auslegen könnte. — —

Auf allen Schauplätzen gibt es fast immer irgend einen oder den andern Schauspieler, der den Betrunkenen mehr als erträglich macht. Die Ursache ist leicht zu finden. Es fehlt nirgends an Gelegenheit zur Beobachtung, und, was wohl der Hauptgrund seyn mag, dergleichtn Rollen haben ihrer Natur nach, weder enge, noch sehr scharf

abgeschnittene Grenzen. Dessen ungeachtet spielt Herr Garrik den betrunkenen Sir John so, daß ich gewiß den außerordentlichen Mann in ihm erkannt haben würde, auch wenn ich nie etwas von ihm gehört, und ihn selbst in diesem Stück nur in Einer Szene gesehen hätte. Vom Anfange sitzt die Perücke noch gerade, und man sieht das Gesicht voll und rund. Nun kömmt er äußerst betrunken nach Haus. Da sieht er aus wie der Mond ein paar Tage vor dem letzten Viertel; fast die Hälfte ist von der Perücke bedeckt; der Theil, den man noch sieht, ist zwar etwas blutig und glänzt von Schweiß, ist aber dafür äußerst freundlich, so daß er den Verlust des andern wieder ersetzt. Die Weste ist von oben bis unten offen, die Strümpfe voller Falten, und die beiden Strumpfbänder hängen herab, und zwar sehr mystisch — zweierlei Strumpfbänder; es ist nur ein Wunder, daß er nicht gar Schuhe von beiderlei Geschlecht erwischt hat. In diesem betrübten Zustande kommt er zur Frau in die Stube, und auf ihr ängstliches Befragen, was ihm fehle (und sie hat Ursache so zu fragen), antwortet er mit gesammelten Kräften: Frau, gesund wie ein Fisch im Wasser, und doch regt er sich nicht vom Thürpfosten weg, an dem er fest sitzt, als wenn er sich den Rücken reiben wollte. Dann wird er grob und thut auf einmal wieder so weinklug und so freundlich, daß die ganze Versammlung in einen Aufruhr von Beifall ausbricht. In der Szene, wo er einschläft, hat er

mich in Erstaunen gesetzt. Die Art, wie er bei geschlossenen Augen, schwimmendem Kopf, und bloß mit der Frau zankt, und mit r und l einen Mittellaut zusammengeschmolzen, bald schimpft und bald eine Sittenlehre zu lallen scheint, wovon er das scheußlichste Widerspiel ist; wie er die Lippen bewegt, daß man nicht weiß, ob er kaut, oder schmeckt, oder spricht, das alles war so weit über meine Erwartung, als irgend etwas, was ich von diesem Manne gesehen habe.

Lichtenberg.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eisenschmid, Leonhard Martin,

Polymnia oder theoretisch-praktische Sammlung über das Gesammt-Gebieth teutscher Prosa und Dichtkunst in systematischer Ordnung entworfen

Bd.: 1,2=Abt.1

Bamberg ; Aschaffenburg 1827

L.eleg.g. 122 m-1,2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10811878-8